This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,369,938

4

(1789 - 1869)

Deutsche Literatur
44

Dr Strousberg.

~~3.10.3.3.~~

838
C33

Mnemosyne.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Pſyche.

Zur Entwicklungsgeſchichte der Seele.

Von

C. G. Carus.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Groß Oktav. Velinpapier. Preis 3 Thlr. 8 Ngr. oder fl. 5.

23233

Mnemosyne.

Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern.

Von

Carl Gustav Carus.

I. Vermischte Aufsätze. II. Erinnerungen an Florenz.
III. Biographisches Fragment.

Pforzheim,
Flammer und Hoffmann.
1848.

Inhalt.

I. Vermischte Aufsätze.

Seite

Kunst und Leben. 1818 3
Philosophische Systematik. 1823 9
Von der Bedeutung der besondern Bildung des Auges auf manchen alten Gemälden. 1825 18
Von rechter Art Gemälde zu betrachten. 1838 27
Frommsein und Pietismus. 1818 37
Hamlet. Das Princip dieser Tragödie. 1827 42
Vom Geiste der Musik. 1827 45
Dämonen. 1832 49
Nachwirkung. 1832 51
Geist Mozart's. 1832 52
Weltton. 1832 54
Dienstverhältnisse im Staate. 1833 55
Beethoven — Dante. 1832 57
Verlorene Heiterkeit neuerer Musik. 1833 58
Sein — Nichtsein. 1817 60
Gothischer Styl älterer Musik. 1833 63
Gedankenfolgen der Musik. 1833 68
Aufgabe für Plastik. 1833 70
Mondfinsterniß. 1833 71
Ueber einen merkwürdigen Fall von Somnambulismus und Hellsehen. 1834 73
Ob Reinheit des Tons in der Musik übertrieben werden könne. 1834 77
Vom eigentlichen Charakter der Mozart'schen Musik. 1835 . . . 79
C-moll Symphonie Beethoven's noch einmal. 1835 82
Bruchstück einer nicht metrischen Uebersetzung des Dante. 1836 . . 84
Mendelssohn's Paulus und Beethoven's Symphonie B-dur. 1838 . 90
Nach Beethoven's Trio B-dur. 1838 94
Verwerfliche Wirkungen der Zeitschriften und Unterhaltungsblätter unserer Zeit. 1821 96
Gluck's Armide, dargestellt von der Schröder-Devrient. 1843 . . 108
Mendelssohn's Paulus noch einmal. 1843 110

Seite
Ostermorgen. 1845 112
Vom Ende Beethoven's. 1846 113
Die Ströme der Literatur. 1846 118
Was sind Literaten? 1847 120
Napoleon in Fontainebleau von Paul Delaroche. 1847 124

II. Erinnerungen an Florenz aus dem Jahre 1841.

Rollendorfer Höhe im Winter. Laun. Das Stammhaus der Werschowitsche. Prag. Physiognomie der Stadt 132
Corda — Haus des Grafen Thun. Beeistrr Wald. Waldhofen. Wien 134
Stephansmünster. Muttergottes für die Dienstleute. Lichtenstein'sche Gallerie 137
Naturaliengallerie. Czermack. Rokitansky. Gesellschaft Wiener Aerzte 142
Winterreise durch Oesterreich. Villach. Klagenfurth 148
Pontieba. Resciutta. Udine. Schönheit des Volks. Angenehmer Abend in Conegliano 150
Mestre — Venedig. Trüber Eintritt. Pracht des Marksplatzes und der Markuskirche 154
Mondabend. Vollmondnacht in Venedig 157
Morgen in Venedig. Gallerie der Akademie. Kirche Maria della Salute. Die Damen auf dem Dache. Oper 160
Aussicht vom Markusthurm. Palast Manfreni und dessen Gallerie. Abfahrt 168
Padua. Dom. Gemälde des Avanzo. Euganeische Hügel. Monselice. Abend auf dem Berge des Castells. Der Postmeister. Unannehmlichkeiten in Ferrara. Bologna. Uebergang des Apennin. Wolkenerscheinung. Ankunft in Florenz 173
Gallerie degli Uffizii. Cascini. Oper (Lucrezia Borgia) mit der Unger und Moriani 183
Excursion nach Fiesole. Gallerie in Pitti. Umbildung von Vorstellungen in der Seele durch die Zeit 185
Abend bei Dr. Betti. St. Miniato. Abend bei Amici 190
Poggio imperiale. Graf Moltke. Kapelle der Medicäer. Großes Spital in St. Maria nuova. Menschliche Versteinerungen. Porträt des Dante im Bargello. Monument Dante's in St. Croce. Bello-sguardo. Oper (Belisario) 193
Bibliothek des Großherzogs. Capella dei Spagnuoli. Kirche del Carmine. Die Certosa 201
Gallerie der Akademie der Künste. Dr. Barzellotti 204
Orthopädische Anstalt des Dr. Carbonai. Monte Oliveto. Eisenbrücke 207

Seite
Louis Bonaparte. Reichthum Florentiner Ansichten 208
Aegyptisches Museum. Kreuzigung von Fiesole in San Marco. Fest. der Santissima Annunziata. Musikabend bei Dr. Barzelloti 211
Castello. Alte Handzeichnungen auf der Gallerie degli Uffizii. Tizian's Flora. Texier's Schilderung. Concert bei Hofe 216
Diner auf der Villa von Betti. Fiera. Oper I. Puritani. Atelier von Bartolini. Abendspaziergang in Florenz 221
Fortgesetzte Betrachtung alter Handzeichnungen. Villa Careggi. Der amerikanische Bildhauer Bawers. Abendmahl von Andrea del Sarto in San Salvi. Camelliengarten der Gräfin Bouturlin 227
Bibliothek Riccardi. Die Abbadia unterhalb Fiesole. Abend in den Cascini. Hofconcert: der Paulus von Mendelssohn 231
Sitzung in der Academia dei Georgofili. Tafel beim Großherzoge. Die Gemmen und Münzen der großen Gallerie. Fahrt nach Pisa. Abend auf dem Domplatz 235
Landschaftsmaler Marco. La Spina. Savi. Campo Santo. Battisterio. Dom. Campanile. Diner bei Herrn Brandt. Rosellini. Rosini 239
Herzlichkeit der Professoren Savi und Mattencci. Rückfahrt nach Florenz 243
Osterfeier in Florenz. La Colombina. Il Carro 245
Atelier von Costoli. Statue Galilei's. Atelier von Santarelli. Abend in San Miniato. Aussicht über Florenz. Die Petraja . 251
Wettrennen in den Cascini. Diner bei Louis Bonaparte. Weg über die Fortezza 255
Malerbildnisse der großen Gallerie. Antiken daselbst 259
Gallerie Pitti. Porträt von Raphael's Oheim. Die fossilen Nilpferds- und Elephantenknochen der Specola. Diner bei Graf Martellini mit der Unger. Rome souterraine 263
Conchylienfammlung von Mazzi. Das Tagestheater in Florenz. Fahrt nach einer Ruine bei Castell-Poggio 268
Abschiedsdiner bei Hof. Neue Schätze der großen Gallerie. Vorbereitung zur Abreise 273
Fahrt über die Apenninen 275
Bologna. Die Novello. Alessandrini's Museum. Gemäldegallerie. Palast Palleoti. Sitzung der Akademie. Aegyptische Alterthümer des Dr. Ferlini. Palast Mareschalchi. Rossini. San Michele al bosco. Universitätsgebäude. Dom. Opera buffa 277
Die lombardische Ebene. Mantua 291
Verona. Kathedrale. Garten des Grafen Giusti. Die Arena. Grab der Julia und des Romeo. San Zeno. Weg in die Alpen. Bergsturz von Roveredo 293

Seite
Trient. Schönheit Tyrols. Botzen. Brixen 302
Abreise von Brixen. Procession. Franzensveste. Der Brenner. Innsbruck. Kaiser Maximilian's Grab. Das Ferdinandeum. Ueberblick der Gegend 305
Dorf Zirl. Seefelden. Der Wallersee. Der Kochelsee. Benediktbeuren. München 310
Der Münchner Dom. Glyptothek. Basilika. Pinakothek. Die Ludwigsstraße. Kunstverein. Saalbau. Isarthor. Aulkirche. Bemerkungen über Geist der Architektur. Anatomisches Theater. Geh. Hofrath v. Schubert 315
Die Allerheiligenkirche. Jesuitenkirche. Akademie der Wissenschaften. Professor Steinheil. Naturhistorisches Museum. Leuchtenberg'sche Gallerie. Ludwigskirche. Fries des Bachus von Schwanthaler. Königsbau. Kaulbach. Theater 330
Stiglmayer's Gießerei. Kopf der Bavaria. Vasensammlung der Pinakothek. Schwanthaler's Atelier. Ateliers von Schnorr und Heß. Der englische Garten. v. Schelling. v. Walther. v. Martius. Botanischer Garten 342
Regensburg. Der Dom. Walhalla. Donaufauf 347
Rückweg. Tirschenreuth. Franzensbrunn. Dresden 354

III. Biographisches Fragment 357

Druckfehler.

Seite 8 Zeile 1 von oben statt erste lies zweite.
„ 8 „ 2 von oben st. zweiten l. ersten.
„ 74 „ 13 von unten st. beachtendes l. beachtetes.
„ 96 „ 11 von unten st. dennoch l. demnach.
„ 111 „ 19 von oben st. noch l. nach.
„ 168 „ 5 von oben st. Behufs l. Besuch.
„ 197 „ 6 von oben st. squardo l. sguardo.
„ 199 „ 9 von unten st. squardo l. sguardo.
„ 232 „ 4 von oben st. Abadia l. Abbadia.
„ 232 „ 10 von oben st. Olivenlauben l. Olivenlaube.
„ 234 „ 15 von oben st. hastigen l. heftigen.
„ 236 „ 6 von unten st. Sache l. Sachen.
„ 241 „ 12 von unten st. Plattform l. Plateform.
„ 242 „ 7 von unten st. Rossini l. Rosini.
„ 243 „ 15 von unten nach exploiter tilge Comma.
„ 265 „ 18 von oben st. Backenknochen l. Beckenknochen.
„ 268 „ 2 von unten st. Jiorno l. Chiorno.
„ 274 „ 1 von oben st. Zeit der l. Zeit des.
„ 286 „ 17 von unten st. Olivataner l. Olivetaner.

Zum Verständniß dieser Sammlung.

Die Aufgaben so wie die Ergebnisse eines thätigen, langen geistigen Lebens sind nothwendig sehr verschiedener Art. Vieles wird in einem solchen hervortreten, wobei die Individualität des Menschen großentheils im Hintergrunde sich verbirgt, woran das eigentlich Objective allein gültig erscheint, und dem es zum Ruhme gereicht, wenn die innerste Persönlichkeit über die von ihr ausgehenden Resultate ganz vergessen werden kann; Anderes hingegen wird sich offenbaren, bei dem gerade die ausgesprochenste Individualität als das eigentlich Verdienstliche angesehen werden muß. Wie wir daher etwa bei den meisten trefflichen Kunstwerken des Alterthums keine Ahnung mehr haben und zu haben brauchen von der Individualität der Künstler, welche einst sie geschaffen hatten, so auch ist in unserer Zeit ein bedeutendes Werk, eine große wissenschaftliche Arbeit etwa dann gerade am reinsten und vollendetsten, wenn sie von der individuellen Stimmung des Geistes, aus dem sie hervorging, am meisten sich freihält, wenn sie vielmehr rein und großartig allein den Geist der Wissenschaft selbst athmet. Hin-

wiederum kann es aber auch nicht fehlen, daß in einem überhaupt productiven Geiste neben jenen objectiven Aeußerungen eben so nothwendig andere, die Eigenthümlichkeit gerade dieser Seele ausdrückende und offenbarende Bestrebungen und Ergebnisse sich kund geben; auch die Subjectivität hat ihre Rechte, und, wie sie denn doch zuletzt eben selbst das rein Menschliche und dadurch zugleich tiefster Grund aller Objectivität ist, so muß auch ihr vergönnt sein, gerade in ihrer besondern Art sich Luft zu machen und irgendwie sich zu offenbaren.

Auf diese Weise ist es daher immer gekommen, daß bei den meisten auf eine längere und bedeutendere Wirksamkeit angewiesenen Geistern neben der einen Art ganz objectiver und der Menschheit im Allgemeinen bestimmter Thätigkeit nothwendig zugleich irgend eine andere Reihe von Bestrebungen bemerkbar geworden ist, welche entschieden mehr auf das eigene Innere Bezug nahm, worin das eigenste Wesen gerade dieser Seele sich besonders kund zu geben die Bedeutung hatte, und welche demnach ursprünglich weniger für größere und allgemeinere Lebenkreise bestimmt sein konnte.

Will man diese zweifachen Richtungen sich vollkommen deutlich machen, so sehe man zunächst sich um im Bereiche der Literatur und denke darüber nach, welch merkwürdiges Verhältniß zwischen dergleichen objectiven und subjectiven Werken verschiedener strebender Geister hier von jeher vorhanden gewesen ist. Da findet sich denn reiche Gelegenheit

zu bemerken, wie oft von einem und demſelben Autor nach einer Seite hin Werke ausgegangen ſind, in denen von dem eigenſten Weſen gerade dieſes Menſchen nur wenige Spuren aufgefunden werden können. Mit wahrer Selbſtverläugnung, und doch meiſtens ganz unabſichtlich, bringt da der Geiſt, wenn er gewiſſermaßen ſich ſelbſt über die Sache vergißt, Arbeiten zum Vorſchein, in welchen nur das allgemein Gültige, nur das auf einen größern Kreis Bezügliche ſich hervorthut, und welche man deßhalb eben ſo gut oft einem ganz andern als gerade dieſem Verfaſſer zuſchreiben dürfte. Unmittelbar neben ſolchen Produktionen jedoch machen ſich denn oft auch andere Platz, in welchen, gleichſam durch die Macht des Gegenſatzes gefordert, nur die eigenthümlichſten Stimmungen, Gefühlsweiſen und die Formen gerade dieſer individuellen Erkenntniß ſich entwickeln und hervortreten. Für den Pſychologen iſt in ſolchen Fällen das Vergleichen ſo verſchiedenartiger Strahlen, welche aus einem und demſelben Mittelpunkt ausgehen können, immer als eine der intereſſanteſten Aufgaben anzuſehen, und es bietet auch Das hiebei noch zu beſonderen Betrachtungen Veranlaſſung, wenn man abzuwägen verſucht, in welcher dieſer beiden Richtungen eines und deſſelben Geiſtes nun wirklich das Bedeutendere von ihm geleiſtet worden iſt. Man wird dann finden, daß, wenn bei dem Einen die ganz ſubjectiven Ergebniſſe bei weitem hinter Dem, was als objective Aufgabe von ihm verfolgt wurde, an beſonderm Werthe

zurückstehen (so z. B. die Gedichte des Alb. v. Haller gegen seine großen wissenschaftlichen Arbeiten), hinwiederum bei dem Andern Das, was er selbst für ganz subjectiv halten mochte, doch für die Folgezeit weit größern Werth behalten hat, als Das, was ihm selbst einst als eine höchst wichtige objective Manifestation erschienen war (so z. B. die unsterblichen Gedichte des Petrarca gegen seine gelehrten aber jetzt längst vergessenen lateinischen Abhandlungen). Hiebei ist übrigens auch Das noch zu bedenken, daß allemal die Vergleichung dieser beiden Richtungen und ihrer Resultate vom größten Gewicht sein müsse, um zu einer vollständigen Kenntniß der Individualität, aus der sie hervorgingen, gelangen zu können; ja man wird zuletzt auf einzelne Geister aufmerksam werden, welche so sehr, so zu sagen, aus dem Ganzen sind, daß bei ihnen es dem Nachlebenden sogar fast für immer unmöglich bleibt, ganz scharf zu unterscheiden, was überhaupt als mehr objectiv und was als mehr subjectiv in ihren einzelnen Leistungen angesprochen werden darf, als wobei wir denn unter den bedeutendsten jeden Falls auf Göthe zu verweisen das Recht haben werden.

Zu allen diesen Betrachtungen wurde ich veranlaßt, als ich in der nächstverflossenen Zeit mancherlei Aufsätze, Tagebücher und Gedenkblätter durchzusehen anfing, welche seit zwanzig, ja dreißig Jahren nach und nach unter meinen Papieren sich aufgehäuft hatten. In den meisten dieser Blätter erkannte ich ebenfalls Ergebnisse einer im Ganzen mehr

ſubjectiven Art; es war darin gegeben das Ausſprechen beſonderer Stimmungen, wie ſie von bedeutenden Eindrücken herbeigeführt worden waren, die Darſtellung gewiſſer aus beſonderen Begegnungen gewonnener Erkenntniſſe, ſo wie die Schilderung mannichfaltiger lebhaft wieder erwachter Erinnerungen, aber in Allem lag mir auch deutlich ein Schlüſſel verborgen, Entſtehung, Fortbildung und Vollendung ſo mancher meiner objectiven wiſſenſchaftlichen Arbeiten richtig zu deuten und zu wahrem Verſtändniß zu bringen. In ſo fern alſo hier wirklich ſo Manches gegeben war, was ich als unerläßliche Ergänzung zu vielfältigen Arbeiten der objectiven Richtung betrachten durfte, ſchien es mir ganz angemeſſen, nun auch dieſen, vielleicht mehr eigenthümlichen Intuitionen das Recht der Oeffentlichkeit nicht zu verſagen, ja es war ſogar zu erwarten, daß namentlich Denen, welchen jene objectiven Beſtrebungen irgend wichtig geworden ſind, auch dieſe mehr ſubjectiven Mittheilungen wohl einige Theilnahme abgewinnen könnten.

Ich habe überdies alle hier wieder gegebenen Aufſätze nicht ermangelt mit den Jahrzahlen ihrer Entſtehung zu bezeichnen, und ich muß beſonders darauf aufmerkſam machen, auch das hiemit angedeutete autobiographiſche Moment dieſer Sammlung nicht zu überſehen. Eine andere Färbung der einzelnen, hier größtentheils, obwohl nicht ganz ſtreng chronologiſch geordneten Fragmente, je nachdem ſie einer frühern oder ſpätern Lebensperiode angehören, wird

deutlich eingesehen werden können, und auch hieraus wird manches nicht ganz uninteressante Resultat sich ziehen lassen, zumal da es jeden Falls noch in dem angehängten Anfang einer Geschichte meiner eigenen frühern Entwicklung eine gewisse Vervollständigung erhält.

Möge daher nun das so aus vielen Theilen entstandene Ganze, und zwar am liebsten in der Bedeutung eines Manuscripts für Freunde, gleichsam erklärend und ergänzend in die Reihe anderer, früher veröffentlichter Arbeiten hinausgehen, und möge dasselbe, wie es einestheils vielfältige Erinnerungen darstellt, auch anderntheils einigermaßen der Erinnerung Befreundeter sich einprägen, dadurch also in jedem Sinne dem Schutze der Mnemosyne empfohlen bleiben.

I.

Vermiſchte Aufſätze.

Kunst und Leben.

Fragment, geschrieben um das Jahr 1818.

Das Leben des Menschen soll zu einem Kunstwerk sich gestalten. Darzulegen, in welcher Weise eine solche Gestaltung des Lebens in gleichem Maße wie die des Kunstwerks erfolgt, sollen die nachstehenden Betrachtungen versuchen. Anzuerkennen ist hiebei zuerst und überhaupt: der Mensch sei die Einbildung höhern göttlichen Lebens in das Erdleben. Wie stark in jedem einzelnen Menschen die eingeborene göttliche Idee wirke, hängt nicht von ihm ab; er empfindet sich allemal als ein Gegebenes. Ein solch Gegebenes ist doch aber immer ein Göttliches und somit seiner Art nach jedem andern Göttlichen gleich, ungleich aber andern in seiner besondern Richtung und Stärke. In der Entwicklung des Lebens ist die Aufgabe: dieses innere Höchste, seiner vielseitigsten Anwendung nach, zur Bestimmung jenes Elements, welches als Natur uns vorliegt, heraustreten zu lassen. Ganz auf gleiche Weise ist die Aufgabe der Ausführung des Kunstwerkes: seine Grundidee auf das möglich Vollständigste durch alles Material der Kunstbildung durchleuchten zu lassen. Ist nun aber unser Grundwesen ein Göttliches, und Aufgabe unsres Lebens möglich klares Aussprechen dieses Göttlichen durch Einbildung desselben in

das uns vorliegende Element der Natur, so darf uns nothwendig im Leben auch einzig jene innere Wesenheit, das eigentlich allein unmittelbar Gewußte (Gewissen) bestimmen, und nur das Leben in dieser Richtung ist rein. Ganz auf gleiche Weise muß bei Ausführung des Kunstgebildes einzig die Grundidee desselben stätiger Bestimmungsgrund bleiben, und nur das Kunstwerk erscheint in reiner Schönheit, wo diese Idee alleiniger Bestimmungsgrund war und durch alle Theile vollkommen durchgebildet ist. Ein rein und allein durch seine innere Wesenheit bestimmtes Leben ist aber auch zugleich ein göttliches Leben, weil es eine göttliche Idee ausspricht. Ein göttliches Leben, indem es die Harmonie unsrer Wesenheit mit seinem Urquell offenbart, ist zugleich ein seliges Leben. So auch wird das Kunstwerk, in welchem seine Grundidee rein durchgeführt ist, die Individualität der Künstlerseele, welche Urquell dieser Idee war, am deutlichsten hervorheben. Das Leben wird unrein, sündhaft, unfrei, wenn das eingeborene Wesentliche abweicht von seiner ursprünglichen Richtung, wenn es vom Naturelemente oder fremder Individualität sich bestimmen läßt, anstatt jenes selbst zu beherrschen und diese nur anzuerkennen. Das Kunstwerk wird auf gleiche Weise unrein, unschön, wenn es in seiner Ausführung von seiner Grundidee sich entfernt.

Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß die Anerkennung ursprünglicher Gleichartigkeit der Seelen in Bezug auf ihr göttliches Wesen mit Anerkennung wesentlicher unendlicher Verschiedenheit ihrer tiefinnersten Grundidee verbunden bleibe. Der Mensch kann ewig nur er selbst sein, er kann er selbst in immer größerer Vollkommenheit werden, aber er gleicht in so fern der geraden Linie, welche auch unendlich verlängert immer eine Richtung haben wird. Ja, was kann demnach sein ganzes Bestreben in seiner ganzen Ausbildung anders sein als sich selbst verstehen zu lernen, das heilige Wehen der in ihm

brennenden Gottesflamme immer heller, immer unausgesetzter zu vernehmen? Jeder Mensch hat Augenblicke, wo dieses innere heilige Wehen ihm fühlbar wird; in diesen Augenblicken fühlt er sich in Gott — es sind die Augenblicke seiner Seligkeit. Heilige nun dein ganzes Wesen immer mehr und du wirst dich stets in Gott fühlen, ewiges seliges Leben erwerben.

Wer aber gibt uns überhaupt die Gewißheit dieser unsrer innern Göttlichkeit? Können wir sie erwerben? Können wir eine solche Ueberzeugung Jemanden, dem sie wirklich fremd wäre (obwohl dies nicht zu denken), beweisen? Und woher haben wir selbst diese Gewißheit erhalten? Ist sie wirklich in meinem Ich unmittelbar begründet? Wer hat auf dies Alles eine andere Antwort als das alte und ewig neue: „Kenne dich selbst!“ — Das Ich ist die einzige Basis unsres Wissens, unsres Fühlens. Werde deiner recht bewußt, empfinde dich selbst ganz und rein, und du empfindest dich durch unmittelbares Bewußtsein als ein einiges, ein göttliches, ein zur Seligkeit bestimmtes Wesen. Auch wird es nicht fehlen bei rein menschlicher Entwicklung, daß nicht — wenn ein gewisser Zeitpunkt heranrückt — dieses Bewußtsein der Seele klar werden sollte. So bricht zur bestimmten Zeit die Blüthe an der Pflanze hervor. Offenbaren kann sich übrigens dieses Bewußtsein durch verschiedene Formen, doch das Beste bleibt immer unaussprechlich und unmittelbar. Möglichst überall am Unmittelbaren zu halten, wird schon deßhalb ein großes Gesetz im Kunstbau des Lebens bleiben! Noch so scharfe und tiefsinnige Constructionen, noch so vielfaches Sondern und Trennen aller einzelnen Geistesoperationen, deren wir uns bewußt sein können, ersetzen diese innere Unmittelbarkeit nicht.

Ist nun unser Leben ein Kunstwerk, so laßt uns noch betrachten, wie entsteht überhaupt ein Kunstwerk? — Wie wurden Mozart's Melodien, wie gestalteten sich Göthe's

Dichtungen, wie bildete Raphael? — Wie? waren diese Geister etwa Philosophen, welche vorher weitläufige Untersuchungen ausführten, was ein Kunstwerk bedeute und fordere? woher ihnen ein Beruf zugekommen sei zum Dichten und Bilden? Entwickelten sie sich endlich wohl eine Theorie, welche haltbar wäre, damit auch jedweder Andere gute Dicht-, Ton- und Bildwerke fertigen könne? Mit nichten! Das in ihnen Gegebene regte mächtig die Schwingen; ohne mit Worten sagen zu können: Das will ich und so meine ich es, riß es sie hin zum Thun und Schaffen, sie wußten weder sich noch Andern Rechenschaft zu geben, und im unmittelbaren lebendigen Anschauen ihrer eigenen Göttlichkeit erzeugten sie Werke unvergänglich in ihrem Wesen wie sie selbst. „Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftigen Discurse unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor," sagt der Eine; und der Andere: „Woher nun aber es kommt, daß meine Musik so ist und nicht wie der Andern ihre, das mag wohl eben daher kommen, woher es kommt, daß meine Nase mozartisch ist und nicht wie andrer Leute ihre."

Eine innere gegebene Anregung also drängt im Künstler als Grundidee eines Kunstwerks sich hervor, und liebevoll ist das ganze Wesen des Künstlers gegen diese Idee gezogen, weil er in jeder Idee sich selbst erkennt und Einssein und Liebe gleich sind. Diese Liebe ist das Licht — das Element der Sprache, des Tons, der Farbe; diese Mittel — sie sind der Boden für die Pflanze des Kunstwerks. Sorgfältige Pflege treibt das schöne Reislein immer freudiger dem Licht entgegen, endlich erschließt sich die Blüthe und mit dem klaren Ausdruck der Grundidee im Element, so wie mit der Wiederdarbildung des Samenkornes aus dem die Pflanze hervorkeimte, die Vegetation, ist der Lebenscyclus der Kunstbildung beschlossen.

Betrachtet nun die Entwicklung des Menschenlebens. Als göttliche Idee ist der innere Keim und Kern des

Menſchlebens gegeben; weil es eine göttliche Idee iſt, kehrt die Liebe Gottes, und ihr Abbild, die Liebe der Menſchen, ſich gegen den ſich entfaltenden Keim; dieſe Liebe — ſie iſt das Licht, an dem ſich die im Boden des Naturelements wurzelnde Pflanze erhebt, und nur durch Liebe kann der Menſch erzogen werden. Immer freudiger bildet dann die eingeborene Idee ſich aus, immer reiner, immer weniger von außerweſentlichen Momenten beſtimmt, übt ſie ihre Kraft, und ihre Blüthe iſt es, wenn ſie ſich in ihrer innern Göttlichkeit, in ihrer Beziehung auf Gott empfindet. Die Art aber nun, wie dieſes Bewußtſein erlangt wird, die Art, wie die Erlangung deſſelben befördert werden könne, dieſe iſt eben ſo unendlich verſchieden als das Weſen der einer menſchlichen Individualität zum Grunde liegenden Idee ſelbſt. Der Eine erreicht dieſes höchſte Bewußtſein, indem in ſcharfer Conſtruction, Schritt für Schritt ſeine Erkenntniß ſich abrundet, er von jedem Vorwärtsgehen genau Rechenſchaft ſich zu geben bemüht iſt, und als Wiſſender dringt er in's Heiligthum. Der Andere, ohne vom geheimen Treiben des Geiſtes ſich ein ſchärferes trennendes Wiſſen erwerben zu wollen, mit heiliger Scheu vor dem geheimen innern Wirken des Geiſtes (ſo ſcheut der geſunde Organismus in das leibliche Innere zu blicken), hält er ſich mit Innigkeit und Treue an das unmittelbare Gefühl des Rechten, Wahren und Schönen in ſeinem Innern, folgt ohne zu klügeln dem geheimen Zuge der Liebe in ſeinem Innern, und an dem heiligen Schauer, der ihn in hohen und reinen Lebensmomenten durchſtrömt, fühlt er, daß in ihm das Bewußtſein ſeiner ewigen Beziehung auf Gott ſich erſchloſſen hat. Dieſe beiden können als die weſentlichſt verſchiedenen Wege betrachtet werden, unendliche aber liegen in der Mitte; — welchen von beiden wir vorziehen ſollen? — Keinen! — Jeder nach ſeiner Weiſe! — Was mich betrifft, ſcheint mir der zweite höher und kindlicher, der erſte verdienſtlicher und erleuchteter, aber minder innig

zu ſein. Sicher iſt wenigſtens der erſte der Weg des einfachern Menſchen (**anima semplicetta**), den zweiten geht nur, wen ſtrengere Erfahrung zeitig zu hellerm Bewußtſein gereift hat.

Welche Führer können uns dem Ziele des höchſten Bewußtſeins entgegenleiten? — Philoſophie, Religion, Poeſie. — Philoſophie; aber nur eine ſolche, deren erſtes Princip Gott iſt. — Religion; aber nur eine ſolche, deren innerer Kern Liebe iſt. — Poeſie; aber nur die aus reiner Seele hervorgegangene und auf Reinheit der Idee gerichtete. — Möchten nie dieſe Führer ſich ſelbſt beſtreiten wollen, möchte nie ein Führer dem andern ſeine Art aufdringen wollen! Welcher Führer aber von dieſen dreien iſt wohl das offene Evangelium an alle Menſchen? — Die Religion der Liebe, die Religion, wie ſie in Chriſtus ausgeſprochen iſt. Liebe iſt ja eben das Licht, in dem die Menſchenpflanze allein gedeiht, wie durch ſie nur das Kunſtwerk vollendet wird; Liebe iſt das Medium, das von Allen begriffen, das von Allen empfunden wird, und wir ſagen daher mit Auguſtinus: „die menſchliche Seele iſt eine geborene Chriſtin“. — Zur Erforſchung der Wahrheit auf dem Wege des Wiſſens kann dem Menſchen die Kraft verſagt ſein, zur Kunſtübung und Erkennung kann ihm das geiſtige Organ fehlen, aber er iſt Menſch, er liebt, und die Religion der Liebe vereinigt ihn mit Unzähligen, daß ihm Anregung werde, durch immer größere Läuterung ſeines Selbſt, durch immer innigere Wahrnehmung ſeiner eigenſten Individualität zu der innern Seligkeit zu gelangen, welche das höchſte, das alleinige, das unentreißbare Dokument wahrhaft empfundener Beziehung auf Gott iſt und immer bleiben wird.

Philosophische Systematik.

Briefliche Mittheilung um das Jahr 1823.

Die Kunsturkunden von Krause [1], in denen ich heute Mancherlei gelesen, sie haben Gedanken in mir angeregt, welche eben, weil ich Aehnliches schon längere Zeit bald in dunklern, bald in hellern Anschauungen mit mir umher getragen, nun endlich zur vollen Deutlichkeit sich hindurchzuringen arbeiten. Ich will Klarheit mit mir selbst und reine menschliche Wahrheit, frei von jeder fremden Dogmatik; aber auch frei von Haß gegen fremde Ansicht. Ein Gespräch mit Krause hat mir eigentlich am richtigsten und im Einzelnen gezeigt, worin ich im Ganzen niemals seine Richtung theilen werde. Man könnte es vielleicht in wenigen Worten so fassen: mir ist in der Auffassung des Lebens das rastlos Verwandelnde, alles Stätige der Erscheinung Negirende ganz wesentliches Moment, voraussetzend immer, daß das Innere, das Ewige, das Unveränderliche, das Unbegriffene, das Unaussprechliche dabei als wahrhaft Ursachliches gedacht werde. Krause dagegen strebt nach der Erkenntniß beharrender Form; das ewig Forteilende wechselnder Erscheinung nur als accidentell, d. h. nur als durch die der Vernunftsphäre entgegen-

[1] Die Kunsturkunden der Freimaurerei. — Krause lebte in jenen Jahren in Dresden; ich sah ihn öfters und habe ihm für den mathematischen Theil meines Werks „von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüsts" manche gewichtige Mittheilung zu danken.

gesetzte Wesenheit der Natur bedingt ansehend. Ihm folgt nun aus dieser Ueberzeugung das Bestreben, alle solche vernunftmäßig erkannte Form in die Natur möglichst allgemein einzuführen, er scheint den Wechsel der Erscheinung selbst beseitigt, ja die Erscheinung menschlichen Daseins von der stäten Veränderung seiner Form so weit als irgend möglich durchaus befreit wissen zu wollen.

Diese Ansichten gleichen nun Linien, von einem Punkte ausgehend; anfänglich in geringster Differenz zwar, verlieren sie sich doch späterhin zu einer unermeßlichen Getrenntheit.

Auch mir ist der Inbegriff einer ohne alle und jede Willkür und Regellosigkeit in vollkommener Gesetzmäßigkeit sich offenbarenden Idee, als Darstellung eines wahren Vernunftreiches, durchaus verehrungswürdig und heilig; aber ihm gleich heilig, ja dadurch, daß es die eigentliche wirklich gewordene Erscheinung des Göttlichen und Ewigen selbst ist, noch verehrungswürdiger, steht das eigenste Wesen der in Zeit und Raum ewig mannichfaltigen und eben deßhalb nie das Gesetz des Geistes ganz scharf erfüllenden Natur ihm durchaus gegenüber; das eine ist das Ideale, das andere das Reale; das erste kann nur in uns gedacht werden, das andere umgiebt uns als die wirkliche natürliche Welt. Dieser große Gegensatz ist es nun, welchen auch Krause anerkennt. Die Verschiedenheit unsrer Ansichten aber liegt darin: Ich bin bestrebt, stets jede Sphäre ihrer eigensten Wesenheit nach zu erfassen und kann daher nicht gedenken, daß eine Sphäre ihr Wesen der andern Sphäre bleibend einprägen könnte, während Krause jenes gedachte Ideal überall in die Wirklichkeit selbst einzuführen bestrebt ist.

Die Natur, das wirkliche Leben ist, jener obigen Gründe wegen, nothwendig stets bis auf einen gewissen Grad irrational, und ein Bestreben, dieses Irrationale völlig zu heben (gleichsam ein Bestreben, die Natur völlig zur Ver-

nunft zu bringen), kann nach meiner Ueberzeugung nicht anders als widersinnig genannt werden. — Sollte man übrigens finden, daß in diesen Erkenntnissen ein besonders Trostloses gegeben sei, so darf man nicht vergessen, daß dieser Schmerz sich wieder in so fern aufhebt, als bei genauerer Erwägung klar werden muß, daß eben dadurch, daß die Natur nicht selbst schon im Ganzen der reine und vollendete Ausdruck der Vernunft ist, gerade die Natur als eigentliches Element für die Vernunft sich darstellt, gleichsam als das Material, in welchem der Geist sich rastlos zu üben, dem er seine Erkenntniß rastlos einzuprägen bestimmt ist.

Am schärfsten aber springt unsre Differenz dann hervor, wenn von Anwendung dieser Anschauungen auf bestimmte Aeußerungen menschlichen Lebens die Rede ist. Krause fordert im Menschheitleben Wissenschaft als Grundlage und stufenweise allemal soll aus dem Erkennen das Können, das Thun hervorgehen; ja er muß eigentlich, will er consequent sein, Einheit des Menschen zur Einerleiheit, die verschiedene Thätigkeit Aller zur gleichen aus ihrem einen Wissen hervorgegangenen Thätigkeit zu steigern bestrebt sein.

Nach diesen Grundsätzen müßten eigentlich durchaus alle Menschen in einer und derselben Form die göttlichen wie die natürlichen Dinge denken, in einer Form des Menschheitbundes müßten sie zu gleichartiger Uebung des Schönen, Wahren und Guten geeignet erscheinen, in einer und derselben Staatsverfassung müßten sie leben, und eine und dieselben Sitten müßten überall das Leben bestimmen.

Mir hat nun eine solche Uniformität etwas vollkommen Grauenhaftes, mir scheint sie wie eine Form, in welcher das Leben untergegangen, wie ein, wenn auch im schönsten Lebensmoment plötzlich erstarrter Jünglingskörper. — Nicht unbedeutsam hat ja die Natur, nachdem in ihr, nach so unermeßlicher Mannichfaltigkeit organischer Gestaltungen, der

Menſch hervortrat, und räumlich nun wirklich ihr Ziel und ihr höchſtes Geſetz gegeben war (weßhalb nothwendig der Menſch das letzte irdiſche Naturprodukt ſein mußte), doch abermals in der menſchlichen Natur ſelbſt die unendliche Mannichfaltigkeit in einer Region und auf eine Weiſe erneuert, in denen auch die Ewigkeit nicht ausreicht, dieſelbe zu erſchöpfen. Dadurch denn alſo die in's Unermeßliche ſich abändernde Verſchiedenheit menſchlichen Daſeins, daher die unendliche Verſchiedenheit menſchlicher Charaktere und menſchlicher Bildung, und daher die Unabhängigkeit eigenthümlicher Entwicklung einzelner Menſchen von eigentlich wiſſenſchaftlicher Ausbildung. Verſuche es doch der ſchärfſte Denker, der vollendete Philoſoph, ein Kunſtwerk zu ſchaffen, zu deſſen Bildung ihn Natur nicht organiſirt hatte! verſuche er doch Das durch Spekulation darzuſtellen, was der zwanzigjährige naive Raphael halb unbewußt, nur dem in ihm waltenden Unbegreiflichen ſich hingebend, ſo leicht hervorbrachte; er wird dies eben ſo wenig können, als wieder andere Menſchen für wiſſenſchaftliche Anſchauung organiſirt ſind. — Nein! das Weſen des Menſchen geht als ein Durchdrungenſein gewiſſer freier Naturformen durch göttliche Intelligenz ſeinem Ideale auf unendlich verſchiedenem Wege entgegen und für alle dieſe verſchiedenen Richtungen giebt es nur eine ewige und höchſte Bedingung. Da nämlich, wie auch Krauſe ſehr ſchön erkannt hat, Natur und Vernunft überhaupt nur als in Gott ſeiend zu denken ſind, ſo kann eben ſo ihre Entwicklung als reine Entwicklung nur auf Gott gerichtet ſein, und dieſe Sehnſucht nach Gott, dieſe Gravitation zu Gott iſt nun eben die Bedingung, ſie iſt der Trieb zu höherer Ausbildung auch für jede im Menſchen erſcheinende Vereinung von Natur und Vernunft, — kurz auf dieſe Weiſe wird ſie Das, was als Liebe für das eigentliche Menſchheitleben daſſelbe genannt werden darf, was der Pulsſchlag des Herzens für das räumliche Vorhandenſein des einzelnen

menschlichen Organismus. Wie das Herz die Quelle ist, aus welcher Leben und Nahrung für alle Körperglieder fließt, so geht aus der Liebe zum Urguten, Urwahren und Urschönen in Gott jegliche höhere menschliche Entfaltung hervor. Hierin denn auch liegt die unendliche Weisheit der Christusreligion, daß sie nur reine Liebe zu Gott als die Wurzel alles schönern menschlichen Daseins fordert, daß sie mit aller Macht nur auf dieses Eine, als Basis alles Andern, dringt, — vorausseţend gleichsam, daß dies das Samenkorn sei, welches, einmal gegeben, nur Wasser und Erde braucht, damit sich alles weitere reinmenschliche Wirken dann aus ihm im schönsten Sinn entwickle, das Samenkorn, ohne welches weder Wasser noch Erde die Pflanze hervorzurufen im Stande sein werden.

Müssen nun aber menschliche Anlagen von Ursprung an so unendlich verschieden sein, so wird auch wiederum die Möglichkeit höchst verschiedenartiger Entfaltung in der gesammten Menschheit liegen, sie muß ein uniformes System der Entwicklung durchaus negiren und wird immer nur auf den verschiedensten Wegen zu der ihr erreichbaren Vollendung gelangen. Erkennen wir übrigens, daß die Bedingung zu menschlicher Entwicklung nur eine ist, und erkennen wir die Beziehung, die Gravitation zum Göttlichen als dieses Eine, so muß auch eine solche mehr erreichte Beziehung nothwendig eine Verähnlichung der Erreichenden, der Strebenden herbeiführen, und dies ist alsdann, was als unsichtbare Kirche, als unsichtbare Loge von jeher alle weiter gediehenen Menschen verbunden hat und was sich durch keine willkürlich, wenn auch noch so sehr vernunftgemäß festgeseţte bleibende Form ersetzen läßt. Allerdings spricht sich jede menschliche Thätigkeit nur durch Form aus, allein jede Thätigkeit fordert ihre besondere Form, und wie der Organismus für jede Periode seiner Existenz sich besondere Organe schafft, welche indeß wie sie entstanden auch wieder zerstört werden um andern

Organen zu weichen, ſo auch verſuchſt du vergebens den Geiſt in ein tönendes Wort, in eine bleibende Form zu bannen, ſondern jede Art und jede Richtung des Geiſtes wird ſich beſondere Formen erſchaffen!

Alle Krüppelei menſchlicher Verfaſſungen krankt eigentlich an dieſem Mißverſtändniß. Was irgend einmal der Geiſt in der Zeit behufs ſeiner Wirkung an Formen geſtaltete, gewöhnlich meint man, es ſolle bleibend gemacht werden, und bedenkt nicht, daß die neue Zeit wieder immer neue Formen fordert. Dem Jüngling ſoll noch das Knabenkleid, dem Mann der Jünglingsrock paſſen; eine Lehre, wie ſie im Geiſte eines Menſchen ſich geſtaltete, ſoll auch dem Geiſte des andern angemeſſen ſein; die Art, wie ein Künſtler bildete, ſoll das Organ werden, durch welches der Schüler ſeine Werke erſchafft; ja die Anſchauungen des Höchſten werden in religiöſe Dogmen gekleidet, welchen man gern ſo und nicht anders Gültigkeit für alle Zeiten erkämpfen möchte.

Nein! „der Herr iſt der Geiſt, wo aber der Geiſt iſt, da iſt Freiheit!“ Bedenken wir auch, wie zu allen Zeiten die Menſchheit wahrhaft gefördert worden iſt. Gewiß war es nicht durch die Form bloßen ſyſtematiſchen und allgemeinen Wiſſens, ſondern es geſchah durch einzelne Gewaltige, in welchen reine Menſchheit, bald durch Wirken in der Kunſt, bald durch Wirken im Wiſſenſchaftlichen, bald durch rein ſittliches Leben, immer aber und hauptſächlich in ihrer liebenden Beziehung auf Gott ausgeprägt erſchien.

An ſolche Säulen lehnte die geſammte Menſchheit ſich an, höher und höher ſich hebend, bis Chriſtus das Geheimniß der Liebe ausſprach und dadurch in jedem Einzelnen, er mochte mit großen oder mit geringen Gaben ausgerüſtet ſein, zur Verſöhnung mit Gott den Weg bahnte. So geſchah es denn oft, daß wir von an ſich ſchwachen, allem ſchärfern Wiſſen entfremdeten Gemüthern, ſobald reine Liebe in ihnen war, das Herrlichſte vollbringen ſahen, ungefähr ſo, wie auch das Samenkorn gerade nur bewußtlos

die schönste Blume entwickelt. Darum also, weil es an alle Menschen gerichtet ist, ist dieses Evangelium ein Menschheitbund, welcher jedenfalls größere Allgemeinheit hat als der Menschheitbund, wie ihn Krause sich denkt. — Aber freilich, auch hier ist zu wachen, daß nicht die Form für den Geist genommen werde; denn nicht in diesem, nicht in jenem Gebrauche, nicht in dieser, nicht in jener Erklärung u. s. w. besteht dieses Göttliche, sondern es ist ein Reich nicht von dieser Welt, und nur die Unfreiheit der Menschen hat auch da Dogmen erfunden, wo nur das Innere, ja das Innerste entscheiden sollte.

Man könnte in Wahrheit wohl nachweisen, wie alles verjährte Formenwesen, welches in das Leben der Menschheit eingeführt worden ist, nur bedingt wurde durch Unfreiheit und Abfall vom Göttlichen. Waren nicht Regierungsformen überall ursprünglich als Gegengift gegen das Böse, welches geselliges Menschheitleben stört, von heilsamer beglückender Bedeutung? Und wie oft wurden dieselben Formen, welche für eine gewisse Zeit wohlthuend sich erwiesen hatten, für eine andere Zeit belästigend und hindernd! Der reine Mensch wird immer im Leben an gewisse Formen gebunden sein, aber diese Formen sollen sich ändern und erneuern nach jedesmaliger Beziehung und Art der Thätigkeit und des Lebens.

Fasse ich also diesen Gedankengang nochmals zusammen, so scheint mir, es sei in rein menschlicher Entfaltung Liebe die Wurzel, das Können, das Thun, der Stamm, das Wissen die Blüthe und die höchste Vernunftanschauung die Frucht, in welcher eben als Frucht die Möglichkeit erneuter Wiederholung von Liebe, Können und Wissen gegeben ist.

Mir scheint das Festhalten am Leben in seiner Bewegung, das Negiren aller stätig werden wollender Form sonach unendlich und in jeder Beziehung wichtig. Man nehme das Wissen. Wie viel Verkehrtes haben stationäre Systeme geübt, zu welchem Wust haben sie es geschwellt, und wie einfach

richtig betrachtet dagegen oft der unverdorbene, unbefangene naive rein menſchliche Sinn die verſchlungenſten Verhältniſſe der Natur, da wo Schulweisheit häufig vor lauter Worten nicht zur Sache kommen konnte? — Auch ſind die Fortſchritte der Wiſſenſchaft von jeher Geiſtern verdankt worden, welche naiv und neu die Natur mit hellen Augen anſchauten und deren Verhältniſſe in einer gerade ihnen gemäßen Form ausſprachen, in einer Form, welche dann freilich oft abermals von der Schule zur bleibenden geſtempelt wurde. Eben ſo ging es im Bereiche des Schönen, wo gerade deßhalb immer die erſten Blüthen, welche irgend eine Kunſt hervortrieb, die herrlichſten waren, wenn dagegen die Schule gewöhnlich den Untergang der Kunſt veranlaßte.

Die wahre Philoſophie möchte demnach ausgehen von der anſchauenden Urtheilkraft, welche dieſen Namen führt als ein Vermögen über alles mit geſundem Sinn Angeſchaute (indem es gleichſam gemeſſen wird an den höchſten uns als inneres Göttliche eingeborenen Ideen), ein richtiges Urtheil zu geben und dadurch uns in den Stand zu ſetzen mit Allem ſeiner Eigenthümlichkeit nach richtig zu gebahren. Sie wird die Idee in ihrer unendlichen Weiterbildung als ein Ewiges, ſo wie die Natur in ihren endloſen Geſtaltungen als ein ſtets ſich Wandelndes verfolgen, den Parallelismus beider, aber auch das ſich nicht Berühren beider, das Unnatürliche der Vernunft und das Irrationale der Natur zeigen; in der Erkenntniß dieſes Parallelismus aber und der gemeinſamen Auffaſſung beider den Menſchen zum immer lebendigern Bewußtwerden göttlichen Weſens leiten. Daſſelbe, was ſomit die Philoſophie von einer Seite vollbringt, wird dann von anderer Seite im thätigen Leben die Liebe bewirken; alle ſo von Liebe und Philoſophie auf Gott gewieſene Menſchen werden in einem Bunde, in einer Religion ſich ſchon ohne äußere Form befinden, und dieſer Bund iſt es, welchen ich den wahren Menſchheitbund oder die eigentliche unſichtbare Kirche nennen möchte.

Jeder andere Bund könnte nur in Formen bestehen, er kann vielleicht in gewisser Beziehung als wohlthätig und Menschheit fördernd erscheinen, aber immer würde er schon geläuterte Menschen voraussetzen, und ohne diese würden seine Formen für gewöhnliche unfreie Menschen nicht mehr leisten als die Maurerei, von deren Unzulänglichkeit in ihrer jetzigen Gestalt Krause durchaus sich überzeugt hält.

Daß indeß jene unsichtbare Kirche irgend einmal die ganze Menschheit umfassen könne, ist nicht annehmbar, da im Menschengeschlechte, wie im Allgemeinen der Natur, es nicht auf die Quantität, sondern nur auf die Qualität abgesehen zu sein scheint, und vernunftgemäß auch nur sein kann, denn das Höhere wird immer nur in kleinerer Zahl existiren, so wie das Höchste ewig nur als Einheit und Eins gedacht werden kann.

Von der Bedeutung der besondern Bildung des Auges auf manchen alten Gemälden.

Dieser Aufsatz wurde im Jahr 1825 geschrieben und im Kunstblatte des Morgenblattes abgedruckt. Ich gebe ihn hier mit einigen Abänderungen und Zusätzen auf's Neue, um eine so merkwürdige Wahrnehmung zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen.

Den Freunden der Kunst ist das Werk nicht unbekannt geblieben, welches man Herrn Ternite im Verein mit August Wilhelm v. Schlegel, über die Krönung der Jungfrau Maria, von Giovanni da Fiesole, dem seine Zeitgenossen den Beinamen Angelico gaben, verdankt.[1] Eben so setzen wir voraus; daß ihnen die in diesem Werke enthaltenen treulichen Durchzeichnungen der einzelnen Köpfe jenes Bildes erinnerlich sind, deren ganz eigenthümliche Schönheit die von Schlegel angezogene Stelle des Vasari über jenen merkwürdigen Künstler vollkommen bewahrheitet, und wollen sie sich nun diese Erinnerungen recht vergegenwärtigen, so wird ihnen ferner nicht entgehen, in welch wunderbarer Weise diese Züge von der sonstigen Art des Menschenantlitzes sich zwar entfernen, dabei aber eine Reinheit und Verklärung athmen, die jene scheinbar eigenmächtigen Abweichungen nicht nur unbedingt zu rechtfertigen, sondern zugleich von der hohen Einfachheit und

[1] Mariä Krönung und die Wunder des heil. Dominicus nach Joh. v. Fiesole in 15 Blättern gezeichnet von W. Ternite nebst einer Nachricht vom Leben des Meisters und Erklärung des Gemäldes von A. W. v. Schlegel. Paris 1817.

Innigkeit jenes Künstlers selbst sprechendes Zeugniß abzugeben vermögen.

Es waren die Tafeln dieses Werkes, bei deren ernster Betrachtung es mir einmal plötzlich sonderbar auffiel, wie doch dieser Künstler gerade dem edelsten geistigsten Organe des Antlitzes, dem Auge, an den Köpfen seiner Engel, seiner Maria, seines Christus einen Typus aufgeprägt habe, welcher dem des Auges, wie man ihn auf Menschengesichtern zu sehen gewohnt ist, in so mancher Beziehung fremd erscheint.[1] Nicht allein daß mit ungewöhnlich reiner Wölbung die obere und untere Abrundung des ganzen Auges angegeben wird, so daß ein fast reiner Zirkelbogen im untern und obern Augenliede das Auge gegen obere und untere Augenhöhlenwand begrenzt, nicht genug, daß eine reine einfache Spaltung der Augenlieder das Auge mäßig öffnet, ohne doch in den Augenliedern die Falten sichtbar zu machen, welche in der Wirklichkeit bei solcher Haltung hier immer sich bilden, so zeigt insbesondere der farbige Kreis der vordern Augenfläche, die Iris, oder Das, was man insgemein mit dem Namen des Augensterns zu belegen pflegt, sich in einer Kleinheit, welche man auf den ersten Blick vielleicht für eine Verzeichnung halten möchte, wovon man sich indeß bald gestehen muß, daß gerade eine solche Darstellung, anstatt die Gestalt des Auges unschön

[1] Schon A. W. v. Schlegel macht auf die Eigenthümlichkeit in Darstellung des Auges aufmerksam, ohne jedoch gerade Das zu beobachten, was mir, ohne daß ich noch seine Bemerkung gelesen hatte, aufgefallen war. Seine Worte sind S. 16: „Die Augen sind immer beseelt und von großer Kraft, aber nicht immer richtig gezeichnet; der Augenstern erscheint an Profilköpfen mit einer breitern Rundung, als er billig haben sollte. Hüten wir uns jedoch, dieses sofort der Unkunde des Malers beizumessen. Wir könnten vortrefflich geschnittene Steine aus der Zeit der ersten römischen Kaiser anführen, woran sich derselbe Fehler, oder wenn man lieber will dieselbe Licenz in Abbildung des Auges bemerkbar macht. Es ist, als ob Joh. v. Fiesole sich nicht gern entschlossen habe, den Augenstern in der Verkürzung zu malen, wodurch er an Durchsichtigkeit und Lichtempfänglichkeit größtentheils verliert."

zu zeigen, vielmehr dem Auge, ja dem ganzen Antlitz einen eigenthümlichen, überirdiſchen geiſtigen Ausdruck zu geben weſentlich beiträgt. [1]

Dieſe Bemerkung, welche hier ſo unwillkürlich ſich mir aufdrängte, erinnerte mich übrigens an mehrere alte Gemälde, wie ſie mir ſonſt wohl zu Mailand, Stuttgart und Berlin vorgekommen waren; und es ſchwebte mir vor, dort an mehrern Bildern ähnliche Zeichnung des Auges, vielleicht zum Theil nach Fieſole's Vorgang, geſehen zu haben.

Mich, den bei vieljähriger Beſchäftigung mit vergleichender Anatomie immer die Geſchichte der verſchiedenen Formen des Nervenſyſtems und der Sinneswerkzeuge beſonders angezogen hatte, regte wiederholte Beſchauung dieſer Tafeln zu tieferm Nachdenken an, und ich ſuchte zu erforſchen, welchen Grund man wohl anzugeben vermöge, der es hinreichend erkläre, wie eine Abweichung von der wahren Naturform doch in dieſem Fall uns als Veredlung, gleichſam als Vergeiſtigung der Natur ſelbſt erſcheinen könne?

Konnte irgend Etwas hierüber Aufſchluß geben, ſo war es nur die Lehre von Bedeutung der einzelnen Gebilde des Auges; aus ihr mußte hervorgehen, ob bei jener Aenderung der wirklichen Naturform ein niederes Gebilde auf Koſten eines höhern hervorgehoben ſei, oder ob umgekehrt das an ſich edlere und höhere Gebilde hier als noch mehr entwickelt und vorherrſchend dargeſtellt werde?

Da dieſes Alles nun nicht entſchieden werden kann, bevor nicht den verſchiedenen einzelnen Theilen des Auges ihre beſondere Bedeutung und Dignität hinreichend vindicirt

[1] Als ich einige Jahre ſpäter Gelegenheit hatte, die trefflichen Originale des Fieſole in den Gallerien von Florenz aufmerkſam zu betrachten, ſind mir dieſe Wahrnehmungen mit noch viel größerer Deutlichkeit entgegengetreten. Insbeſondere bietet die herrliche Abnahme vom Kreuz auf der Gallerie der Akademie ausführliche Gelegenheit hiezu. Ich durfte damals ſelbſt Durchzeichnungen von zwei Köpfen dieſes Bildes entnehmen, welche mir immer noch zu beſonderer Freude der Betrachtung gereichen.

iſt, ſo erlaube man uns zunächſt über dieſen Gegenſtand ein möglich kurzes Vorwort.

Das Auge aber, das Organ des Lichtſinnes, das Sinnesorgan, welches, in wie fern das Nervenſyſtem ſelbſt das Lichtſyſtem des Körpers genannt werden darf, die eigentliche Blüthe des geſammten Nervenſyſtems, den reinſten Nervenſinn darſtellt, enthält auch als weſentlichſtes inneres Gebilde eine Ausbreitung reinen Nervenmarkes, welches die Markhaut, Netzhaut, Retina genannt wird. Dieſe Markhaut iſt es, in der ſich das Leben des ganzen Auges eben ſo concentrirt als das Leben des geſammten Nervenſyſtems im Gehirn, ſie iſt es, von deren Ausbreitung und Lebensregung es insbeſondere abhängt, ob die Kraft des Organs höher und edler, oder ob ſie niedriger und unedler ſein ſoll, und wie am Hirnbau die Dignität des ganzen Nervenſyſtems erkannt werden kann, ſo darf uns auch das Entwicklungsverhältniß der Netzhaut als genauer Maßſtab für Ausbildung des geſammten Auges dienen. Dieſe Markhaut nun iſt nach vorn, einem Blumenkelch vergleichbar, zum Aufnehmen des Lichts geöffnet, und in ihrer Höhle ruht das reinſte eiſtoffige Gebilde des ganzen Organismus, der ſogenannte Glaskörper. Um dieſe Markhaut her breitet ſich die Aderhaut des Auges (Choroidea), und da wo die Markhaut aufhört, ſchlagen Fortſetzungen derſelben ſich einwärts, um theils ein zweites ſchönes durchſichtiges, gleichfalls eiſtoffiges Gebilde, die Cryſtallinſe, durch einen Kranz, in Form des ſogenannten Ciliarkörpers, zu umfaſſen, theils die bewegliche Blendung (Iris) zu bilden, welche bei zu ſtarkem Lichte den Raum für einfallende Strahlen verengert und bei zu ſchwachem Lichte ihn erweitert. Die äußerſte Hülle des Auges endlich bildet rückwärts die harte ſehnige Haut (Selerotica) und vorwärts, von der Stelle an, wo die Markhaut aufhört und die Aderhaut ſich einwärts ſchlägt, fügt ſich in ſie das dritte weſentliche durchſichtige Gebilde, die Hornhaut, ein.

Da sonach Hornhaut und Iris (eben die Theile, welche im gemeinen Leben der Augenstern, oder, jedoch ganz unrichtig, der Augapfel genannt zu werden pflegen) da anfangen, wo die Markhaut aufhört, so ist klar, daß Größe der Hornhaut und Iris allemal auf Kleinheit der Ausbreitung der Markhaut deuten, umgekehrt aber Kleinheit der Iris und Hornhaut weite Ausbreitung der Markhaut anzeigen müsse.

Ist nun aber die Markhaut das höchste geistigste Gebilde des Auges, so läßt sich im Voraus erwarten, daß im Thierkörper, ja im unentwickelten Menschenkörper ihr Umfang geringer sein werde als auf dem Gipfel vollendeter menschlicher Organisation, und daß Dem entsprechend gerade Kleinheit der Hornhaut und Iris oder des Augensterns, im Verhältniß zur Sphäre des ganzen Auges, das Auszeichnende menschlicher Bildung sein müsse.

Daß dem nun wirklich also sei, hat die vergleichende Anatomie auf das Genaueste dargethan, und insbesondere die Größenverhältnisse im noch nicht völlig entwickelten menschlichen Körper, d. i. im Fötus, betreffend, als worüber noch genauere Messungen fehlten, so haben mich eigene Untersuchungen (deren genauere Aufzählung für einen andern Ort erspart werden muß) belehrt, daß jenes Verhältniß auch für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Auges vollkommen bewahrheitet sei. Damit mindestens einige aus der Wirklichkeit entnommene Fälle als Beispiele für diese Verhältnisse dienen mögen, so stehe hier folgende Tabelle.

Es verhielt sich aber der Durchmesser des ganzen Auges zum Durchmesser der Hornhaut und somit auch zur Breite der Iris:

im Hecht	wie	$10^5/_{10}$	Linien zu	$8^5/_{10}$	Linien
im Krokodil	„	$7^5/_{10}$	„ „	$5^5/_{10}$	„
im Goldadler	„	16	„ „	$7^5/_{10}$	„
in der Gemse	„	14	„ „	$10^5/_{10}$	„

in einem 20jährigen Mädchen[1] wie $9^{5}/_{10}$ Linien zu $4^{5}/_{10}$ Linien
in einer 60jährigen Frau „ 11 „ „ 5 „
in einem neugeborenen Kinde „ $8^{5}/_{10}$ „ „ $4^{5}/_{10}$ „
in einem 5monatlichen Fötus „ $3^{5}/_{10}$ „ „ $2^{5}/_{10}$ „

Aus der Vergleichung dieser Verhältnisse geht dann mit hinreichender Deutlichkeit hervor, daß je niedriger der Stand der Organisation sei (mag man nun am Thierauge oder am Auge des Kindes und des Fötus genauere Messungen vornehmen), immer die Iris und Hornhaut, oder Das, was man gemeinhin den Augenstern nennt, um so größer gefunden werde im Verhältniß zum ganzen Auge.

Ist nun aber der vorhergehende Satz hinreichend begründet, so sind wir ferner berechtigt zu folgern, daß, wenn Iris und Hornhaut auf einem Bilde verhältnißmäßig noch etwas kleiner dargestellt werden, als sie in Bezug auf das ganze Auge bei Menschen gewöhnlich sich finden, dies nicht sowohl als ein Herabsetzen menschlicher Form, sondern, wenn es ohne Uebertreibung geschieht, als eine Veredlung, Vergeistigung der Form des Auges erscheinen müsse, indem eben durch Verkleinerung dieser Gebilde stillschweigend eine Vergrößerung der Markhaut, als des höchsten sensibeln Gebildes, angedeutet wird. — Daß nun ohne alle jene Kenntnisse, welche erst in spätern Zeiten das Studium der vergleichenden Anatomie erschlossen hat, von Fiesole und manchen andern alten Malern eine solche Aenderung und Steigerung des Naturtypus wirklich in ihren Kunstwerken angenommen worden ist, daß sie insbesondere da angenommen ist, wo es darum zu thun war, überirdische, hochgeistige Naturen, Engel, Christus, Marienbilder darzustellen, würde noch mehr Verwunderung erregen,

[1] Bis hierher sind die Angaben entlehnt aus Dr. W. Sömmering, Commentatio de oculorum hominis animaliumque sectione horizontali. Göttingen, 1818. Die übrigen Angaben sind nach eigenen Untersuchungen.

wenn uns nicht so viele Thatsachen bezeugten, es sei überall das Vorrecht des Genius, durch richtigen Takt der Entwicklung des Menschengeschlechts vorzugreifen und mit sicherm Blick Das voraus zu erfassen, was den Zeitgenossen noch ein dichter Nebel verschleiert.[1] Eine solche Steigerung im Typus der Menschengestalt durch eine bildende, noch nicht von Wissenschaft geleitete Kunst ist übrigens in diesem Falle nicht allein ausgeführt worden, denn abgesehen von den uralten Anbildungen von Flügeln an die Menschengestalt (deren tiefe Consequenz erst so viel später eine eigentlich philosophische Anatomie gar wohl enthüllen konnte), so haben schon die Griechen etwas Aehnliches an ihren Göttergestalten durch Veränderung des gewöhnlichen Gesichtswinkels geleistet. Dieser Winkel nämlich, durch

[1] In den Köpfen von Fiesole (in dem angef. Werke von Ternite und Schlegel), welche (nach S. 14) „genau nach den Maßen des Urbildes gestochen sind", hat

das Auge von Christus $4^{6}/_{10}$ Linien Breite, die Iris $1^{7}/_{10}$
das Auge des Engels auf $3^{7}/_{10}$ „ „ „ „ $1^{5}/_{10}$
das Auge der Maria auf 3 „ „ „ „ $1^{2}/_{10}$

(welches noch dazu nur im Profil gesehen wird).

Dagegen fand sich bei einem lebenden Manne von gewöhnlicher guter Bildung die Breite des ganzen Auges $11^{1}/_{10}$ Linien, die der Iris $5^{7}/_{10}$ bei einer Frau . . . . . $9^{5}/_{10}$ „ „ „ „ 5

hatte also im gewöhnlichen Menschenauge sich Breite der Augenliedspalte von den Thränenpunkten an bis zum äußern Winkel verhalten zur Breite der Iris wie $1^{9}/_{10} : 1$ oder $1^{54}/_{57} : 1$, so ist dagegen im Christusauge bei Fiesole dieses Verhältniß $2^{12}/_{17} : 1$, im Engelsauge $2^{1}/_{9} : 1$, im Auge der Maria und noch dazu im Profil gesehen $= 2^{1}/_{2} : 1$.

Merkwürdig ist übrigens, daß schon in indischen Gemälden (wie auf manchen indischen Handzeichnungen wohl nachgewiesen werden kann) dieser Typus der langgeschlitzten Augen und kleinen Iris beliebt war, und selbst das Aufschlitzen der Augen, welches bei mehreren asiatischen Stämmen als Zierde benutzt wird, scheint hierher gerechnet werden zu müssen. Ob man übrigens auch dieses als Resultat dunklen Gefühls, oder ob man es als Tradition aus ursprünglich erleuchteten Zeiten indischer Erkenntniß herleiten soll, ja ob vielleicht jene Darstellung der Augen bei Fiesole und Andern eine Ueberlieferung von griechischer und endlich morgenländischer Kunst sei, mag hier für's Erste unentschieden bleiben. Eine Vergleichung altbyzantinischer Bilder in dieser Hinsicht würde indeß für diesen Zweck manche Aufschlüsse erwarten lassen.

zwei Linien bestimmt, von denen die eine durch den knöchernen äußern Gehörgang bis zum Boden der knöchernen äußern Nasenöffnung, die andere vom vorspringendsten Punkte der Stirne bis zum Zahnhöhlenrande der obern mittlern Schneidezähne geht, nähert sich im Menschen schon sehr dem rechten Winkel, da er bei den meisten Thieren ein sehr spitziger Winkel zu sein pflegt, ohne daß er jedoch auch bei dem regelmäßigsten Menschenprofil den Winkel von 90° völlig erreicht. Nun giebt aber auch hier die vergleichende und philosophische Anatomie einen innern Grund an, warum das Ende der Schädelwirbelsäule, welches gerade in den Antlitzknochen liegt und welches in niedern Bildungen, z. B. bei Fischen, mit dem Rückgrat eine wagerechte Linie bildet, in der höchsten Bildung eben so senkrecht, und dem aufsteigenden Rückgrat parallel, absteigen müsse, wie es beim Gesichtswinkel von 90° geschieht; ein Grund, welcher indeß hier nicht weiter erörtert werden kann, da er zu viel höhere anatomische Kenntnisse voraussetzt, von dem man jedoch mit Zuversicht annehmen darf, daß er den alten Bildhauern fremd war. Nichts desto weniger haben aber auch sie in ihren Götterbildern den Naturtypus überschritten, dem Gesichtswinkel volle 90° gegeben und ihnen eben dadurch eine höhere Schönheit aufgeprägt. Daß man nun bis jetzt, und durchaus ohne besondere wissenschaftliche Gründe dafür zu haben, jenes griechische Profil für das reinste und schönste erkannte, und daß man eben so das Reingeistige im Ausdrucke der Augen bei Fiesole verstehen konnte, dies beweist nicht nur das Treffende jener Aenderungen des Naturtypus selbst, sondern es bewahrheitet zugleich den wichtigen Satz: daß der Mensch eigentlich, seiner innern göttlichen Natur nach, die Ergebnisse aller höhern wissenschaftlichen Forschung schon unbewußt in seinem Innern besitze, daß alle Forschung nur ein zu Tagefördern eines Verborgenen, aber schon in uns Vorhandenen, ein Bewußtwerden eines vorher Unbewußten, aber schon in uns

Liegenden ſei, daß aber ſelbſt mit dem noch Verborgenen ſchon der Genius wie mit einem Offenbaren ſchalten könne, und daß auch im gewöhnlichen, aber geſunden Menſchen dieſes verborgene Gut eine innere Magnetnadel, ein richtig urtheilendes Gewiſſen abgebe, welches ihn die Wahrheit und Schönheit der Thaten des Genius zu erkennen, zu empfinden und zu ehren beſtimmen kann, ja zuletzt immer beſtimmen muß.

Von rechter Art Gemälde zu betrachten.

Ein Vortrag aus dem Jahre 1838.

Wer irgend von Zeit zu Zeit auf größern Gemälde-Sammlungen länger verweilt hat, oder wer Achtung geben will, wenn auf unsrer Dresdner Gallerie in den schönen Sommertagen ein schaulustiges Publikum sich versammelt und vor den Meisterwerken der alten Zeit seinen Beschauungen sich überläßt, dem werden allerdings die mannichfaltigsten, ja mitunter die sonderbarsten Arten, Gemälde zu betrachten, nicht entgehen können. Läßt man hiebei auch alles Komische, alles bald einer gutmüthigen, bald tiefern und schärfern Ironie Raum Gebende bei Seite, und denkt nur, durch diese Veranlassung bewegt, nach über die so sehr abweichenden Arten, nach denen, bei wirklichem Vorsatz einer aufmerksamen Hingebung, Gemälde betrachtet zu werden pflegen, so ergiebt sich wohl vor Allem die Ueberzeugung, ein ächtes Kunstwerk stehe doch auch darin einem selbst gewachsenen Naturwerk durchaus nahe, daß es von unzählig verschiedenen Seiten aufgefaßt werden könne, daß es von einer jeglichen einen gewissen Halt, ja eine reichliche Beschäftigung und ein vielfältiges Bedenken darbieten werde, und daß es endlich im einzelnen Falle von der Seite gewöhnlich aufgefaßt wird, welche dem Betrachtenden selbst am meisten verwandt und gleichartig erscheint.

Wenn uns daher bei dieſer Gelegenheit der Spruch in's Gedächtniß kommt, daß man den Menſchen erkennen dürfe an den Büchern, die er zu ſeiner Lectüre ſich wählt, ſo kann man wohl in ganz gleichem Sinne behaupten, daß darin, wie der Menſch ſieht, wie er ein Kunſtwerk aufzufaſſen und wie er es feſt zu halten verſteht, ſich ſeine Eigenthümlichkeit unabweislich und mit beſonderer Deutlichkeit zu erkennen gebe. Darf man doch ſagen, das Sehen, das Betrachten, das Auffaſſen des Kunſtwerks ſei wie das Leſen eine Speiſung, eine geiſtige Ernährung. Denn mit vollem Recht ſprechen wir hier wie dort von Genuß und von Geſchmack — und wehe Dem, der es verfehlt, durch gute geſunde Speiſe in Wiſſenſchaft und Kunſt Geiſt und Gemüth zu ernähren: ſeine Seele wird eben ſo ſicher in fades Treiben zerfließen, als der Leib in ungeſunder Luft und bei ſchlechter oder mangelnder Koſt nothwendig verkümmert. Aber, wie geſagt, wie unendlich verſchieden iſt nicht die Art des Genießens unter Menſchen! Man darf ganz hier anwenden, was Göthe eben vom Bücherleſen in jener zierlichen Epiſtel ſagt:

„Mit den Büchern iſt es nicht anders, lieſt doch ein Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſt er
In das Buch ſich hinein, und amalgamirt ſich das Fremde.“

Denken wir indeß jetzt etwas tiefer nach über die verſchiedenen Arten der Kunſtbetrachtung, ſo ſcheint es am wichtigſten, einen Unterſchied vor allen Dingen genau und ſcharf in's Auge zu faſſen, nämlich, daß wir am Kunſtwerke ſelbſt wohl zu ſondern zunächſt bemüht ſeien das Innerliche, Das, was wir die Seele, die Idee des Kunſtwerks nennen können, und dann die äußere Erſcheinung deſſelben, nach geſchichtlicher Entſtehung, Styl, Correktheit, Naturwahrheit, Colorit, Wahl der einzelnen Gegenſtände u. ſ. w. Freilich wird nun Das, was wir die Seele, die Idee, die Monas des Kunſtwerks nennen, immer nur zur Erſcheinung gebracht durch jene äußeren

Seiten, welche als Styl, Naturwahrheit, Beleuchtung u. ſ. w. eben genannt worden ſind, und bei dem Allen iſt es doch damit eine ganz eigenthümliche wunderbar geheimnißvolle Sache — denn geben wir wohl Acht, ſo können wir nicht läugnen, wie die Kraft und die Friſchheit eben jener erſten in der Seele des Dichters oder Künſtlers aufgeſtiegenen und ſinnlich noch gar nicht vorhandenen Grundidee doch am Ende eben ſo beſtimmt alles Das, was das Kunſtwerk unter glücklichen Verhältniſſen irgend werden kann, gleich einer Zauberformel in ſich ſchließt, wie wir anerkennen müſſen, daß jeder Organismus in ſeiner beſondern Art durch die ihm zu Grunde liegende göttliche Idee, und ſo auch die Eigenthümlichkeit eines jeden Menſchen durchaus von der grundweſentlichen Stimmung, welche ſeiner innerſten Monas, dem Kern ſeines tiefſten Seelenlebens von Anfang an aus höherer Hand zugetheilt worden war, bedingt wird.

Nun iſt aber nicht zu läugnen, daß es unter uns Menſchen ſo zart organiſirte Naturen giebt, daß ſie, etwa dem Elektrometer vergleichbar, welches, ohne von den äußeren Formen der Dinge ſich irre machen zu laſſen, ſofort und geradezu die innere negative oder poſitive elektriſche Spannung derſelben angiebt, eben ſo unmittelbar von der innern geheimſten Eigenthümlichkeit eines Kunſtwerks, gleichwie von der eines Menſchen, beſtimmt und zu Anziehung oder Abſtoßung veranlaßt werden, während dagegen das Aeußerliche, die verſchiedenen beſondern Formen, eine weit geringere Macht auf ſie ausüben. Andere dagegen erſcheinen wieder ſo ganz als oberflächliche und gleichſam formale Naturen, daß nur der Eindruck der Form, nur die äußere Erſcheinung ſie durch und durch beſtimmt; ſie ſind es daher, welche am Kunſtwerk nur nach Dem fragen, was ſich in der Kunſt erlernen läßt, welche von Vollendung der Ausführung, Richtigkeit der Zeichnung und Farbengebung, Perſpektive, geſchichtlichem Coſtüm u. dergl. allein beſtimmt werden, und denen für das innere geheime Seelenleben des Kunſtwerks

wenig oder gar kein Sinn inwohnt. — Man thäte vielleicht nicht unrecht, in Beziehung auf unſer Thema die Einen Kunſtſeelen, die Andern Kunſtkenner zu nennen. Kommt es freilich unter glücklichen Conſtellationen auch wohl vor, daß einer oder der andern jener Kunſtſeelen zugleich die ſchärfere Kenntniß der Form und die eigentliche Wiſſenſchaft von der Kunſt aufgeht, und iſt es dann nicht zu läugnen, daß hiedurch ſodann allein die dem Künſtler ſelbſt erfreulichſte und lehrreichſte Betrachtung ſeiner Werke möglich werde, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß bei weitem häufiger jene verſchiedenen Anlagen zur Kunſtbetrachtung in vollkommener Vereinzelung vorkommen. — Man erinnert ſich daher gewiß, kunſtgelehrte und im Geſchichtlichen der Kunſt viel erfahrene, auch im Techniſchen ihrer Ausübung wohl bewanderte Männer geſehen zu haben, denen man es doch immer und immer anfühlte, daß ihnen, mochten ſie noch ſo viel Gelahrtheit über ein Kunſtwerk ausbreiten, doch der innerſte Sinn deſſelben gänzlich verſchloſſen blieb, daß das geheime innere Zauberwort des Kunſtwerks ihren Reden nun einmal nicht anwortete, während man andrerſeits wieder hie und da ſich in Erſtaunen geſetzt fand, wenn ſelbſt in ganz unbefangenen Gemüthern mit Beſtimmtheit die liebevollſte Anziehung gegen ein tief empfundenes, obwohl vielleicht in der Erſcheinung weniger vollkommen entwickeltes Kunſtwerk hervortrat, während ſie von gerühmten und äußerlich durch Reichthum der Form und Glanz der Ausführung beſtechenden, nichts deſto weniger aber innerlich ſeelenloſen Kunſtwerken ſich widerwillig und entſchieden abwendeten.

Möge man daher, indem wir die verſchiedenen Arten der Kunſtbetrachtung erwägen, zunächſt nur erſt dieſe beiden verſchiedenen Standpunkte hinreichend anerkennen, ſo finden wir ſchon in dieſen genugſamen Grund, um die verſchiedenen Urtheile uns zu erklären, welche wir über ein und daſſelbe Werk ſo oft fällen hören, und dürfen hoffen, von noch ſo

abweichenden Meinungen nun die eigentliche Bedeutung nach und nach vollkommen einsehen zu lernen.

Denn freilich geht es in vieler Beziehung den Bildern wie den Büchern: oft liest nur Jeder aus dem Bilde sich heraus und dann kommen eben so viel verschiedene Ansichten darüber zu Tage, als verschiedene Persönlichkeiten in den verschiedenen Beschauenden gegeben sind; — oder ist Einer gewaltig, so liest oder sieht er sich in das Bild hinein und weiß die Grundidee des Bildes sich zu eigen zu machen — sich zu amalgamiren, und auch dann wird der seelenvollere Betrachtende, je nachdem von dieser oder jener Seite sein Gemüth angeregt und bewegt wurde, nicht immer auf eine und dieselbe Weise und jedem Andern ähnlich von der Grundidee des Bildes sich angesprochen finden.

Es würde mich nun hier allerdings weit über die Grenzen dieser Mittheilung hinaus führen, wollte ich noch außer diesen wesentlichst verschiedenen Arten von Kunstbetrachtung alle sonst möglichen Eigenthümlichkeiten einzelner Auffassungsweise mit besonderer Ausführlichkeit entwickeln, und so sei es daher hier nur noch in wenigen Worten versucht, ein Mittleres aus all den verschiedenen Formen heraus zu greifen, und im flüchtigen Abriß zu zeigen, welche Form in Beschauung eines Kunstwerks wir wohl überhaupt die fruchtbarste, nachhaltigste und am meisten geistbildende zu nennen berechtigt sind.

Gedenken wir aber hier zu allererst jenes bedeutenden Wortes:

„Wär' unser Aug' nicht sonnenhaft,
Wie könnt' es dann die Sonn' erblicken,
Und webt in uns nicht Gottes Kraft,
Wie möcht' uns Göttliches entzücken!"

Denn wir dürfen es vollkommen auf die Kunstbetrachtung anwenden. Aus ihm geht nämlich hervor, daß eine Bedingung bestehe, ohne welche es überhaupt keine höhere Kunstauffassung gebe; sie liegt in jenem Unaussprechlichen,

in jener eigenthümlichen geheimen Sehnsucht nach dem Schönen, mit einem Wort in Dem, was ich vorher die Kunstseele genannt habe; — eine solche Eigenthümlichkeit also, sie muß unumgänglich und zuerst vorhanden sein, damit eine ächte Kunstbetrachtung, wie wir sie hier im Sinne haben, eine Betrachtung, welche mächtig geistesbildend wieder auf unser Leben zurückwirken soll, möglich werde. — In wem daher dieser innere Zug gegen das Schöne der Kunst nie erwacht ist, wen seine Eigenthümlichkeit gegen durchaus andere Richtungen gezogen hat, in wem das Sonnenhafte des Seelenauges für die Sonne der Kunst in Wahrheit nicht vorhanden ist, der kann zwar ein sehr achtbares Glied der menschlichen Gesellschaft sein — denn wie unser Tieck einmal beiläufig gesagt hat: „es sei ja keine Bürgerpflicht, den Dante zu lesen", so giebt es auch Stellungen genug, wo eine innere Liebe zur Kunst ein völliges hors d'oeuvre ist, — allein immer ist dann zu wünschen, daß Personen dieser Art auch consequent bleiben und dem Beispiele jenes Engländers folgen, welcher in Rom beim Vatikanischen Apollo, bei Raphael's Verklärung und bei der Sixtinischen Kapelle u. s. w. durch den Bedienten vom Platz seine Karte abgeben ließ, um sich selbst einen unnützen Besuch zu ersparen.

Haben wir ja doch in unsern Tagen die Reise eines Berliner Geschäftsmannes gelesen, welcher, weil er, seine innere Natur gänzlich mißverstehend, sich durchaus an der Betrachtung des kunstschönen Italiens eine Erquickung bereiten wollte, nichts als Widerwärtiges und Langweiliges, nichts als Mühsal und Noth in jenem gelobten Lande antraf, so daß er nichts Eiligeres zu thun hatte, als zurückgekehrt eine Warnungsstimme an Alle, die etwa nach Italien pilgern wollten, zu erlassen.

Müssen wir demnach allerdings als erste Bedingung fruchtbarer Kunstbeschauung eine wahre innere geistige und gemüthliche Verwandtschaft zur Kunst fordern, und erkennen

wir, daß nur ein ſolcher innerer Magnet uns vollſtändig bewahren könne, nicht mit unbedeutenden und nichtigen nur ſogenannten Kunſtwerken Zeit zu verlieren, ſo glaube ich nun ferner als zweite weſentliche Bedingung die treue Hingebung und das tiefere Eindringen in das Kunſtwerk ſelbſt aufſtellen zu dürfen. Ein Bild, wie ein Buch, ja wie ein Menſch, fordert, wenn uns ſein Geiſt wirklich aufgehen ſoll, unabweisbar eine längere, reine und volle Hingebung, welche freilich in unſerer Zeit, wo Alles immer mehr nur auf flüchtigen egoiſtiſchen Reiz des Augenblicks berechnet zu werden pflegt, an ſich ſchon zu einer immer ſchwerer zu erfüllenden Anforderung wird. Iſt es daher ſchon unter der Menge, welche gern im Augenblick mit Kälte fallen läßt, was ſie kurz vorher mit Heftigkeit zu ergreifen ſchien, eine ſeltenere Erſcheinung, daß ein Buch, das vieljährige Werk eines denkenden Geiſtes, tiefer erfaßt, wiederholt geleſen und wirklich geiſtig angeeignet wird, ſo läßt man einem Bilde, auch dem beſten, eine ſolche anhaltende eindringende Betrachtung noch weit ſeltener zu Theil werden. Doch überlegen wir auch hier zunächſt noch etwas näher, was überhaupt dazu gehört, in dem hier gefaßten Sinne ein Bild vollkommen uns zu eigen zu machen! Offenbar iſt es hiebei das Erſte, daß die dargeſtellten Gegenſtände an und für ſich und zuerſt durch wiederholtes Betrachten dem Beſchauer recht vollkommen ihrer Natur und ihrem Sinne nach deutlich werden. Iſt daher das Bild ein landſchaftliches, ſo ſoll uns aufgehen, welche Scene des Lebens der Erde hier gemeint ſei, die Art des Bodens, die Natur dargeſtellter Gebirge, die Eigenthümlichkeit der Vegetation, die gemeinte Jahreszeit, die Stimmung der Witterung, die Tageszeit des Bildes — denn dieſes Alles ſind ja die Worte, aus denen der Künſtler ſein Gedicht bildete, und haben wir hier das Einzelne nicht verſtanden, ſo ſind wir in dem Falle Jemandes, der ein Gedicht in einer ihm nicht geläufigen Sprache flüchtig überlieſt

und eben dieſer Flüchtigkeit wegen oft den Sinn des Dichters völlig mißverſteht. Iſt das Bild ein hiſtoriſches, ſo verdient die Zeit und Individualität der Perſonen, der Geiſtes- und Gemüthszuſtand, in welchem ſie dargeſtellt werden ſollten, das Thun oder Leiden, in welchem wir ſie eben begriffen ſehen, das aufmerkſamſte Studium; ja es mögen auch die äußeren Umgebungen derſelben, die Beleuchtung, in welcher ſie erſcheinen, die Natur oder die Kunſtwerke, mit welchen ſie der Künſtler umgab, die Kleidung derſelben und ſonſtige Beiwerke ſorgfältige Beachtung finden, um dies Alles als einzelne Noten zu erkennen, welche beitragen müſſen, die harmoniſche Partitur des Ganzen zum deutlichſten Verſtändniß zu bringen. Je mehr wir aber ſomit in alle dieſe Dinge eindringen, deſto mehr wird nun auch jene erſte auf innere geiſtige Verwandtſchaft gegründete unbewußte Anziehung zum Kunſtwerke uns zum Bewußtſein kommen, deſto mehr werden wir uns ſelbſt von unſrer Freude an der innern Idee dieſes Kunſtwerks Rechenſchaft zu geben im Stande ſein, und deſto deutlicher wird dieſe Idee ſelbſt uns entgegen leuchten. Iſt es aber wirklich gelungen, durch ſolche Anlagen und ſolches Studium die Idee eines neuen Kunſtſchönen uns anzueignen, dann empfinden wir, daß mit jedem Erfaſſen einer ſolchen Idee ſich das Beſitzthum unſrer Seele erweitert, und ſo vergrößern wir durch ſolche Betrachtungen in Wahrheit den einzigen Reichthum, den wir ganz unſer eigen nennen dürfen, und der allein unabhängig iſt von aller Gunſt oder Mißgunſt der Menſchen und von allem Wechſel des Geſchicks, ſo wir von Außen irgend erfahren mögen.

Noch eine dritte Bedingung zu ächter Kunſtbetrachtung möchte ich indeß endlich hier anknüpfen, und als ſolche die tiefere Betrachtung der Eigenthümlichkeit des Künſtlers ſelbſt, ſeiner Zeit, ſeines Volks und ſeines Geſchickes bezeichnen. Bedenken wir nämlich noch, daß jedes ächte Kunſtwerk eine Art von Bekenntniß, von Confeſſion des Künſtlers iſt, daß

es ein Werk iſt, in welchem irgend eine beſondere Stimmung oder Richtung vom Seelenleben des Künſtlers ſich offenbarte, ſo muß uns zwar einerſeits das Kunſtwerk ſelbſt eine Hieroglyphe werden, aus welcher wir, wenn wir ihren Sinn gefaßt haben, gar wohl auf die Zeit, die Volksthümlichkeit und die Seeleneigenthümlichkeit des Künſtlers zurückſchließen können, aber es wird auch von der andern Seite unverkennbar durch Das, was uns von jenen Zeiten und jener Kunſtart und jenem Künſtler ſchon gegenwärtig war, das Bild ſelbſt in ſo mancher Hinſicht uns näher und näher herantreten und an ſich immer verſtändlicher werden.

Und ſo möchte ich es alſo noch einmal in unmittelbarer Folge ausſprechen, daß innere Seelenverwandtſchaft zur Kunſt, tiefes, ruhiges und deutliches Eingehen in Form und Bedeutung des Einzelnen der Darſtellung des Kunſtwerks, und endlich genügende Berückſichtigung der Eigenthümlichkeit des Künſtlers und ſeiner Zeit, mir durchaus die wichtigſten Anforderungen zu ſein ſcheinen, um eine fruchtbare, nachhaltige und geiſtbildende Betrachtung von Kunſtwerken und insbeſondere von Gemälden möglich zu machen.

Wirklich waren es denn auch dieſe Grundſätze, welche bei mancherlei eigenen Verſuchen, durch aufmerkſame Betrachtung ächter Kunſtwerke dem Verſtändniß der Kunſt immer näher zu kommen, mir ſeit einer längern Reihe von Jahren ſich auf vielfältige Weiſe bewährt haben. Wie ich übrigens verfahren bin, um mir dabei jene zweite Bedingung ſolcher Betrachtungen, nämlich das tiefere, ruhige und deutliche Eingehen in den eigenthümlichen Organismus eines Kunſtwerks möglich zu machen, davon erlaube ich mir nur noch einige Worte mitzutheilen. Andere haben hierüber vielleicht andere Erfahrungen und beſſere Beobachtungen gemacht. Was aber mich betrifft, ſo fand ich insbeſondere lehrreich

und nachhaltig, wenn ich mir von Kunſtwerken, die mich lebhaft angezogen und feſtgehalten hatten, gleichwie von irgend einem Naturkörper, deſſen genaueſte Kenntniß ich mir verſchaffen wollte, ausführlichere Beſchreibungen und zwar wo möglich vor dem Werke ſelbſt entwarf, wenn ich mir auf dieſe Weiſe alle ihre Theile deutlich vorzuſtellen und Alles und Jedes ſeinem beſondern Sinne nach zur Anſchauung zu bringen ſuchte. Auf dieſe Weiſe ſind dann mehrere Schilderungen von Gemälden entſtanden, von welchen einige als Anhang meiner Briefe über Landſchaftsmalerei, andere, und namentlich die Erinnerungen an die Gallerie Pitti in Florenz, in meiner Reiſe durch Italien abgedruckt worden ſind. Mögen denn theilnehmende Freunde ſie an dieſen Orten nachſehen, mögen ſie vor bedeutenden Werken ähnliche Beſprechungen mit ſich ſelbſt verſuchen, und mögen ſie dann gleich mir erkennen, daß allerdings gerade auf ſolche Weiſe ein ächtes und bleibendes Verſtändniß der Kunſt uns insbeſondere aufgeſchloſſen werden kann. Beſtätigen ſich in ſolchen Verſuchen die obigen Betrachtungen und Folgerungen, ſo iſt der Zweck dieſer Mittheilungen durchaus und vollſtändig erreicht.

Frommsein und Pietismus.

Fragment eines vor ungefähr 30 Jahren an einen Freund nach L****** geschriebenen Briefes.

Es ist mir wichtig gewesen, was Sie mir neulich über Ihre „Stillen im Lande" mitgetheilt haben. Den verschiedenen Bestrebungen der Menschenseele, ihr Verhältniß zum göttlichen Geheimniß rein und sicher zu gestalten, bin ich immer mit Aufmerksamkeit gefolgt, obwohl ich recht gut weiß, daß die Geschichte fast immer mehr Irrungen als Klarheit in diesen Beziehungen verzeichnet hat. Was nun jene evangelischen Gemüther, die Sie meinen, betrifft, so scheint mir, daß bei ihnen die Irrung mehr in der Art lag, wie sie ihre Gesinnungen, welche an sich größtentheils höchst löblich sein mögen, auszusprechen gewohnt sind. Sie, wie ich, wir sind gewiß von der Wahrheit durchdrungen, daß Gott in der Tiefe jeder menschlichen Seele lebe und alle unsere Heiligung darin bestehe, diese Gotteskraft in uns nur immer mehr zu befreien, und immer reiner durch all unser Thun sie hindurch leuchten zu lassen. In der Art nun aber, wie jeder Mensch sein Verhältniß zu Gott auffaßt, spiegelt sich nothwendig die Eigenthümlichkeit des Menschen am bestimmtesten, und wie das Kind auf eine andere Weise Gott anschaut als der Mann, so eigentlich jeder Mensch auf seine besondere Weise. So viel darf indeß als sicher behauptet werden, daß je größer und schöner entwickelt eine

Geiſteskraft in allen ihren Zweigen iſt, eine deſto klarere und reinere Anſchauung Gottes wird ihr unter gegebenen Bedingungen möglich ſein. Oft habe ich daher ſchon, um ſolche Verhältniſſe mir ganz deutlich zu machen, die Entfaltung des Menſchen mit der Metamorphoſe der Pflanze zuſammengeſtellt und dann nicht umhin gekonnt wahrzunehmen, daß ſo wie in der Pflanze auf der höchſten Spitze der Entwicklung das Lichtorgan der Blüthe hervortritt und ſich zur Sonne wendet, hiemit ſodann zugleich den Kreis des Daſeins abſchließend und den neuen Cyclus eines jungen Lebens anregend, ſo auch im Menſchen, bei reiner naturgemäßer Entfaltung des Geiſtes, eine ſehr beſtimmte Stufenfolge Statt hat, ſo zwar, daß nach Einbildungskraft und Verſtand erſt auf der höchſten Stufe die Vernunft hervortreten ſoll, die Vernunft, durch welche die Seele das reine Licht göttlichen Weſens dann in ſich aufnimmt, um von ihm innigſt durchdrungen zu werden. Auch hier ſonach tritt das Paradoxon des Evangeliums wieder hervor, nach dem es heißt: „welcher hat, Dem ſoll gegeben werden“. Wie es nun aber unmöglich iſt, daß ſchon aus den Wurzelblättern einer Pflanze die Blüthe hervorgehe, oder, wenn ſie doch hier ſchon treibt, immer nur ein Unvollkommneres an's Licht gelangt, ſo kann auch ohne Bildung der Seele und gehörige Entfaltung der Geiſteskräfte das höhere Licht voller göttlicher Offenbarung nicht gefaßt werden, und, treibt es hier denn doch (die von Natur geſetzten Stufen überſpringend) hervor, ſo wird man oft genug nur die Fehlgeburten der Schwärmerei und des Fanatismus zum Vorſchein kommen ſehen. Betrachten wir dies genauer, ſo liegt es doch auch hieran, daß von jeher nur durch die reiner und höher entwickelten Seelen aller Zeiten die wahre unſichtbare Kirche gebildet worden iſt, und immer wird ja ein höchſtes Geheimniß — wenn auch noch ſo klar ausgeſprochen — dem Volke zuletzt unbegriffen und unverſtanden verbleiben, ſo daß es deßhalb mit Recht ein offenbares Geheimniß genannt

wird, als wovon oft Propheten reden und was wir im rechten Sinne auch als das eigentlich Myſtiſche bezeichnen. Mache man es daher, wie man will, dem noch nicht Reifen wird das Licht nicht von Außen gegeben werden können, und ihm doch davon ſprechen, ja es ihm obtrudiren wollen, heißt das Myſtiſche profaniren, Hohes vor Geringem wegwerfen. Aber man bilde den Unreifen erſt zum Schönen, Guten und Wahren hinauf, man erziehe ihn geiſtig, und das Höchſte wird ihm dann mit einem Male plötzlich erſcheinen, ſich ihm offenbaren können.

Hier alſo, theuerſter Freund, haben Sie meine Gründe, warum mir jeder Dogmatismus der Religion, welcher Glauben ohne Vernunftüberzeugung verlangt, ſo entgegengeſetzt iſt, und ich geſtehe, daß ich eben hierin immer den hohen Sinn Luther's verehrt habe, welcher die Schranken des Dogmatismus durchbrach, wahrlich nicht damit aus ſeinen Worten nur wieder ein neuer Dogmatismus geſchmiedet werde.

Deßhalb ſcheint es mir auch entſchiedener Irrthum, wenn Der, deſſen innern Geiſtesaugen ſich ein Höheres offenbart hat, nun von dieſem Heiligſten ſofort zum Unreifen ſpricht, ihm Das unmittelbar einzupfropfen denkt mit Worten, was nur Gott dem Geläuterten offenbaren kann und offenbaren wird; denn wohl muß alle ſolche Rede Jenem höchſt verwunderlich klingen, ja am Ende nimmt er wohl gar die Worte als Worte für das Poſitive und verehrt den Götzen ſtatt des Gottes; oder es kann auch wohl wirklich ein Lichtſtrahl des Höchſten vorzeitig in ihm zum Durchbruch gelangen, aber dieſer Strahl ſelbſt wird mißverſtanden, und ſo wird der Menſch zuletzt zum Fanatiker. — Bilde man doch daher das Kind durch Liebe! Gott kann ihm noch nicht als Gott in höchſter Klarheit offenbar werden, es erfahre ihn bloß als Liebe. Dieſe Liebe bleibe aber, es entwickle ſich dem Jüngling nun das Schöne und Wahre, ihm ſei Gott außer der ewigen Liebe auch ewige Schönheit und ewige

Wahrheit, und so wird dann ihm dem Manne endlich, bei dem Hervortreten der als höchste Geistesentwicklung erscheinenden Vernunft, die Offenbarung des Gottes selbst, als heiliges ewiges Urwesen, als die herrlichste Blüthe seines gesammten Lebens zu Theil werden.

Höre ich dagegen die Wirkungsweise so mancher Eiferer, von denen Sie mir schreiben, so muß ich ihr Bestreben in so fern immer für durchaus verfehlt halten, als sie, anstatt die Menge zuerst zur Erkenntniß des Schönen und Wahren hinzuleiten, das Letzte und Höchste zuerst und zu unterst mitzutheilen überall bemüht sind, und dadurch eben, wie ich aus Beispielen genugsam erkannt habe, ein Ergreifen des Zufälligen für das Wahrhaftige, einen Pietismus statt des Frommseins, ein Anbeten der Kirche in der Kirche, anstatt ein Anbeten Gottes im Geist und in der Wahrheit, eine Schwärmerei des Gefühls, anstatt eine Seligkeit der vollen Genüge aller Seelenvermögen und zuhöchst der Vernunft, nur allzuleicht und allzuoft wirklich herbeiführen.[1]

Ich kann daher hier auch den Einwurf gar nicht gelten lassen, daß einstweilen, und bis sie Gott in der Wahrheit erkennen möchten, die Menschen doch ein Dogma brauchten, um daran ihren Glauben zu knüpfen. Es ist einmal die Naturordnung, daß in einer Entwicklungsreihe keine Stufe übersprungen werden soll und darf, und so wenig als man

[1] Ich finde unter ältern Papieren noch einen Brief, worin über den Irrwahn eines nicht durch Gotterkenntniß erleuchteten Glaubens noch folgende Stelle enthalten ist, welche hieher wohl gezogen zu werden verdient: „Ein bloßer dogmatischer Glauben führt unter anderm Verkehrten auch so leicht zu einem Sehnen aus dieser Welt heraus. Gott wird dann über- und außerhalb aller Welten geglaubt, und der Mensch wird gleichgültig gegen alles ihn Umgebende, denn es erscheint ihm, weil es in dieser Welt, nothwendig auch ungöttlich. Zuletzt muß er jedes Thun für sündlich, für Abfall von Gott halten, denn alles Thun ist ja ein Wirken in dieser Welt und die Welt ist vom Uebel, weil sie außer Gott ist. Aus diesem Gesichtspunkte werden die Einsiedler, die Selbstpeinigungen der Heiligen erklärlich — so die indischen Säulenheiligen — sie wollen zum Göttlichen durch Ertödtung alles Menschlichen und gerade darum bleibt ihnen das Göttliche gleich fern.“

aus einem Kinde mit einem Male einen Mann machen kann, so wenig ist die höchste Blüthe aller Geisteskraft in einem Unreifen mit einem Schlage hervorzurufen, und daher sollte dergleichen überhaupt nicht versucht werden. Und glauben Sie denn im Ernst, daß eine solche philosophisch ästhetische Erziehung, durch Liebe geleitet und gegen das Göttliche gerichtet, etwas so viel Schwierigeres wäre als unsere jetzige Bildung, wo Tausenderlei mit Unlust gelernt und aus Verdruß zur Hälfte wieder vergessen, das Wenigste aber verdaut wird? Sicher wäre hier wie immer das Wahrhaftigste und Richtigste auch das Einfachste und Leichteste. Ich aber lebe der festen Hoffnung, daß die Zeit ein solches Ziel, wenn auch noch in weitester Ferne, verfolgt. — Christus hat in der Religion, welche Gott als die Liebe darstellt, das Kindesalter einer neuen Menschwerdung angehoben und die schönste Basis zu aller weitern Entwicklung gegeben; durch den Protestantismus ist der Verstand frei geworden, gegen dessen scharfes Eindringen sich verjährte Dogmen überall in Staat und Wissenschaft vergebens mit dem Herkommen vertheidigen; wie die Schranken fallen, waltet die Poesie freier, und aus Kunst und Wissenschaft muß endlich die Philosophie als schauende Theologie hervorgehen. Wird aber endlich die Frucht dieser Entwicklung sich nicht mehr in einigen Erwählten, sondern in Vielen offenbaren, wird die unsichtbare Kirche in der Wirklichkeit auferbaut werden, dann wird sich zeigen, daß es nur eine Religion, eine Verbrüderung giebt, in welcher alle Strahlen menschlicher Seelen ihren gemeinsamen Brennpunkt finden. Daher laßt uns am großen Werk bei Tage und nicht in der Nacht bauen! Es wäre wahrlich weiser, machte man nicht vorläufig lieber Hütten aus den Bausteinen, sondern verwendete diese immer fort nur zu dem Werke, welches die größte Aufgabe sein wird für die nächstfolgenden Jahrhunderte!

Hamlet. Das Entwicklungsgesetz dieser Tragödie.

Geschrieben im Jahr 1827.

Eine so merkwürdige Erscheinung wie der Hamlet sollte man nie an sich vorübergehen lassen, ohne auszusagen und aufzuzeichnen, wie sie auf uns gewirkt hat; denn bleibt auch die Erscheinung an sich stets dieselbe, so bleiben wir nicht dieselben, und die Art, wie wir gerade ein Werk solcher Natur angeschaut haben, wird uns immer gewissermaßen ein Zeichen und Dokument unsres damaligen Entwicklungs- und Bildungszustandes sein können. Für diesmal hat mich besonders der große organische Gang des Ganzen erfaßt und beschäftigt. Gewiß, es liegt eine höchst klare Naturnothwendigkeit in dem Fortschreiten dieser Ereignisse! Wie an der aufschießenden Pflanze das erste unscheinbare Samenkorn die dunkle Erde birgt, so daß wir nur durch das Hervortreten der Keimblätter von ihm erfahren, so liegt die Handlung, welche den Keim des Stücks enthält, der Mord von Hamlets Vater, außerhalb der Grenzen des Stücks, und wie das Samenkorn auch längere Zeit in der Erde ruhen muß, ehe der Keim hervorbringt, so ist seit jenem Morde schon ein Monat vergangen, bevor die Handlung des Stücks beginnt. Da öffnet nun wirklich die Gruft ihre Marmorkiefern, der Geist des Ermordeten bringt als der Keim der dramatischen Pflanze herauf, immer reicher entfalten sich Scenen und Charaktere

bis zur Darstellung des Schauspiels im Schauspiel, welche Epoche man ganz eigentlich die Blüthenzeit des Stücks nennen darf. Wirklich! wie in der Blüthe die Idee der gesammten Pflanze sich wiederholt, und wie, wenn die Blüthe sich entwickelt hat, das Absterben der Pflanze oder mindestens der zur Blüthe gehörigen Pflanzentheile nothwendig und unmittelbar erfolgen muß, so auch hier. Das von Hamlet veranstaltete Schauspiel führt noch einmal den grimmigen Mord, welchen wir das Samenkorn des Stücks genannt haben, herauf; ganz so wiederholt und erzeugt in der Blüthe sich wieder das Samenkorn, aus welchem die ganze Pflanze hervorging. Der Geist des Ermordeten schreitet, wie am Beginn des Stücks nach dem wirklichen Mord, so hier nach dem künstlich wiedergespiegelten, über die Bühne, und nun erst ist Alles klar und erkannt, damit aber auch gerichtet und unrettbar einer frühern oder spätern Vergeltung und Vollstreckung anheimgegeben. Die aufsprühende Kraft des höchsten Blüthenlebens verkörpert sich hier im Hamlet; feurig, scharf und entschieden tritt er selbst als Richter seiner Mutter hervor, und nirgends erscheint er wie auf dieser Stelle in solcher Macht und Entschlossenheit. Nicht wie gewöhnlich „von des Gedankens Bläße angekränkelt" verliert er sich in Worten, sondern er redet, wie er selbst sagt, Dolche, und sein Benehmen ist „voll Mark und Nachdruck". Sogleich aber, und ganz so wie die Blume schon bei ihrem vollen ersten Erschließen auch gewisse Hüllen (so etwa der Mohn die Kelchschuppen) abstößt, fällt auch in dieser Scene das erste abgelebte Blatt der dramatischen Blüthe — der Polonius. Ihm folgt bald nach das zarteste Blumenblatt — Ophelia; so fallen wirklich bei fast allen Blüthen die Blumenblätter *vor* den Staubfäden; bis denn endlich auch die wichtigsten innern Theile der dramatischen Blüthe, die ersten handelnden Personen, der König, die Königin, Hamlet und Laertes, ihre Häupter senken und sterben.

Fragt man nun endlich, in wie fern ein solcher Vergleich nützen könne, und frage ich mich selbst, warum er mir beim Ueberhören des Stücks so ganz ungesucht gekommen sei, so muß ich nur aussprechen, daß es deßhalb sei, weil er mir auf's Neue bewährt, daß das organische Bildungsprincip, welches in der Schöpfung organischer Naturen durch den Weltgeist herrscht, ewig kein anderes sein könne als das, was auch in den Schöpfungen ächter poetischer Werke durch den menschlichen Genius sich bewährt, und immer werden wir daher uns gefördert finden, wenn wir auch in dem Kunstwerke wie im Naturwerke das Gesetz seiner Bildung uns möglichst deutlich vergegenwärtigen können. Hat doch das Bestreben, ein solches Entwicklungsgesetz genauer zu erkennen und immer lebendiger in mich aufzunehmen, seit Langem ein wesentliches Ziel meiner Bestrebungen ausgemacht, und muß ich es doch eben darum mit Freude erfassen, wenn auch im Kunstwerk ein solches Gesetz mir mehr und mehr vernehmbar geworden ist. [1]

[1] Es wird vielleicht dem Leser nicht uninteressant sein, wenn er mit der hier gegebenen Betrachtung des Hamlet die Worte vergleichen will, welche Tieck einst über dasselbe Stück bei Gelegenheit meines Aufsatzes über den Lear mitgetheilt hat (s. Raumer historisches Taschenbuch 1845, S. 212). Tieck hält sich dort besonders an den retardirenden Charakter des ganzen Stücks, so wie ich beim Lear gezeigt hatte, daß da Alles auf Uebereilung beruhe. Gewiß, die Stücke Shakespeare's eignen sich ganz besonders dazu, sie von diesem organischen Standpunkt aus zu betrachten! Und so habe ich denn schon früher auch nicht umhin gekonnt, bei dem Macbeth zuweilen an den eigentlichen Gang einer Krankheitsentwicklung zu denken. Ist es nicht, als ob man dort die Einimpfung eines Pestgiftes vor sich hätte! Der zweideutige Ruf der Schicksalsweiber fällt in die brütende Seele des Kriegers wie ein eitermachendes Gift in den von Säften strotzenden Organismus; gleich darauf entsteht die Gährung im Gemüth, wie die Entzündung auf die Einimpfung, die Gährung erzeugt die Unglücksthat, wie die Entzündung die Eiterbeule hervorruft, und von da an gießt sich nun das Fieber durch alle kurz zuvor noch so gesunden Säfte, immer weiter raset die Krankheit, bis in Wahnsinn und Tod Alles endigt. Ein trauriges Bild eines unzulänglichen, einer schweren Versuchung leicht erliegenden Geistes.

Vom Geiste der Musik.

Nach der Aufführung von Schneider's Weltgericht, Abends den 8. April 1827.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft!“ und Musik ist eine ganz besondere Kunst! Giebt sie mir doch jedes Mal, wenn ich ein größeres Musikwerk höre, auch wieder besondere Gedanken! Was die heutige Musik betrifft (ich meine nämlich die von heute Abend, vielleicht kann man es indeß auch von der heutigen Musik im andern Sinn sagen), so war sie mehr künstliche Musik, als wahrhaft musikalische Kunst in der vollen Bedeutung des Wortes. Doch, wie gesagt, auch jede größere Musik, läßt sie nur nirgends etwas wirklich Schlechtes oder Stümperhaftes hervorklingen, sie regt den Geist auf besondere Weise an, und so bringt sie mich denn auch jetzt noch dazu, einige schon länger empfangene und gehegte Gedanken über Musik festzuhalten und niederzuschreiben. Was das eigentliche Wesen der Musik aber sei, es ist wohl schon hie und da versucht worden auszusprechen, meist jedoch, wie mir scheint, ziemlich unvollständig. Was mich betrifft, so würde ich etwa Folgendes darüber sagen mögen.

Gedanken, Vorstellungen, Thaten des Menschen entspringen theils aus seinem eigenen Innern, wie Knospen, Blätter und Blüthen aus einem Zweige, theils werden sie ihm von Außen aufgedrungen, indem sich die Welt in

ſeinem Weſen ſpiegelt oder ihre Kräfte durch ihn hindurch wirken wie ein durch Glas dringender Lichtſtrahl. Nun iſt aber klar, daß die Vorſtellungen, die Handlungen, ſo weit ſie im Innern des Menſchen ſelbſt wurzeln, ſie müſſen aus einem gewiſſen innern geheimen Keim hervorgehen, der früher da iſt als Vorſtellung, Wort und That, kurz der der noch unausgeſprochene Zuſtand des Menſchen ſelbſt iſt. Könnte nun dieſer Zuſtand durch irgend ein beſtimmtes Zeichen ſich äußerlich manifeſtiren, ohne daß er vorher zu beſondern wörtlich auszudrückenden Begriffen und Handlungen ſich geſtalten dürfte, ſo müßte dadurch zugleich die ganze möglicher Weiſe aus dieſem Zuſtande hervorgehende Kette von Handlungen und Worten dem verwandten Genius eben ſo gewiß im Voraus anſchaulich werden, als etwa dem geübten Pflanzenkenner ſchon das Samenkorn genügt, um daraus die ganze Vorſtellung von der Pflanze zu erhalten, welche, wie er weiß, nur eben aus dieſem Samen ſich entfalten kann. Die eigentliche Bezeichnung dieſes primitiven Zuſtandes, dieſer innern Urſache äußerlich hervortretender menſchlicher Worte und Thaten ſcheint mir nun in der Muſik gegeben, welche, obwohl ſelbſt nur ein vorüberſchwebender Hauch, doch recht eigentlich das geheimnißvolle Ei des Kneph iſt, aus welchem hier eine Welt mannichfaltiger Beſtrebungen ſich entfaltet. Ehe alſo noch ein Seelenzuſtand in Worte und Thaten ſich ausgeſprochen hat, faßt ihn der wahre Muſiker an der Wurzel, hebt ihn, wie ein geſchickter Gärtner den Keim der Pflanze, hervor aus mütterlicher Erde, und bringt ihn in ſeiner Urgeſtaltung mit allen in ihm vorgeahnten Wundern unmittelbar ſo zur Auffaſſung. Daher alſo das Eindringliche, das ganz allgemein Menſchliche dieſer Kunſt, daher aber auch das Myſteriöſe und das ſchwer im Innern Zugängliche derſelben, daher die Möglichkeit, wie in einem kurzen Tongange eine menſchliche Individualität, ein gewiſſer menſchlicher Zuſtand ſo ſchneidend ausgedrückt ſein kann

(man denke an Mozart's Don Juan oder die Zauberflöte), und daher endlich auch das Aufregende und gewaltig Fortreißende dieser Kunst, deren inneres Wesen geradezu in's Herz dringt, eben weil sie den geschilderten Zustand in seinem Urquell selbst am Herzen erfaßt. Kurz und gut, der ächte Musiker hat die wahre poetische Reichs-Unmittelbarkeit. Ich habe genug gesagt für Den, der überhaupt organisirt ist das Mysterium der Musik zu fassen; wer bloß den Klang hört und nicht die Seele in der Hülle der zitternden Luftwelle herauszufühlen gemacht ist, Dem kann Alles weitere Reden nichts nützen — also basta!

Ist aber nun Musik wirklich und recht eigentlich die Kunst des Primitiven, so muß auch von ihr allerdings eine besondere Tiefe gefordert werden, wenn sie ihrer Bedeutung genügen soll; und wie an einem Gebäude ein verschobener Dachziegel wenig bedeutet, aber ein verschobener Grundstein das Ganze zum Einsturz bringen muß, so ist auch die Musik, wenn ihr eigentlicher innerer Grund verfehlt und verschoben ist, ohne allen weitern Halt und sinkt zum puren Ohrenkitzel oder zu einem Rechenexempel und Kunststück herab. Entschieden anders verhält es sich dagegen z. B. mit der bildenden Kunst — sie kann immer noch den Werth eines Naturspiegels behalten, sollte sie auch auf ein inneres poetisches Leben verzichten. Sehen wir darum nicht, daß selbst ganz unproduktive, ja wohl sehr geistarme Menschen, wenn sie mit sorgfältiger Treue einen Naturgegenstand nachahmen, doch allerdings noch oft etwas wahrhaft Interessantes hervorbringen können, denn immer wird noch selbst eine solche Nachbildung an das unendliche Kunstwerk der Natur erinnern, da hingegen eine geistlose, nicht vom schöpferischen Genius selbst ausgegangene Musik nichts als tönend Erz und klingende Schelle ist, und zwar darum, weil sie eben ihrer Natur nach gar nicht oder nur in sehr geringem Grade nachahmende Kunst sein kann, vielmehr:

„è moto spiritale, ch'è nato a salire là dove più in sua materia dura."

Wende ich nun mit solchen Gedanken mich zu dem heute gehörten Musikwerke, so darf man es freilich nicht zu jenen genialen Produktionen zählen, welche die innere Welt des Gemüthlebens mit jedem Klange heller und freudiger aufschließen, mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer füllend; doch muß man, neben großer Fertigkeit in den Kunstregeln, ein gewisses Maß einer in reinen Verhältnissen sich würdig bewegenden schaffenden Poesie wohl anerkennen. Aber gewiß! den Holzblock dieses Textes ganz zu durchglühen und uns, nachdem er in Brand gesteckt, dadurch ordentlich warm zu machen, dazu hätte ein anderes Feuer gehört! So leckt die Flamme des Componisten wohl hie und da an dem unbeholfenen Material herum, und wo einmal ein leichter entzündlicher Spahn vorsteht, da faßt sie ihn und es giebt ein kurzes Freudenfeuer, aber bald fängt es dann wieder an zu schmauchen und zu dampfen, und statt der Flamme muß man mit dem Glimmen fürlieb nehmen. So ein Gegenstand müßte auch freilich, sollte er überhaupt musikalisch ausgesprochen sein, ganz anders genommen werden. Man müßte erst alle Freude und allen Schmerz des Erdenlebens in seiner Buntheit noch einmal recht lebendig zur Wahrnehmung bringen, sodann müßte das Grauen hereinbrechender Vernichtung alles Irdischen sich fühlbar machen, und aus diesem Graus hervor müßte sich nach und nach endlich die Klarheit des Paradieses entfalten. Ein Solches aber hat bisher meines Wissens nur ein Sterblicher, und nur in redender Dichtung, durchzuführen die Geisteskraft besessen, und der hieß — Dante Alighieri.

Dämonen.

Vom Jahr 1832, nach dem Werke von J. Falk über Göthe.

Wenn ich zuweilen über die Buntheit und Sonderbarkeit des Lebens nachdenke und mich dann einzelner überlieferter Aeußerungen Göthe's über Aehnliches erinnere, so kommt mir es vor, als habe dieser alte Magus am Ende doch gerade das Beste, was sein war, nicht mitgetheilt und niedergeschrieben. So mag er über die Dämonenlehre manche besondere Anschauungen gehabt haben, von denen seine Schriften Nichts erzählen. [1] Und sicher hier

[1] Um die Zeit, da obiger Aufsatz geschrieben war, besuchte mich Kanzler v. Müller, und als wir auf Gegenstände dieser Art zu sprechen kamen, theilte er mir noch Nachstehendes mit, welches ich hier entlehne aus einem damals geschriebenen Briefe an einen Freund. „Göthe hatte sich einmal spät Abends über Dämonologie geäußert, Dämon im reinen Sinne genommen, wo es mit Urbild = Idee = Gottgedanken zusammenfällt. Er sprach davon, wie es so verschiedene Dämonen gebe, deren einige höhern Ranges — Urgeister — welchen die kleineren Dämonen Manches in den Weg zu legen suchten, die aber trotz Allem doch wieder durchdrängen und gewissermaßen schon in ihrem Menschendasein sich von unverwüstlicher Natur zeigten. Dann wie es gar wohl in der Macht des den göttlichen Funken in sich bewahrenden und erhellenden Dämons stehe, zur eigentlichen individuellen Unsterblichkeit sich hindurch zu arbeiten, da der getrübte und schwache allmählig wie ein Licht verlösche, und dergleichen tiefsinniger Betrachtungen mehr. Endlich aber war er in tiefer Nacht vom Tisch aufgestanden, sagend: „Es ist unrecht, daß ich mich über diese Dinge hier so ausspreche, darüber spreche ich eigentlich nur mit Gott."

und nachhaltig, wenn ich mir von Kunstwerken, die mich lebhaft angezogen und festgehalten hatten, gleichwie von irgend einem Naturkörper, dessen genaueste Kenntniß ich mir verschaffen wollte, ausführlichere Beschreibungen und zwar wo möglich vor dem Werke selbst entwarf, wenn ich mir auf diese Weise alle ihre Theile deutlich vorzustellen und Alles und Jedes seinem besondern Sinne nach zur Anschauung zu bringen suchte. Auf diese Weise sind dann mehrere Schilderungen von Gemälden entstanden, von welchen einige als Anhang meiner Briefe über Landschaftsmalerei, andere, und namentlich die Erinnerungen an die Gallerie Pitti in Florenz, in meiner Reise durch Italien abgedruckt worden sind. Mögen denn theilnehmende Freunde sie an diesen Orten nachsehen, mögen sie vor bedeutenden Werken ähnliche Besprechungen mit sich selbst versuchen, und mögen sie dann gleich mir erkennen, daß allerdings gerade auf solche Weise ein ächtes und bleibendes Verständniß der Kunst uns insbesondere aufgeschlossen werden kann. Bestätigen sich in solchen Versuchen die obigen Betrachtungen und Folgerungen, so ist der Zweck dieser Mittheilungen durchaus und vollständig erreicht.

Frommſein und Pietismus.

Fragment eines vor ungefähr 30 Jahren an einen Freund nach L****** geſchriebenen Briefes.

Es iſt mir wichtig geweſen, was Sie mir neulich über Ihre „Stillen im Lande" mitgetheilt haben. Den verſchiedenen Beſtrebungen der Menſchenſeele, ihr Verhältniß zum göttlichen Geheimniß rein und ſicher zu geſtalten, bin ich immer mit Aufmerkſamkeit gefolgt, obwohl ich recht gut weiß, daß die Geſchichte faſt immer mehr Irrungen als Klarheit in dieſen Beziehungen verzeichnet hat. Was nun jene evangeliſchen Gemüther, die Sie meinen, betrifft, ſo ſcheint mir, daß bei ihnen die Irrung mehr in der Art lag, wie ſie ihre Geſinnungen, welche an ſich größtentheils höchſt löblich ſein mögen, auszuſprechen gewohnt ſind. Sie, wie ich, wir ſind gewiß von der Wahrheit durchdrungen, daß Gott in der Tiefe jeder menſchlichen Seele lebe und alle unſere Heiligung darin beſtehe, dieſe Gotteskraft in uns nur immer mehr zu befreien, und immer reiner durch all unſer Thun ſie hindurch leuchten zu laſſen. In der Art nun aber, wie jeder Menſch ſein Verhältniß zu Gott auffaßt, ſpiegelt ſich nothwendig die Eigenthümlichkeit des Menſchen am beſtimmteſten, und wie das Kind auf eine andere Weiſe Gott anſchaut als der Mann, ſo eigentlich jeder Menſch auf ſeine beſondere Weiſe. So viel darf indeß als ſicher behauptet werden, daß je größer und ſchöner entwickelt eine

Geisteskraft in allen ihren Zweigen ist, eine desto klarere und reinere Anschauung Gottes wird ihr unter gegebenen Bedingungen möglich sein. Oft habe ich daher schon, um solche Verhältnisse mir ganz deutlich zu machen, die Entfaltung des Menschen mit der Metamorphose der Pflanze zusammengestellt und dann nicht umhin gekonnt wahrzunehmen, daß so wie in der Pflanze auf der höchsten Spitze der Entwicklung das Lichtorgan der Blüthe hervortritt und sich zur Sonne wendet, hiemit sodann zugleich den Kreis des Daseins abschließend und den neuen Cyclus eines jungen Lebens anregend, so auch im Menschen, bei reiner naturgemäßer Entfaltung des Geistes, eine sehr bestimmte Stufenfolge Statt hat, so zwar, daß nach Einbildungskraft und Verstand erst auf der höchsten Stufe die Vernunft hervortreten soll, die Vernunft, durch welche die Seele das reine Licht göttlichen Wesens dann in sich aufnimmt, um von ihm innigst durchdrungen zu werden. Auch hier sonach tritt das Paradoron des Evangeliums wieder hervor, nach dem es heißt: „welcher hat, Dem soll gegeben werden". Wie es nun aber unmöglich ist, daß schon aus den Wurzelblättern einer Pflanze die Blüthe hervorgehe, oder, wenn sie doch hier schon treibt, immer nur ein Unvollkommneres an's Licht gelangt, so kann auch ohne Bildung der Seele und gehörige Entfaltung der Geisteskräfte das höhere Licht voller göttlicher Offenbarung nicht gefaßt werden, und, treibt es hier denn doch (die von Natur gesetzten Stufen überspringend) hervor, so wird man oft genug nur die Fehlgeburten der Schwärmerei und des Fanatismus zum Vorschein kommen sehen. Betrachten wir dies genauer, so liegt es doch auch hieran, daß von jeher nur durch die reiner und höher entwickelten Seelen aller Zeiten die wahre unsichtbare Kirche gebildet worden ist, und immer wird ja ein höchstes Geheimniß — wenn auch noch so klar ausgesprochen — dem Volke zuletzt unbegriffen und unverstanden verbleiben, so daß es deßhalb mit Recht ein offenbares Geheimniß genannt

wird, als wovon oft Propheten reden und was wir im rechten Sinne auch als das eigentlich Myſtiſche bezeichnen. Mache man es daher, wie man will, dem noch nicht Reifen wird das Licht nicht von Außen gegeben werden können, und ihm doch davon ſprechen, ja es ihm obtrudiren wollen, heißt das Myſtiſche profaniren, Hohes vor Geringem wegwerfen. Aber man bilde den Unreifen erſt zum Schönen, Guten und Wahren hinauf, man erziehe ihn geiſtig, und das Höchſte wird ihm dann mit einem Male plötzlich erſcheinen, ſich ihm offenbaren können.

Hier alſo, theuerſter Freund, haben Sie meine Gründe, warum mir jeder Dogmatismus der Religion, welcher Glauben ohne Vernunftüberzeugung verlangt, ſo entgegengeſetzt iſt, und ich geſtehe, daß ich eben hierin immer den hohen Sinn Luther's verehrt habe, welcher die Schranken des Dogmatismus durchbrach, wahrlich nicht damit aus ſeinen Worten nur wieder ein neuer Dogmatismus geſchmiedet werde.

Deßhalb ſcheint es mir auch entſchiedener Irrthum, wenn Der, deſſen innern Geiſtesaugen ſich ein Höheres offenbart hat, nun von dieſem Heiligſten ſofort zum Unreifen ſpricht, ihm Das unmittelbar einzupfropfen denkt mit Worten, was nur Gott dem Geläuterten offenbaren kann und offenbaren wird; denn wohl muß alle ſolche Rede Jenem höchſt verwunderlich klingen, ja am Ende nimmt er wohl gar die Worte als Worte für das Poſitive und verehrt den Götzen ſtatt des Gottes; oder es kann auch wohl wirklich ein Lichtſtrahl des Höchſten vorzeitig in ihm zum Durchbruch gelangen, aber dieſer Strahl ſelbſt wird mißverſtanden, und ſo wird der Menſch zuletzt zum Fanatiker. — Bilde man doch daher das Kind durch Liebe! Gott kann ihm noch nicht als Gott in höchſter Klarheit offenbar werden, es erfahre ihn bloß als Liebe. Dieſe Liebe bleibe aber, es entwickle ſich dem Jüngling nun das Schöne und Wahre, ihm ſei Gott außer der ewigen Liebe auch ewige Schönheit und ewige

Wahrheit, und so wird dann ihm dem Manne endlich, bei dem Hervortreten der als höchste Geistesentwicklung erscheinenden Vernunft, die Offenbarung des Gottes selbst, als heiliges ewiges Urwesen, als die herrlichste Blüthe seines gesammten Lebens zu Theil werden.

Höre ich dagegen die Wirkungsweise so mancher Eiferer, von denen Sie mir schreiben, so muß ich ihr Bestreben in so fern immer für durchaus verfehlt halten, als sie, anstatt die Menge zuerst zur Erkenntniß des Schönen und Wahren hinzuleiten, das Letzte und Höchste zuerst und zu unterst mitzutheilen überall bemüht sind, und dadurch eben, wie ich aus Beispielen genugsam erkannt habe, ein Ergreifen des Zufälligen für das Wahrhaftige, einen Pietismus statt des Frommseins, ein Anbeten der Kirche in der Kirche, anstatt ein Anbeten Gottes im Geist und in der Wahrheit, eine Schwärmerei des Gefühls, anstatt eine Seligkeit der vollen Genüge aller Seelenvermögen und zuhöchst der Vernunft, nur allzuleicht und allzuoft wirklich herbeiführen.[1]

Ich kann daher hier auch den Einwurf gar nicht gelten lassen, daß einstweilen, und bis sie Gott in der Wahrheit erkennen möchten, die Menschen doch ein Dogma brauchten, um daran ihren Glauben zu knüpfen. Es ist einmal die Naturordnung, daß in einer Entwicklungsreihe keine Stufe übersprungen werden soll und darf, und so wenig als man

[1] Ich finde unter ältern Papieren noch einen Brief, worin über den Irrwahn eines nicht durch Gotterkenntniß erleuchteten Glaubens noch folgende Stelle enthalten ist, welche hieher wohl gezogen zu werden verdient: „Ein bloßer dogmatischer Glauben führt unter anderm Verkehrten auch so leicht zu einem Sehnen aus dieser Welt heraus. Gott wird dann über- und außerhalb aller Welten geglaubt, und der Mensch wird gleichgültig gegen alles ihn Umgebende, denn es erscheint ihm, weil es in dieser Welt, nothwendig auch ungöttlich. Zuletzt muß er jedes Thun für sündlich, für Abfall von Gott halten, denn alles Thun ist ja ein Wirken in dieser Welt und die Welt ist vom Uebel, weil sie außer Gott ist. Aus diesem Gesichtspunkte werden die Einsiedler, die Selbstpeinigungen der Heiligen erklärlich — so die indischen Säulenheiligen — sie wollen zum Göttlichen durch Ertödtung alles Menschlichen und gerade darum bleibt ihnen das Göttliche gleich fern.“

aus einem Kinde mit einem Male einen Mann machen kann, so wenig ist die höchste Blüthe aller Geisteskraft in einem Unreifen mit einem Schlage hervorzurufen, und daher sollte dergleichen überhaupt nicht versucht werden. Und glauben Sie denn im Ernst, daß eine solche philosophisch ästhetische Erziehung, durch Liebe geleitet und gegen das Göttliche gerichtet, etwas so viel Schwierigeres wäre als unsere jetzige Bildung, wo Tausenderlei mit Unlust gelernt und aus Verdruß zur Hälfte wieder vergessen, das Wenigste aber verdaut wird? Sicher wäre hier wie immer das Wahrhaftigste und Richtigste auch das Einfachste und Leichteste. Ich aber lebe der festen Hoffnung, daß die Zeit ein solches Ziel, wenn auch noch in weitester Ferne, verfolgt. — Christus hat in der Religion, welche Gott als die Liebe darstellt, das Kindesalter einer neuen Menschwerdung angehoben und die schönste Basis zu aller weitern Entwicklung gegeben; durch den Protestantismus ist der Verstand frei geworden, gegen dessen scharfes Eindringen sich verjährte Dogmen überall in Staat und Wissenschaft vergebens mit dem Herkommen vertheidigen; wie die Schranken fallen, waltet die Poesie freier, und aus Kunst und Wissenschaft muß endlich die Philosophie als schauende Theologie hervorgehen. Wird aber endlich die Frucht dieser Entwicklung sich nicht mehr in einigen Erwählten, sondern in Vielen offenbaren, wird die unsichtbare Kirche in der Wirklichkeit auferbaut werden, dann wird sich zeigen, daß es nur eine Religion, eine Verbrüderung giebt, in welcher alle Strahlen menschlicher Seelen ihren gemeinsamen Brennpunkt finden. Daher laßt uns am großen Werk bei Tage und nicht in der Nacht bauen! Es wäre wahrlich weiser, machte man nicht vorläufig lieber Hütten aus den Bausteinen, sondern verwendete diese immer fort nur zu dem Werke, welches die größte Aufgabe sein wird für die nächstfolgenden Jahrhunderte!

Hamlet. Das Entwicklungsgesetz dieser Tragödie.

Geschrieben im Jahr 1827.

Eine so merkwürdige Erscheinung wie der Hamlet sollte man nie an sich vorübergehen lassen, ohne auszusagen und aufzuzeichnen, wie sie auf uns gewirkt hat; denn bleibt auch die Erscheinung an sich stets dieselbe, so bleiben wir nicht dieselben, und die Art, wie wir gerade ein Werk solcher Natur angeschaut haben, wird uns immer gewissermaßen ein Zeichen und Dokument unsres damaligen Entwicklungs- und Bildungszustandes sein können. Für diesmal hat mich besonders der große organische Gang des Ganzen erfaßt und beschäftigt. Gewiß, es liegt eine höchst klare Naturnothwendigkeit in dem Fortschreiten dieser Ereignisse! Wie an der aufschießenden Pflanze das erste unscheinbare Samenkorn die dunkle Erde birgt, so daß wir nur durch das Hervortreten der Keimblätter von ihm erfahren, so liegt die Handlung, welche den Keim des Stücks enthält, der Mord von Hamlets Vater, außerhalb der Grenzen des Stücks, und wie das Samenkorn auch längere Zeit in der Erde ruhen muß, ehe der Keim hervordringt, so ist seit jenem Morde schon ein Monat vergangen, bevor die Handlung des Stücks beginnt. Da öffnet nun wirklich die Gruft ihre Marmorkiefern, der Geist des Ermordeten dringt als der Keim der dramatischen Pflanze herauf, immer reicher entfalten sich Scenen und Charaktere

bis zur Darstellung des Schauspiels im Schauspiel, welche Epoche man ganz eigentlich die Blüthenzeit des Stücks nennen darf. Wirklich! wie in der Blüthe die Idee der gesammten Pflanze sich wiederholt, und wie, wenn die Blüthe sich entwickelt hat, das Absterben der Pflanze oder mindestens der zur Blüthe gehörigen Pflanzentheile nothwendig und unmittelbar erfolgen muß, so auch hier. Das von Hamlet veranstaltete Schauspiel führt noch einmal den grimmigen Mord, welchen wir das Samenkorn des Stücks genannt haben, herauf; ganz so wiederholt und erzeugt in der Blüthe sich wieder das Samenkorn, aus welchem die ganze Pflanze hervorging. Der Geist des Ermordeten schreitet, wie am Beginn des Stücks nach dem wirklichen Mord, so hier nach dem künstlich wiedergespiegelten, über die Bühne, und nun erst ist Alles klar und erkannt, damit aber auch gerichtet und unrettbar einer frühern oder spätern Vergeltung und Vollstreckung anheimgegeben. Die aufsprühende Kraft des höchsten Blüthenlebens verkörpert sich hier im Hamlet; feurig, scharf und entschieden tritt er selbst als Richter seiner Mutter hervor, und nirgends erscheint er wie auf dieser Stelle in solcher Macht und Entschlossenheit. Nicht wie gewöhnlich „von des Gedankens Bläſſe angekränkelt" verliert er sich in Worten, sondern er redet, wie er selbst sagt, Dolche, und sein Benehmen ist „voll Mark und Nachdruck". Sogleich aber, und ganz so wie die Blume schon bei ihrem vollen ersten Erschließen auch gewisse Hüllen (so etwa der Mohn die Kelchschuppen) abstößt, fällt auch in dieser Scene das erste abgelebte Blatt der dramatischen Blüthe — der Polonius. Ihm folgt bald nach das zarteste Blumenblatt — Ophelia; so fallen wirklich bei fast allen Blüthen die Blumenblätter *vor* den Staubfäden; bis denn endlich auch die wichtigsten innern Theile der dramatischen Blüthe, die ersten handelnden Personen, der König, die Königin, Hamlet und Laertes, ihre Häupter senken und sterben.

Fragt man nun endlich, in wie fern ein solcher Vergleich nützen könne, und frage ich mich selbst, warum er mir beim Ueberhören des Stücks so ganz ungesucht gekommen sei, so muß ich nur aussprechen, daß es deßhalb sei, weil er mir auf's Neue bewährt, daß das organische Bildungsprincip, welches in der Schöpfung organischer Naturen durch den Weltgeist herrscht, ewig kein anderes sein könne als das, was auch in den Schöpfungen ächter poetischer Werke durch den menschlichen Genius sich bewährt, und immer werden wir daher uns gefördert finden, wenn wir auch in dem Kunstwerke wie im Naturwerke das Gesetz seiner Bildung uns möglichst deutlich vergegenwärtigen können. Hat doch das Bestreben, ein solches Entwicklungsgesetz genauer zu erkennen und immer lebendiger in mich aufzunehmen, seit Langem ein wesentliches Ziel meiner Bestrebungen ausgemacht, und muß ich es doch eben darum mit Freude erfassen, wenn auch im Kunstwerk ein solches Gesetz mir mehr und mehr vernehmbar geworden ist. [1]

[1] Es wird vielleicht dem Leser nicht uninteressant sein, wenn er mit der hier gegebenen Betrachtung des Hamlet die Worte vergleichen will, welche Tieck einst über dasselbe Stück bei Gelegenheit meines Aufsatzes über den Lear mitgetheilt hat (s. Raumer historisches Taschenbuch 1845, S. 212). Tieck hält sich dort besonders an den retardirenden Charakter des ganzen Stücks, so wie ich beim Lear gezeigt hatte, daß da Alles auf Uebereilung beruhe. Gewiß, die Stücke Shakespeare's eignen sich ganz besonders dazu, sie von diesem organischen Standpunkt aus zu betrachten! Und so habe ich denn schon früher auch nicht umhin gekonnt, bei dem Macbeth zuweilen an den eigentlichen Gang einer Krankheitsentwicklung zu denken. Ist es nicht, als ob man dort die Einimpfung eines Pestgiftes vor sich hätte! Der zweideutige Ruf der Schicksalsweiber fällt in die brütende Seele des Kriegers wie ein eitermachendes Gift in den von Säften strotzenden Organismus; gleich darauf entsteht die Gährung im Gemüth, wie die Entzündung auf die Einimpfung, die Gährung erzeugt die Unglücksthat, wie die Entzündung die Eiterbeule hervorruft, und von da an gießt sich nun das Fieber durch alle kurz zuvor noch so gesunden Säfte, immer weiter rast die Krankheit, bis in Wahnsinn und Tod Alles endigt. Ein trauriges Bild eines unzulänglichen, einer schweren Versuchung leicht erliegenden Geistes.

Vom Geiste der Musik.

Nach der Aufführung von Schneider's Weltgericht, Abends den 8. April 1827.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft!“ und Musik ist eine ganz besondere Kunst! Giebt sie mir doch jedes Mal, wenn ich ein größeres Musikwerk höre, auch wieder besondere Gedanken! Was die heutige Musik betrifft (ich meine nämlich die von heute Abend, vielleicht kann man es indeß auch von der heutigen Musik im andern Sinn sagen), so war sie mehr künstliche Musik, als wahrhaft musikalische Kunst in der vollen Bedeutung des Wortes. Doch, wie gesagt, auch jede größere Musik, läßt sie nur nirgends etwas wirklich Schlechtes oder Stümperhaftes hervorklingen, sie regt den Geist auf besondere Weise an, und so bringt sie mich denn auch jetzt noch dazu, einige schon länger empfangene und gehegte Gedanken über Musik festzuhalten und niederzuschreiben. Was das eigentliche Wesen der Musik aber sei, es ist wohl schon hie und da versucht worden auszusprechen, meist jedoch, wie mir scheint, ziemlich unvollständig. Was mich betrifft, so würde ich etwa Folgendes darüber sagen mögen.

Gedanken, Vorstellungen, Thaten des Menschen entspringen theils aus seinem eigenen Innern, wie Knospen, Blätter und Blüthen aus einem Zweige, theils werden sie ihm von Außen aufgedrungen, indem sich die Welt in

seinem Wesen spiegelt oder ihre Kräfte durch ihn hindurch wirken wie ein durch Glas dringender Lichtstrahl. Nun ist aber klar, daß die Vorstellungen, die Handlungen, so weit sie im Innern des Menschen selbst wurzeln, sie müssen aus einem gewissen innern geheimen Keim hervorgehen, der früher da ist als Vorstellung, Wort und That, kurz der der noch unausgesprochene Zustand des Menschen selbst ist. Könnte nun dieser Zustand durch irgend ein bestimmtes Zeichen sich äußerlich manifestiren, ohne daß er vorher zu besondern wörtlich auszudrückenden Begriffen und Handlungen sich gestalten dürfte, so müßte dadurch zugleich die ganze möglicher Weise aus diesem Zustande hervorgehende Kette von Handlungen und Worten dem verwandten Genius eben so gewiß im Voraus anschaulich werden, als etwa dem geübten Pflanzenkenner schon das Samenkorn genügt, um daraus die ganze Vorstellung von der Pflanze zu erhalten, welche, wie er weiß, nur eben aus diesem Samen sich entfalten kann. Die eigentliche Bezeichnung dieses primitiven Zustandes, dieser innern Ursache äußerlich hervortretender menschlicher Worte und Thaten scheint mir nun in der Musik gegeben, welche, obwohl selbst nur ein vorüberschwebender Hauch, doch recht eigentlich das geheimnißvolle Ei des Kneph ist, aus welchem hier eine Welt mannichfaltiger Bestrebungen sich entfaltet. Ehe also noch ein Seelenzustand in Worte und Thaten sich ausgesprochen hat, faßt ihn der wahre Musiker an der Wurzel, hebt ihn, wie ein geschickter Gärtner den Keim der Pflanze, hervor aus mütterlicher Erde, und bringt ihn in seiner Urgestaltung mit allen in ihm vorgeahnten Wundern unmittelbar so zur Auffassung. Daher also das Eindringliche, das ganz allgemein Menschliche dieser Kunst, daher aber auch das Mysteriöse und das schwer im Innern Zugängliche derselben, daher die Möglichkeit, wie in einem kurzen Tongange eine menschliche Individualität, ein gewisser menschlicher Zustand so schneidend ausgedrückt sein kann

(man denke an Mozart's Don Juan oder die Zauberflöte), und daher endlich auch das Aufregende und gewaltig Fortreißende dieſer Kunſt, deren inneres Weſen geradezu in's Herz dringt, eben weil ſie den geſchilderten Zuſtand in ſeinem Urquell ſelbſt am Herzen erfaßt. Kurz und gut, der ächte Muſiker hat die wahre poetiſche Reichs-Unmittelbarkeit. Ich habe genug geſagt für Den, der überhaupt organiſirt iſt das Myſterium der Muſik zu faſſen; wer bloß den Klang hört und nicht die Seele in der Hülle der zitternden Luftwelle herauszufühlen gemacht iſt, Dem kann Alles weitere Reden nichts nützen — alſo baſta!

Iſt aber nun Muſik wirklich und recht eigentlich die Kunſt des Primitiven, ſo muß auch von ihr allerdings eine beſondere Tiefe gefordert werden, wenn ſie ihrer Bedeutung genügen ſoll; und wie an einem Gebäude ein verſchobener Dachziegel wenig bedeutet, aber ein verſchobener Grundſtein das Ganze zum Einſturz bringen muß, ſo iſt auch die Muſik, wenn ihr eigentlicher innerer Grund verfehlt und verſchoben iſt, ohne allen weitern Halt und ſinkt zum puren Ohrenkitzel oder zu einem Rechenexempel und Kunſtſtück herab. Entſchieden anders verhält es ſich dagegen z. B. mit der bildenden Kunſt — ſie kann immer noch den Werth eines Naturſpiegels behalten, ſollte ſie auch auf ein inneres poetiſches Leben verzichten. Sehen wir darum nicht, daß ſelbſt ganz unproduktive, ja wohl ſehr geiſtarme Menſchen, wenn ſie mit ſorgfältiger Treue einen Naturgegenſtand nachahmen, doch allerdings noch oft etwas wahrhaft Intereſſantes hervorbringen können, denn immer wird noch ſelbſt eine ſolche Nachbildung an das unendliche Kunſtwerk der Natur erinnern, da hingegen eine geiſtloſe, nicht vom ſchöpferiſchen Genius ſelbſt ausgegangene Muſik nichts als tönend Erz und klingende Schelle iſt, und zwar darum, weil ſie eben ihrer Natur nach gar nicht oder nur in ſehr geringem Grade nachahmende Kunſt ſein kann, vielmehr:

„è moto spiritale, ch'è nato a salire là dove più in sua materia dura.“

Wende ich nun mit solchen Gedanken mich zu dem heute gehörten Musikwerke, so darf man es freilich nicht zu jenen genialen Produktionen zählen, welche die innere Welt des Gemüthlebens mit jedem Klange heller und freudiger aufschließen, mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer füllend; doch muß man, neben großer Fertigkeit in den Kunstregeln, ein gewisses Maß einer in reinen Verhältnissen sich würdig bewegenden schaffenden Poesie wohl anerkennen. Aber gewiß! den Holzblock dieses Textes ganz zu durchglühen und uns, nachdem er in Brand gesteckt, dadurch ordentlich warm zu machen, dazu hätte ein anderes Feuer gehört! So leckt die Flamme des Componisten wohl hie und da an dem unbeholfenen Material herum, und wo einmal ein leichter entzündlicher Spahn vorsteht, da faßt sie ihn und es giebt ein kurzes Freudenfeuer, aber bald fängt es dann wieder an zu schmauchen und zu dampfen, und statt der Flamme muß man mit dem Glimmen fürlieb nehmen. So ein Gegenstand müßte auch freilich, sollte er überhaupt musikalisch ausgesprochen sein, ganz anders genommen werden. Man müßte erst alle Freude und allen Schmerz des Erdenlebens in seiner Buntheit noch einmal recht lebendig zur Wahrnehmung bringen, sodann müßte das Grauen hereinbrechender Vernichtung alles Irdischen sich fühlbar machen, und aus diesem Graus hervor müßte sich nach und nach endlich die Klarheit des Paradieses entfalten. Ein Solches aber hat bisher meines Wissens nur ein Sterblicher, und nur in redender Dichtung, durchzuführen die Geisteskraft besessen, und der hieß — Dante Alighieri.

Dämonen.

Vom Jahr 1832, nach dem Werke von J. Falk über Göthe.

Wenn ich zuweilen über die Buntheit und Sonderbarkeit des Lebens nachdenke und mich dann einzelner überlieferter Aeußerungen Göthe's über Aehnliches erinnere, so kommt mir es vor, als habe dieser alte Magus am Ende doch gerade das Beste, was sein war, nicht mitgetheilt und niedergeschrieben. So mag er über die Dämonenlehre manche besondere Anschauungen gehabt haben, von denen seine Schriften Nichts erzählen. [1] Und sicher hier

[1] Um die Zeit, da obiger Aufsatz geschrieben war, besuchte mich Kanzler v. Müller, und als wir auf Gegenstände dieser Art zu sprechen kamen, theilte er mir noch Nachstehendes mit, welches ich hier entlehne aus einem damals geschriebenen Briefe an einen Freund. „Göthe hatte sich einmal spät Abends über Dämonologie geäußert, Dämon im reinen Sinne genommen, wo es mit Urbild = Idee = Gottgedanken zusammenfällt. Er sprach davon, wie es so verschiedene Dämonen gebe, deren einige höhern Ranges — Urgeister — welchen die kleineren Dämonen Manches in den Weg zu legen suchten, die aber trotz Allem doch wieder durchdrängen und gewissermaßen schon in ihrem Menschendasein sich von unverwüstlicher Natur zeigten. Dann wie es gar wohl in der Macht des den göttlichen Funken in sich bewahrenden und erhellenden Dämons stehe, zur eigentlichen individuellen Unsterblichkeit sich hindurch zu arbeiten, da der getrübte und schwache allmählig wie ein Licht verlösche, und dergleichen tiefsinniger Betrachtungen mehr. Endlich aber war er in tiefer Nacht vom Tisch aufgestanden, sagend: „Es ist unrecht, daß ich mich über diese Dinge hier so ausspreche, darüber spreche ich eigentlich nur mit Gott."

liegen ſonderbare Dinge verborgen! Wenn man in vielfacher Berührung mit der Welt lebt, wenn man in die wunderlichen Individualitäten hineinſchaut, die uns umgeben, wenn man bedenkt, wie durchaus geiſtig das letzte wirkſame Princip iſt, welches jede dieſer Individualitäten belebt und treibt, ſo wird Einem mitten zwiſchen den Wirkungen aller dieſer Geiſter ſonderbar unheimlich zu Muthe. Wir fühlen dann die ganze Schwere der Aufgabe, unter der Menge dieſer Wirkungen uns ſelbſt nicht nur feſt zu halten und alle die bald lockenden, bald widerwärtigen, bald irrenden, bald verwirrenden Geiſter zu verſcheuchen, ſondern bei alle Dem unſere eigene Entwicklung unausgeſetzt zu fördern und in reinem ächten Lebensäther immer hellere Regionen zu erreichen. Alles, was jemals im Geiſte des Menſchen von ächter Lebenskunſt klar geworden iſt, kann nur die Aufgabe haben, dieſem höhern Ziele uns annähernd immer näher und näher entgegen zu leiten.

Nachwirkung.

Im Jahr 1832.

Wenn ich ſo manche Petrefakten betrachte und gewahr werde, wie irgend ein zartes organiſches Gebilde, z. B. die aus fünfſeitigen Feldern zuſammengefügte Schale eines Cidaris, ſeinen ſchärfſten Abdruck im Stein hinterlaſſen hat, und zwar von äußerer ſowohl als innerer Fläche, während die eigentliche organiſche Subſtanz ſelbſt auch ſo ganz ſpurlos verſchwunden iſt, ſo kommt es mir vor, als könne nicht leicht ein ſchöneres Bild von den Wirkungen eines tüchtigen Menſchen auf die Nachwelt geſehen werden. Denn drückt nicht auch ein Solcher durch ſeine Werke die Form ſeines innerſten Weſens den ihn umgebenden Elementen der Natur auf eine Weiſe ein, welche den ſpäteſten Geſchlechtern die Möglichkeit der Erkenntniß und der Bewunderung ſo mächtiger Individualität mit voller Beſtimmtheit gewährt, ſie gewährt zu einer Zeit, wo von Erſcheinung dieſer Individualität im Leben längſt keine Spur mehr vorhanden iſt?

Geist Mozart's.

Im Jahr 1832 nach seiner großen Symphonie C-dur.

Glücklich ist ein jeder Tag zu preisen, an welchem der Mensch wieder neue Gelegenheit findet, sich in den Aether der Schönheit, sei es auf eine oder die andere Weise, einzutauchen. Den heutigen, an welchem Mozart's große Symphonie C-dur vor mir, und in reiner ruhiger Umgebung, gut aufgeführt wurde, nenne ich einen solchen. O, Mozart — das heißt einen Gedanken ausdenken! — Da liegt's ja eben, daß die Ewigkeit des Gedankens begriffen werde! Denn jeder Gedanke, wenn er diesen Namen verdient, deutet auf das Ewige; wie ein schönes Gewölk schwebt er in der Luft, die sich in den unendlichen Weltraum verliert. Aber wie hoch der Luftschiffer in diesen unendlichen Raum eintaucht, darin bewährt sich die Kraft des Fluges. Das aber vermag eben Mozart wie Keiner sonst in Tönen. Wie einfach ist nicht der Grundgedanke dieser Symphonie, und welchen Baum mit herrlichen Zweigen, Blättern, Blüthen und Früchten hat er aus diesem Samenkorn erzogen! Freudig wächst es im ersten Satze empor und bewegt schon hier mit den mannichfaltigsten Regungen unsere Brust; dann senken sich in Fülle schmerzlicher Liebe die sich ausbreitenden Zweige im zweiten Satze, dem Adagio, abwärts — aber nun sprossen neue freudige

Triebe im dritten Satze, dem Allegro, gen Himmel, um im vierten Satze dann, in tausend Verschlingungen, in den zartesten Schwingungen und mit wunderschönen Blüthen bedeckt, sich im reinsten Aether zu wiegen. Es ist etwas der Art doch so ganz allein der Musik erreichbar; denn wo möchten z. B. sonst völlige Umkehrungen eines Gedankens, nicht nur seinem allgemeinen Sinne nach, sondern selbst nach seinen einzelnen Lauten, möglich und immer, wie hier, schön sein? — Und so thut Mozart wirklich im Schlußsatze zuweilen: er läßt im Chore den Gedanken oder, deutlicher zu sagen, die Melodie fortklingen und giebt der leitenden Stimme dieselbe Melodie, aber in gerade umgekehrten Noten, sich fortwährend nach den künstlichsten Verschränkungen des musikalischen Gesetzes bewegend, und nichts desto weniger immer in der heitersten Freiheit. Gewiß, ich wüßte doch auch nichts Edles und Wahres, nichts Schönes und Gutes, was nicht aus Klängen, wie denen jenes Adagio's, widerhallte und tief sich mit ihnen uns einprägte!

Weltton.

Oktober 1832.

Der eigentliche geglättetste Weltton der sogenannten Gesellschaft nivellirt doch fast auf ähnliche Weise sämmtliche Erscheinungen des Lebens wie die tiefsinnigste Philosophie, nur mit dem gewaltigen Unterschiede, daß jener gegen das Ziel der Nichtigkeit oder Eitelkeit gerichtet ist und dadurch das Einzelne aufhebt, während für diese die Erscheinungen nur zuhöchst aufgehen in der Fülle der Anschauung des Göttlichen und Ewigen. Welch wunderliches Vorkommen ist es nun nicht, wenn wir gewahr werden, daß in einzelnen Fällen auch jener geglättetste Weltton mit wahrer Gelehrsamkeit und Tiefe sich verbinden kann! In Alexander von Humboldt stellte sich mir eines Abends eine solche Verbindung abermals dar, und ich bin nicht müde geworden, ihn in diesem seinem besondern Wesen zu beobachten. Die Spitze seiner Aeußerungen dieser Art war es, als er die Einrichtung der Buddhatempel und die Weise der dabei üblichen Gebräuche schilderte, wie er da mit unversiegbarer Geläufigkeit beschrieb, wie bald Windfahnen, bald kleine Wasserräder in Bewegung gesetzt würden, um das Umdrehen der die geschriebenen Gebete einschließenden Rollen zu bewerkstelligen, und wie er auf die Frage einer hohen Person: „Was denn das aber helfe?“ mit der äußersten Leichtigkeit des Tons antwortete: „Eben so viel, als wenn man selbst betet, Hoheit! — aber es ist bequemer!“

Dienstverhältnisse im Staate.

Vom Jahr 1833.

Wenn ich die lebendige Idee reinern menschlichen Daseins, wie es, von einer schönen Seele geleitet, in tausendfältigen freien Regungen sich offenbart und zuletzt im Geiste der Menschheit sich vereinigt, mir deutlich vorstelle und das Bestreben der Staatsmänner unserer Tage dagegen halte, mit endlosen Gesetzen und ganzen Gesetzsammlungen ein verkümmertes Staatsleben, ohne die Wurzel des Uebels ernstlich anzugreifen, hinhalten und alle Fälle voraus specificiren, classificiren und protokolliren zu wollen, so fällt mir wohl zuweilen das Kind ein, welches der heilige Augustinus am Meere sitzen sah, um mit einem Löffel das endlose Gewässer auszuschöpfen! Und liegt denn bei manchen neuern Gesetzen über Staatsdienst nicht wieder solch eine Richtung zu Tage! Das, worauf es eigentlich ankommt, freie, aus Liebe zur Sache entspringende Thätigkeit im eigenen Kreise mit gutem Humor sich ergehen zu lassen, soll immer mehr ausgetilgt, ein todtes Uhrwerk dagegen immer entschiedener an die Stelle frischen Lebens gesetzt werden!

Wie wenig erkennt man doch auf diesem Wege noch das höchste Ziel alles Regierens: „durch allgemeine reinere Entwicklung von Geist und Herz das Regieren selbst überflüssig zu machen!“ Sehe ich die arme Menschheit, wie

ihr immer ein Ballen Gesetze nach dem andern aufgebürdet wird, statt sie innerlich zu erstarken und durch Selbstentwicklung zu läutern, sehe ich, wie dann wieder die Handhabung der Gesetze immer neue Gesetze herbeiführt und in endlosem Papier alles frische Leben mehr und mehr untergeht, so ergreift mich ein Grausen, und ich kann schaudern, mich selbst zwischen die Räder dieses knarrenden Uhrwerkes mit eingeklemmt zu finden. Und gerade *jetzt*, wo ein frischerer Lebenshauch einmal wieder das alte verrottete Dasein der Völker auszulüften begann! Höre ich nun noch die Stimme des alten Meisters, wie in ihm Verhältnisse, wie die oben besprochenen, so klar sich abspiegelten, indem er schreibt: „Jedes Geschäft wird eigentlich nur durch *ethische* Hebel bewegt, daher Alles auf die Persönlichkeit ankommt, die jede auf eigenthümliche Weise behandelt sein will. Ist man der Liebe des Individuums zu seinem Geschäftszweige gewiß, so verfahre man läßlich, doch Ordnung fordernd, und erhalte verdiente Männer bei gutem Humor. Daraus entstehen nun freilich so viele kleine Welten als Individuen!“ — so gedenke ich wieder des bekümmernden Wortes: „Die Weisheit läßt sich hören und Niemand achtet ihrer!“ und die Hoffnungen sinken immer mehr, daß ein reinerer Zustand des Menschheitlebens sich je auf Erden vollkommen verwirklichen könne!

Beethoven - Dante.

Nach des Erstern Missa C-moll im Dezember 1832.

Im Purgatorio des Dante ist eine wunderbare Dichtung von den vorbeirauschenden Geisterstimmen, welche auf den Kreisen des Berges der Läuterung den Büßenden Worte der Liebe und Worte des Ernstes zurufen, dann aber spurlos verhallen. Mich hatte die Deutlichkeit dieser Anschauung des Dichters immer beschäftigt, aber ich hatte nie erwartet, einmal wirklich etwas der Art mit Ohren zu hören. Um so wunderbarer war es mir, als ich heute in dieser Missa im Credo die Worte wie aus verschiedenen Himmelsräumen und von verschiedenen Chören erklingen hörte: „**Deum de deo, lumen de lumine, deum verum de deo vero, genitum non factum, consubstantialem patri, per quem omnia facta sunt!**“ Hier begegnete der Geist Beethoven's dem Geiste Dante's, und in dieser Worte musikalischer Behandlung liegt eine Geistergröße, wie ich sie kaum jemals in anderer Musik vernommen habe. Sei es denn, daß die ganze Missa nicht im ächten Baustyl der Kirche ist, sei es, daß eine gewisse Buntheit, z. B. im **benedictus**, wegzuwünschen wäre, aber in jener Stelle schwingt der Dichter sich mit einem Male hoch über alles Gewöhnliche hinaus und wallet den heiligen Reigen mit, welchen die Chöre des Ewigen tönen. Mich selbst berührte jene Stelle wie der Fittig des Engels an der Pforte des Paradieses die Stirne Dante's!

Verlorene Heiterkeit neuerer Musik.

Nach Mozart's Entführung im Jahr 1833.

Wenn, von Neuem erweckt, die Krystallreinheit dieser Musik wieder an meiner Seele vorübergeht, wenn ich die unendliche Frischheit und Heiterkeit, die darin lebt, abermals recht innerlich empfinde, so wird mir dabei immer klarer, wie es doch nicht möglich zu sein scheint, daß in unserer jetzigen Zeit Werke eines solchen Charakters wieder entstehen können. Wie der Fieberhafte nicht mehr den ruhigen gleichmäßigen Puls und Athem des Gesunden haben kann, so ist unserer Zeit nicht mehr möglich, Werke so durchaus heitern unschuldigen Sinnes hervorzurufen! Giftig, einschneidend, gleichsam quetschend, und dann wieder üppig aufreizend, fordert die fieberhaft angeregte Zeit ihre ästhetischen Leistungen, und Heil Dem, der noch in stiller Seele mindestens die volle Empfänglichkeit sich bewahrte, die klaren Werke früherer Perioden rein auf sich wirken lassen zu können! Wunderbar bleibt es indeß, daß Geister wie Mozart und Göthe, ganz einer andern Zeit angehörig als unserer politisch nervösen und gespannten, doch zugleich auch alles das tiefe Weh der neuern Menschheit in seinen schneidendsten Contrasten, daß sie jene unselige innere Zerrissenheit, welche das Wirkende neuerer Kunstwerke bezeichnet, in ihren herrlichsten Werken Don Juan und Faust

allerdings wahrhaft vorgeahnt haben! Mußte dies nicht eben deßhalb so sein, weil schon in ihrer Zeit der Keim lag zu der stechendscharfen Frucht, welche erst die gegenwärtige Zeit reifen ließ? Ist es aber nicht schlimm, daß mich selbst, den die herrliche kindliche Lebendigkeit dieser Entführung im Hören so ganz belebte (ich wüßte wirklich lange nicht, wenn ich so reine Freude empfunden hätte, als bei der Cavatine: „Welche Wonne, welche Lust!"), daß, sage ich, die Erinnerung des Gehörten selbst mich nun gerade auf den Gegensatz jener Heiterkeit zu führen Gewalt hat. Freilich, die Krankheit liegt zu nahe, als daß sie nicht überall sich fühlbar machen sollte! Indeß auch hier gilt das

„Doch ihr, die ächten Götterſöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!"

Sein — Nichtsein.

Aus einem Briefe an einen Freund im Jahr 1817.

Nicht allein über den in Dunkelheit der Vorstellungen durch's Leben Gehenden, sondern eben so, ja in mancher Beziehung mehr, über den zu tieferm Selbstbewußtsein Gelangten kommen zuweilen schwere, quälende Zustände. Keine Betrachtung jedoch ist es vielleicht, welche so Manchem, der zu hellerem Denken gelangt war, mehr Qualen bereitet hat, kein Gedankenzug, welcher dem tiefer fühlenden menschlichen Gemüth mehr als schreckendes Meduſenhaupt von einem immer weiter sondernden Verstande entgegengestreckt werden könnte, als die Frage: „Wozu dieſes Alles? Wozu dieſer ewige Wechſel von Schaffen und Vernichten, von Bilden und Zerſtören? Welchem Zwecke ſoll es dienen?“ Und findet er dann wirklich keinen letzten Endzweck, soll er dann nicht das Recht haben, mit Mephiſtopheles zu sagen: „Und beſſer wär's, daß Nichts entſtände!“? — Das Gewicht solcher Reflexionen hat oft fürchterlich auf mir selbst gelastet, und wenn ich Ihre eigene Verstimmung, Ihr Auffaugen britischen Spleens, ja Ihre in der Blüthe ertödtete Lebensluſt betrachte, so fühle ich, daß auch in Ihrer Seele ein ähnliches Sinnen an Ihrer Qual den größten Theil haben müſſe. Laſſen Sie mich daher Ihnen mittheilen, was mich

jetzt gegen diese Medusa in Etwas gestählt hat; ich verdanke es dem freundlichen Licht, welches mir in mancher Gewitternacht treulich geleuchtet hat: der Kunst.

Jedes ächte Kunstwerk aber ist gleich einem organischen Ganzen: es spiegelt, wie jeder Organismus, die Gesetze des Universums zurück, ja es beruht auf ihnen und wird zum Farbenglas, durch welches das reine, ewige, an sich nicht zu erschauende Urlicht dem Menschenauge sichtlich erscheint, es ist mit einem Wort Gleichniß der Welt und des Lebens.

Hat uns nun aber vielfaches Nachsinnen über Kunst und ihre Bedeutung nicht endlich sattsam gezeigt, wie fad und schlecht es sei, wenn wir in der Kunst nicht die Kunst an und für sich als ihren eigenen Zweck erkennen, wenn wir uns beigehen lassen, ihren Zweck und ihre Bedeutung außer ihr zu suchen, ihr einen didaktischen, philosophischen, moralischen oder irgend andern Zweck unterzulegen; kurz, wenn wir überhaupt uns nicht des Kunstwerks freuen, eben weil es ist, weil es gar nichts weiter will, als erkannt, empfunden sein, auf daß die gleiche gotterfüllte Stimmung, welche den Künstler dies schaffen ließ, auch dem Schauenden, dem Hörenden zu Theil werde!

Nehmen wir uns aber dies Erkenntniß recht zu Herzen, erinnern wir uns zugleich, daß, was vom höchsten Kunstwerk im Verhältniß zum Künstler nur im beschränkten Maße gelten kann, von der Welt und ihrem Verhältniß zu Gott im ganz unbeschränkten Sinne gilt, so muß es uns deutlich werden, welche Antwort auf jene oben genannten Fragen der Verzweiflung, in ewigen Lettern gleich wie mit Sternenschrift geschrieben, allerdings Dem offenbar gemacht ist, der zu lesen versteht. Erkenne man denn also Folgendes: Wenn es schon Thorheit ist, vom Kunstwerk einen andern, einen bloß äußerlichen Zweck zu suchen, da es nur um sein Selbst willen in rein menschlicher Bedeutung vorhanden gedacht werden kann, so ist es ein fürchterlicher, zu Geisteszerrüttung führender Unsinn, von der Welt, von

dem unendlichen, ewig lebendigen göttlichen Kunstwerk einen andern als jenen einen höchsten Selbstzweck aufsuchen und nachweisen zu wollen; die Befriedigung im Schauen dieses Kunstwerkes muß darin uns kommen, daß wir dieses Schauens gewürdigt waren. Das Einzige ist daher hier nur noch beizufügen: „Der Mensch muß durch höhere Entwicklung einen Standpunkt erworben haben, hoch genug, um Welt und Leben in ihrer eigenthümlichen Größe und Schönheit, eben als göttliches Kunstwerk, erschauen zu können.“ Ist aber dieser Standpunkt erreicht, so ist es auch reine Unmöglichkeit, noch zu fragen: Wozu das Alles? und so sinkt jenes Medusenhaupt in Asche; der Mensch und die Welt, sie feiern auf dieser Höhe des Lebens das Fest einer großen und nie wieder zerstörbaren Versöhnung! — Das Leben selbst ist gerechtfertigt. —

Gothiſcher Styl älterer Muſik.

Nach Sebaſtian Bach's Paſſion im Jahr 1833.

Wer in unſern deutſchen Gauen gereist iſt, dem iſt es wohl begegnet, daß er in kleinen Orten unter engen, halb verrotteten, halb geſchmacklos verzierten Häuſern plötzlich eines jener ehrwürdigen Kirchengebäude erblickte, welche aus vergangenen Jahrhunderten uns den Hauch eines damals wie durch ein Wunder plötzlich erſchloſſenen Kunſtgenius herüber und zur Anſchauung bringen. Trat er dann, feſtgehalten von der tiefſinnigen Erſcheinung, zu näherer Betrachtung heran, dann beſchäftigte ihn bald die großartige Schönheit in der Auffaſſung eines erſten Planes zu ſolchem Bau, bald zog ihn die unendliche Zierlichkeit und dann wieder die geheimnißvolle Bedeutung der geſchmückten Bogenſtellungen, der Fenſterroſen und Tabernackel an, bald mußte er auch wieder bemerken, wie ſo Manches, das nicht rein aus dem Geiſte des Ganzen hervorgegangen erſchien, wieder erklärt, ja gerechtfertigt wurde durch die Geſchichte des Baues in verſchiedenen Perioden und durch die faſt nie Kunſtſchönheit im vollen Sinne fordernden Bedürfniſſe der Zeit. So ungefähr möchte ich nun den Eindruck ſchildern, den es auf mich macht, wenn ich aus alle dem wirren, geſchmackloſen Kunſttreiben der erſten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts ein ſo ehrwürdiges Kunſtwerk wie dieſe

Bach'ſche Paſſion herauftauchen höre; ein Werk, in welchem die geheimnißvolle Verbindung der Harmonie, wie ſie in den alten Meiſtern des ſechszehnten Jahrhunderts lebt, und die wahrhafte Gottinnigkeit ihrer Geſinnung mit einer Vollendung der Durchbildung im Einzelnen und mit einem Reichthum der Form im Ganzen auftritt, daß wir uns mit inniger Liebe und Andacht zu dem Schöpfer deſſelben hingezogen fühlen. — Auch hier wirkt indeß jene Reinheit und Größe nur an gewiſſen Stellen mit der vollen Kraft einer hellleuchtenden Sonne, während die geſchichtliche Entwicklung ſolcher Geſänge, das Bedürfniß der Kirche und die Stimmung der Zeit, an andern Stellen einen leichten Schleier über einzelne Glieder des Werkes werfen; einen Schleier, welcher zwar nie ſo die Eigenthümlichkeit dieſer Glieder verhüllt, daß uns die Geſinnung des Meiſters undeutlich werden könnte, oder daß wir Unbedeutenheit oder Unſchönheit gewahr würden, welcher aber doch zuläßt, daß wir die Einwirkung von etwas Fremdartigem im Geſammtbau, von etwas nicht ſo unmittelbar aus der Seele des Meiſters Hervorgegangenem, dafür aber allerdings eben auch recht hiſtoriſch Eigenthümlichen gewahr werden. So war mir alſo gleich der Eingang dieſer Paſſion höchſt merkwürdig. Denn, wie es wohl manchmal im Leben geſchieht, daß wir uns einer Perſönlichkeit gegenüber befinden, zu welcher wir uns innerlichſt hingezogen fühlen, aber es iſt, als ob noch eine kalte Scheidewand einer gewiſſen Förmlichkeit die innige wechſelſeitige Erkenntniß und Mittheilung aufhielte: plötzlich aber finden ſich beide Seelen durch innere oder äußere Veranlaſſung von ſolcher Hemmniß befreit, und hell und freudig tritt nun das reine Gefühl in freierem unbedingtem Einklange hervor; ſo geſchah es mir im Anfange dieſer Muſik. Die Tüchtigkeit der Geſinnung und des Vollbringens erſcheint wohl ſogleich im erſten Chore, aber dies ſowohl als die erſten Recitative, deren Menge und Art überhaupt manches minder Bedeutende mit ſich bringt, ja

selbst der erste Choral „herzliebster Jesu" sprengten noch nicht vollkommen das Band, welches den Geist an der schwerern Masse festhält. Als aber zum ersten Male Christus auftritt und die unendlich rührenden Worte ausspricht: „Ihr habt allezeit Arme bei euch, mich habt ihr nicht allezeit!" und als nun darauf die Stimme der Geister: „Du lieber Heiland, du! wenn deine Jünger thöricht streiten ꝛc." in der eigenthümlichsten innigsten Weise, gleich der in tausend sinnigen Zierrathen sich immer mehr verfeinernden Spitze eines Münsters, zu erklingen anfängt, da sprengt die Seele jedes sie beengende Band, und wie Aug' in Auge blickt sie in die Seele des Meisters und durch diese hinauf zu den mystischen Kreisen, in welchen das Paradies Dante's schließt.

Wir ruhen hierauf gleichsam in den folgenden Recitativen; finden wohl selbst durch jenen früher bezeichneten Schleier die geheimnißvollen Einsetzungsworte des Abendmahls mehr umhüllt, als wir erwartet hatten; erfreuen uns dann an dem, der verschlungensten gothischen Rose vergleichbaren Bau der Arie: „Wie wohl mein Herz in Thränen schwimmt," und werden weiterhin wieder vom vollen reinen Strahl eines göttlichen Lichts erhoben durch den herrlichen Choral: „Erkenne mich, mein Hüter." Jetzt folgen nun Recitative und Wechselgesänge, in deren ersteren nur das Wort Christi: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod, bleibet hier und wachet mit mir!" uns tief ergreift, bis sodann wieder die ruhig klare Betrachtung der Alten im Choral: „Zu helfen Dem ist er bereit, der an ihn glaubet feste," und die zarte, so ganz eigenthümlich ausgedrückte Empfindung der Frauen in dem Gesange: „Mond und Licht ist vor Schmerzen untergangen!" so wie der feurige Zorn der Männer: „Verderbe den falschen Verräther!" uns die verschiedensten Zustände edler Naturen bei so großem Ereigniß auf höchst würdige Weise vergegenwärtigen.

So rollt ſich nun das mächtige Werk gleich dem wunderbar gebildeten Blatt einer urweltlichen Palme immer weiter und weiter vor unſrem Geiſte auf. Eine Zeit lang trägt erſt der Genius des Künſtlers den oft wenig der Compoſition geeigneten Text nur eben geduldig dahin; ja in dem Geſange: „Gebt mir meinen Jeſum wieder,“ drückt uns faſt ein Uebermaß der Künſtlichkeit nieder; allein weit höhern Ton ſchlägt er dann an bei dem Geſange, wo im innigſten Gefühl der Schmerz ſich Luft macht: „Herz und Auge weinet vor dir bitterlich,“ ein Geſang, den die kunſtreichſte Begleitung der Viola wie mit einem goldenen Rahmen umgiebt, ſo wie ſpäter bei der Arie, wo das Verdienſt Chriſti aufgezählt wird und wo die höchſte Gottinnigkeit reinſter Empfindung die Worte umſchwebt: „Aus Liebe will mein Heiland ſterben!“ — Indeß immer noch nicht genug! denn nach kurzer Ruhe fühlen wir uns tief ergriffen von der Klage: „Ach ja, ihr habt ein Herz, das muß der Marterſäule gleich und noch viel härter ſein!“ Dann erbaut uns der gewaltige Geſang: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ dann führt uns der von Oboëngängen wie von Cypreſſengewinden umgebene Geſang: „Ach Golgatha, unſeliges Golgatha!“ zur Stätte bitterer Schmerzen; bis hierauf der mächtigſte aller Choräle: „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir!“ gleich einem aus höhern Welten herabtönenden Klange mit ſolcher Einfachheit und Größe uns umwogt, daß Niemand ſich des Wunſches erwehren wird, in ſolchen Tönen einſt ſelbſt die Seele verhauchen zu dürfen. Plötzlich erzittern jetzt, dem Schluſſe ſich nähernd, auf wunderbare Weiſe die Tiefen des Tonreichs in dem auf nie gehörte Art begleiteten Geſange: „Und die Erde erbebte und die Felſen zerriſſen!“ bis endlich recht eigentlich in dem geheimnißvollen Zwielichttone des Abends der das höchſte Myſterium des Glaubens ankündende Geſang das Ganze beſchließt, in den Worten: „Am Abend, da es kühle war.“

Es war eine seltsame Stimmung über mich gekommen. — Denn diese Verwandtschaft des geheimnißvollen Baues eines gothischen Münsters und eines solchen Musikwerkes — sie war mir noch nie so sichtbar geworden; und deutlich stand es vor meiner Seele: die Zeit für beide Kunstarten ist jetzt nicht mehr! Die Zeit kann gleich Schönes, ja vielleicht dereinst noch Größeres bringen, aber gerade diese Art — sie wird vergebens wieder erwartet!

Gedankenfolgen der Muſik.

Nach v. Beethoven's Symphonie in C-moll. Im Jahr 1833.

Es iſt mir noch nicht ſo deutlich geworden als bei dieſer Beethoven'ſchen Symphonie, wie vollkommene Anwendung auf Muſik der Ausſpruch Göthe's leide: „daß das Leben nur in ſo fern Etwas werth ſei, als es eine Folge habe.“ — Waren denn etwa Das, in der dieſer Symphonie vorhergehenden modernen Cantate, andere Töne als in der Symphonie? Hatten dort die Inſtrumente einen andern Klang? Hallten die Akkorde auf andere Weiſe an den Bogen und Pfeilern der Kirche wider? — Nein; die Töne, die Inſtrumente, der Widerhall waren dieſelben, aber die Folge war eine andere. Was dort willkürlich und gedankenlos wie Scholle an Scholle ſich lehnte, entſprang hier gleich wie an zierlichen Rankengewinden Blatt auf Blatt in organiſchen Verhältniſſen! — Die Folge war unverkennbar; ein Lebens-Brennpunkt warf ſeine Strahlen durch alle Verzweigungen des Kunſtwerks, und ein lebendiges Einheitsprincip verknüpfte die wunderbar mannichfaltigen muſikaliſchen Figuren. — Es geht übrigens ein tiefes ſchmerzliches Gefühl auch durch dieſe wie durch die meiſten Beethoven'ſchen Compoſitionen; ſchon im erſten Theile hauchen die Inſtrumente ſchweres Seelenleiden des Dichters aus, bis erſt ſpäter helle kräftige Ermuthigung wieder lebhafter auflodert; beſonders merkwürdig aber war

mir der letzte Theil, welcher mit einfachen humoristischen Modulationen fast spielend zwar beginnt, doch immer so, daß ein schmerzliches Zucken sich durchfühlen läßt, bis dann, als ob ein großer Entschluß sich in der Seele hervorthäte, die Melodie, gleichsam zum Kampfe rufend, in die muthigsten und doch von einer gewissen Verzweiflung nicht ganz frei zu sprechenden Klänge ausbricht. Wie endlich diese Töne, einem über Felsen sich bergabwärts gießenden Strome vergleichbar, ihrem Schlusse zueilten, hebt sich plötzlich noch einmal die Erinnerung des frühern einfachen stillhumoristischen Zustandes, gleich dem Scheideblick der Sonne, wenn sie am Horizonte noch einmal unter Wolken sich zeigt, heraus, und nun erst erfolgt der eigentliche Abschluß dieses ganzen dichterischen Gedankenzuges. — Jeder, der auf die Vorgänge seines innern Lebens zu achten gewohnt ist und der da erkannt hat, daß die strenge innere Wahrheit überall nur durch eine richtige organische Folge der Zustände bedingt wird, er muß aber anerkennen, daß ein großer Theil der Freude, welche wir an einem so folgerichtigen Kunstwerke, wie dieses eines ist, empfinden, wesentlich eben dadurch sich erhöht, daß alsdann allemal mit der Schönheit zugleich auch die Nothwendigkeit der gesammten Gliederung zum innigsten Bewußtsein gelangt.

Aufgabe für Plaſtik.

1833.

Wenn es ſich tauſendfältig im Leben bewährt hat, daß die Liebe die Luſt und die Begeiſterung zu den Künſten erweckt, ſollte es nicht ein zierliches bedeutſames Basrelief geben: „Amor, eine ſchlafende Muſe aufweckend?“ Es iſt ſonderbar, daß die Alten, die ſo vielerlei Sinniges vom Amor darſtellten, ſo viel ich weiß, nie auf dieſe Idee gekommen ſind.

Mondfinſterniß.

24. Oktober 1833.

Dieſe Verdunklung machte mir mannichfaltige Gedanken rege. Wie ſonderbar ſah es doch aus, als der glühendrothe Mond mit zarter Silberkante ſo lichtlos am Himmel erſchien, daß alle andern Geſtirne mit ungewohntem Glanz ſich hervorhoben! — Ich betrachtete das Phänomen aufmerkſam und konnte nicht umhin, daran zu denken, daß es ja eben nur dieſe Erde ſei, welche jetzt Den, der ſonſt ihre Nacht erleuchtet, ſelbſt verdunkelte. — Und iſt es nicht etwa ſo! Verdunkeln, betrüben wir nicht oft gerade Das am tiefſten, ja eigentlich allein, was wir am innigſten lieben! — Aber wird dann der Menſch nicht zugleich auch mit verdunkelt, weil ihm ſelbſt nun das Licht dieſes Geliebten fehlt, ganz ſo, wie auch die Erde des Mondlichts entbehrt, wenn zuvor und zwar gerade nur durch ſie der Mond verdunkelt worden war? — Nichts ſtimmt mehr zur gegenſeitigen Ertragung und Schonung, als Betrachtungen dieſer Art. Und doch iſt auch hierin wieder nicht unbedingt und zu weit zu gehen, denn wo ein wahrhaftes organiſches Band und nothwendige Anziehung vorhanden iſt — eben wie zwiſchen Mond und Erde — da weichen auch Trübungen eines Verhältniſſes ſo ſchnell wie eine Mondfinſterniß (bald ſtrahlte auch heute Abend wieder die volle Klarheit des Mondlichts über die

Erde), und wo dergleichen innige Beziehungen nicht sind und sein können, da ist es ein Glück, wenn früh und bei kleinen Veranlassungen sich löst, was späterhin oft schwer und mit Schmerz, aber nothwendig, sich lösen mußte.

Ueber einen merkwürdigen Fall von Somnambulismus und Hellsehen. [1]

Schreiben an einen Freund, im September 1834.

Indem ich Ihnen die geneigteſt mitgetheilte Geſchichte Ihrer Somnambule beifolgend zurückſende und Ihnen für dieſe Mittheilung verbindlichſt Dank ſage, füge ich Ihrem Wunſche gemäß noch einige Bemerkungen bei, mich übrigens auf Das berufend, was ich in meiner Gynäkologie, im erſten Bande, bei Gelegenheit der Entwicklungskrankheiten, und dann in meiner Pſychologie beiläufig, über ähnliche Zuſtände geſagt habe.

Jedenfalls iſt die Thatſache ſehr merkwerth und ver-

[1] Auf einem bedeutenden ſächſiſchen Rittergute hatte ſich bei einem ganz gewöhnlichen dienenden Bauernmädchen ein ſehr vollſtändiger ſomnambuler Zuſtand entwickelt. Nachdem ſie einige Mal magnetiſch behandelt worden war, traten die Erſcheinungen des Hellſehens ein. Das Tagebuch über dieſe Vorgänge wurde durch den Geiſtlichen des Orts ſehr zweckmäßig geleitet und ſpäterhin durch den Gutsherrn — einen vielſeitig gebildeten Mann — uns zugeſendet. Die Geſchichte war jedenfalls eine von den unbefangenſten und merkwürdigſten ihrer Art. Mehrere bedeutende Gelehrte und Aerzte waren aufgefordert worden, ihre Meinung darüber zu geben, und ſo kam die Aufforderung auch an mich. Das folgende Schreiben zeigt denn, wie ich derſelben zu entſprechen bemüht war. Da nun Das, was über dieſe Geſchichte zu ſagen iſt, eigentlich von den meiſten ähnlichen geſagt werden könnte und ſollte, ſo habe ich den Abdruck dieſes Briefs wohl für paſſend gehalten.

dient gerade in dieser einfachen unwissenschaftlichen Form durchaus zur öffentlichen Mittheilung zu gelangen.

Das Ganze ist unzweifelhaft in die Reihe der Entwicklungskrankheiten zu stellen (über deren sonderbare Erscheinungen der verstorbene Osiander in seiner Schrift: Ueber die Entwicklungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts, nur zu Viel ohne hinreichende Kritik zusammengetragen hat). — Die Erscheinungen sind übrigens von der Art, daß sie sämmtlich bereits in ähnlichen Fällen mehrfach beobachtet worden sind, und es würde absurd sein, deßhalb daran zu zweifeln, weil in gewöhnlichem Zustande dergleichen nicht vorkommt. — Gäbe es ein Volk ohne Augen, so würde es ihm nicht minder fabelhaft vorkommen, wenn ihm ein Sehender berichtete, daß er von Millionen Meilen weit entfernten Weltkörpern Kunde habe.

Irrig ist es dagegen jedenfalls, dergleichen Zustände als eigentliche Steigerung innersten Menschheitlebens anzusehen. Als Maßstab wahrhafter Erhöhung unsres Seins kann nur die Steigerung des Vermögens zur wahrhaft freien That betrachtet werden; noch nie aber ist in somnambulen und hellsehenden Zuständen etwas dem rein gesunden Wirken des Menschen Vergleichbares geschaffen worden — kein hohes Kunstwerk, kein beachtendes Werk des Wissens, keine große That!

Wenn die Individualität des Menschen zurücktritt, wenn er eintaucht in den Kreis allgemeinen Naturlebens, so berühren ihn tausend Kräfte und tausend Phänomene, welche bei schärferer Persönlichkeit (wodurch er eben mehr isolirt erscheint) nothwendig unempfunden bleiben. Die eine helle Sonne gewährt den Tag, aber das Meer der Gestirne bleibt verborgen — die Sonne tritt zurück und tausend Sterne werden sichtbar. — Das Leben der Welt ist aber nur ein einiges, Alles ist verbunden, ein Band umschlingt Alles, vom Gewaltigsten bis zum Geringsten — Nichts ist so entfernt und so klein, daß es nicht einen

Bezug zu uns hätte. Geben wir unsre Persönlichkeit zum Theil auf, so werden viele dieser Bezüge uns klar — darum muß das Einschlafen diesen Wahrnehmungen vorhergehen; Schlaf aber ist ein Latentwerden höherer geistiger persönlicher Thätigkeit. So nähern sich daher diese Wahrnehmungen oft zum Theil dem Instinkt der Thiere, und eben darum zeigt sich ein solches Schauen oft insbesondere als Trieb und Herstellung der Gesundheit und zwar im Verordnen selbst geahnter Mittel. Dergleichen Schauen ist also eigentlich bloß eine zum Traumbewußtsein kommende vis medicatrix naturae.

Der Referent der Geschichte Ihrer Somnambule, mein verehrtester Freund! möge sich übrigens, seinen Schlußworten nach, hüten vor der Seherin von Prevorst: er ist beinahe auf dem Wege dahin! Auch ihm ist das Wunderbare im Verhältnisse der leiblichen Erscheinung der Person, zur Einheit der dieselbe allein bedingenden Monas oder Idee, der Stein des Anstoßes. Daß eine Idee, abgesehen von ihrem natürlichen sich Darleben, als solche nie zur Erscheinung kommen kann, ist ihm dunkel geblieben. Daß die Seele (welche, wenn ein vernünftiger Begriff mit dem Worte verbunden werden soll, nichts Anderes sein kann als eben diese Monas) bei jener verkehrten Ansicht immer im Stillen wie ein, wenn auch noch so fein sinnlich erscheinendes und nur zeitweise in einen durch andere Kräfte heraufgewachsenen Leib eingeheftetes Wesen gedacht wird, ist die Wurzel aller dieser Confusionen, als worüber ich denn in den psychologischen Vorlesungen[1] nach Möglichkeit Aufklärung zu geben gesucht habe.

Uebrigens, wenn es gewiß eine der staunenswerthesten Betrachtungen ist, im tiefen Sinnen zu verfolgen, wie durch die sonderbaren Verschränkungen des Lebens der Menschheit hindurch, schon im gewöhnlichen Gange, eine einzelne

[1] In neuerer Zeit aber noch weit schärfer und klarer in meinem Buche: „Psyche, zur Entwicklungsgeschichte der Seele.“ Pforzheim, 1846.

menſchliche Seele fort und fort ihrer weitern Entwicklung entgegenringt, ſo ſteigert ſich das Bedeutungsvolle dieſer Betrachtung noch, wenn wir gewahr werden, wie hie und da eine Monas die Hemmniſſe ihrer Entwicklung auf ungewöhnliche Weiſe überwältigt und wie z. B. im Falle dieſer Bäuerin, zum Zweck ihrer eigenen Rettung, für eine gewiſſe Zeit ſich gedrängt fühlt, tiefer in allgemeines Naturleben einzutauchen, damit durch ein ſolches engeres Vereinleben mit dem Allgemeinen ihre Kraft vermehrt und dadurch ein erfolgreicheres Fortſchreiten zu höherm Ziele möglich werde. — Wollen Sie einmal aufmerkſam erwägen, welches Geheimniß Göthe in die Entwicklungsgeſchichte des Homunculus im zweiten Theile des Fauſt eingehüllt hat, ſo werden ſich Ihnen in dieſen tiefſinnigſten Viſionen manche wichtige Wahrnehmungen über dergleichen ergeben!

Doch dies Alles ſind Materien, welche durch Folianten nicht erſchöpft werden. Möge Ihnen für eine briefliche Bemerkung das Obige nicht ſchon zu viel ſein!

Ob Reinheit des Tons in der Muſik übertrieben werden könne?

Nach dem Spiel der Knaben Eichhorn. Im Jahr 1834.

Es iſt eine wunderbare Sache um die Bildung eines reinen Tons! Streng genommen laſſen ſich die Anforderungen nach Reinheit des Tons in's Unendliche ſteigern — es gilt hier die unendliche Annäherung an das Ideal von Reinheit eines Tons, welche, wäre ſie erreicht, zuletzt kaum mehr als hörbarer Ton erſcheinen würde. So etwa iſt eine Linie, welche mathematiſch genommen gar keine Dimenſion der Breite haben ſollte, immer feiner, immer ſchmaler gezogen, allerdings um ſo vollkommenere Linie, und doch, würde endlich die Dimenſion der Breite ganz verſchwinden, ſo würde keine Linie mehr ſichtbar bleiben. Eben ſo läßt ſich über die Reinheit der Farben mannichfaltige Betrachtung anſtellen: das herrlichſte Himmelblau iſt, wenn wir genau vergleichen, immer bald mit einem Schimmer entweder in's Violett oder in's Grüne begabt, und es fragt ſich, ob wir ein ganz reines Blau als Farbe denken können? und ob nicht Alles, was wir blau nennen, bald grünliches, bald violettes Blau ſei? So ſehen wir denn abermals den ächt menſchlichen Standpunkt auf eine gewiſſe ſchöne, nirgends ſcharf begrenzte Mitte geſtellt! — Das Unreine der Farbe wie des Tons iſt widerlich und gemein, das übermäßig Reine beider iſt unſichtbar und unhörbar,

das zwischen beiden Polen in der Mitte liegende Reine, oder wenn wir recht bestimmt sagen sollen relativ Reine, ist das eigentlich menschlich lebendige und erfreuliche. Und so ist es im Sinnlichen wie im Sittlichen: das Unreine als solches ist widerwärtig, das übertrieben Reine verliert sich in asketische Mißhandlung anachoretischer Schwärmer. Daß die alten Griechen jene Mitte, jenes schöne Feld ächt menschlicher eigenthümlicher Wirksamkeit, so bestimmt erkannten und festhielten, das hat in Kunst und Wissenschaft wie im Leben ihnen die unverwüstliche Heiterkeit und Grazie, die Bedeutsamkeit ihrer Schöpfungen und die sichere Gültigkeit ihrer Poesie und Philosophie gegeben, und daß unsre Zeit immer und immer aus dieser heitern Gegenwart heraus will, und wenn sie einerseits sich oft noch im Sumpf der Gemeinheit verliert, auf der andern Seite zu einer unfruchtbaren Höhe einer öden Spekulation, zu einer übersinnlichen Schärfe der Wahrnehmungen, Abgrenzungen und Anforderungen sich hinaufsublimirt, wodurch sie in wüster Ueberspannung zuletzt in Rauch aufgeht, ist die gefährlichste Krankheit unsres Zeitalters, welche in tausend und abertausend Dingen sich bethätigt.

Doch wohin reißt mich selbst die Betrachtung, indem ich von der außerordentlich reinen Tonbildung, wie sie diese Knaben üben, ausgehe, daß ich mich in so weit greifende Reflexionen verliere, fast selbst, wie Hamlet sagt, „von des Gedankens Bläße angekränkelt?“ — Es muß in dieser scharfen Reinheit des Tons, die ich in diesem Falle doch noch mit Vergnügen gehört habe, schon ein Schritt gegen jene spekulative Höhe gegeben sein, daß es auch mich zu Grübeleien dieser Art anregt; — eine andere freiere höhere Kunstleistung würde dafür die poetische Schöpferkraft des Gemüths mehr anregen, als zu bloßen Selbstgesprächen einladen. — Indeß sei auch dies mit Dank empfangen!

Vom eigentlichen Charakter Mozart'scher Musik.

Nach Clemenza di Tito. Den 6. Dezember 1835.

Eine neue Sonne ist mir in diesen dunklen Dezembertagen aufgegangen! Gestern waren es 43 Jahre, daß Mozart's Geist diese Erde verlassen, und heute tritt mir zum ersten Male das Werk entgegen, welches diesen Geist noch beschäftigte, während schon sein Unbewußtes mit der letzten Krankheit rang — es tritt mir entgegen in aller Jugendfrische eines ewig ungetrübten Daseins!

Ist doch ein ächter Genius — wie das große offenbare Geheimniß der Natur selbst — immer neu und bedeutend, so wie er eine neue Seite uns zuwendet. Aber freilich, man muß das Buch seines Lebens zu lesen verstehen. Ich weiß auch noch die Zeit, wo ich das Buch Mozart'scher Werke wie das Buch der Natur anstaunte, gleich dem Kinde, das sich am Umschlag und den bunten Vignetten eines großen Werkes ergötzt, ohne davon eine Zeile fassen zu können. Fast im gleichen Schritt mit reinerm Verständniß der Natur hat sich auch tieferer Sinn für Musik in mir erschlossen.

Was mich heute in diesem Titus am meisten erfreut hat, Das freilich will ich für dies Gedenkbuch nicht in allen Einzelheiten ausgliedern — denn eben, daß es ein Ganzes ist, macht es so bedeutend! — Die große klare

meisterhafte Zeichnung, das gehaltene harmonische Colorit der Instrumentirung, die reiche Mannichfaltigkeit der klarsten Melodien, das läßt sich ja gar nicht sondern, das muß als ein Ganzes empfunden werden, oder es wird gar nicht empfunden. Nein! nur ein paar Bemerkungen, die mir bei alle Dem gekommen sind, möchte ich hier in ihrer ersten Frische niederlegen. Davon ist die eine: Es lebt in Mozart's Seele und seiner Kunstweise wie in allem Höhern und Göttlichen ein unnennbar schönes, das Geringe erhebendes, das Trübe verklärendes, das Schmerzliche beschwichtigendes Princip, — denn, wenn Göthe einmal sagt: „Und das Alter wie die Jugend und der Fehler wie die Tugend nimmt sich gut in Liedern aus!" so findet gerade das in Mozart seine volle Bethätigung. Wie daher im Figaro die leichtfertigste Gesinnung und im Don Juan die verworrenste Leidenschaft sich verklärt hinaufgehoben zeigen in ewig heitere ätherische Regionen, so in diesem Titus das Finstere des Verraths und die Verzweiflung eines in Reue zerrissenen Gewissens. Dasselbe, woraus neuere Componisten eine heftig aufgeregte, mit allen Reizmitteln bis zum Tam-tam ausgestattete Musik gemacht hätten, das führt Mozart hinüber auf das Gebiet des tiefen Seelenlebens, und mit edler Ruhe und immer in großen Gestalten läßt er die Zustände des Gemüths an uns vorüber gehen. Es liegt wahrhaftig etwas recht Sonnenhaftes in dieser Wirkung! Denn ist es nicht auch die Wirkung eines schönen farbigen Sonnenlichtes, Alles zu verklären, was es beleuchtet? Wer war nicht manchmal schon entzückt von der Wirkung eines farbigen Abendsonnenstrahls, wenn er auf einen schlichten Rasenhügel oder ein altes Mauerstück fiel?

Die andere Bemerkung betrifft die tiefe seelische Zeichnung Mozart's! — Ich habe manches Außerordentliche der Art schon in seinen Werken gefunden, aber doch eins überraschte mich diesen Abend wieder ganz neu und wunderbar!

Folgt man nämlich dem Plane des Stücks (welcher übrigens erst durch Mozart's Melodien zu einer organischen Gestaltung gelangt), so ist es am Tage, daß Vitellia und Sextus eine innere Anziehung auf einander ausüben; — Vitellia's Ehrsucht treibt ihr Ziel zwar höher hinauf, aber seelenverwandter steht sie zum Sextus, welcher unwiderstehlich hinwiederum von ihr angezogen wird. Beide bringt ein trübes Gestirn zu widerwärtigen Plänen und Beiden erwächst innere Verzweiflung daraus. Als nun im Sextus, dem Titus gegenüber, das Klagen der Seele über die ihr gewordene Unfreiheit und die daran geknüpften Schmerzen laut wird, da gestaltet sich diese Klage zu jener Melodie, welche Jedem unvergeßlich bleibt, der sie einmal gehört hat:

„Dennoch zürntest du gelinder,
Könnt'st du meine Reue seh'n ꝛc."

Als sodann später die gleichen Klagen in der Seele der einsamen Vitellia laut werden, als tiefe Schmerzen sie durchdringen, da tritt, auch hierin die Verwandtschaft beider Seelen andeutend, nur mit milder Abänderung, dieselbe Melodie hervor in dem unnachahmlichen:

„Menschen, fühl't ihr, was ich leide,
Ach! ihr weintet meiner Schmach ꝛc."

und der Hörer ahnet so unmittelbar, wie in den geheimsten Saiten der verwandten Seelen, auch entfernt von einander, stets dieselben Akkorde widerhallen. Gewiß, hier liegt eine Tiefe geistiger Anschauung, die unsre höchste Bewunderung verdient, und welche zu fühlen, ja zu verstehen, wir uns immerhin Glück wünschen mögen.

Und so bringt uns denn jedes neue aufmerksame Vernehmen von Mozart's Werken auch zu neuen fast unerwarteten Erkenntnissen.

C-moll Symphonie Beethoven's noch einmal.

Gehört am Palmsonntage 1835.

Ich habe früher versucht den musikalischen Grundgedanken dieses Werkes mit menschlichen Zuständen zu vergleichen und die Schilderungen derselben in Worten zu geben; heute habe ich es zum zweiten Male in solcher Vollkommenheit gehört und nun finde ich Beziehungen dieser Art immer noch zu eng. Es ist etwas Eigenes um ein rechtes Musikwerk — gewissermaßen steht es vor dem Geiste durchaus als eigenthümliche organische Welterscheinung, als eine solche, die zwar mit Allem, was uns auf Erden umgiebt, unmittelbar nichts gemein hat, aber doch die Entwicklungsgesetze jedes Organismus theilt und gleich einem solchen auf uns einwirkt. Schwebte nicht heute schon der erste Theil dieser Symphonie wie ein großes in abendlich schönen Farben erleuchtetes breithin schattendes Gewittergewölk heran? Die Wolken wogen wunderbar in einander, Wetterleuchten theilt sie hie und da, und mitunter hört man das Rollen eines fernen Donners; bald aber brach dann dieses Adagio hervor, wie wohl bei beginnender Nacht ein klarfarbiges Mondlicht durch die sich theilenden Wolken bricht. Dies Alles empfunden und erwogen: es bringt uns dann dazu, ein solches Werk mehr als ein Naturwerk zu verehren, als ein Werk, bei welchem man zwar Vieles sich

denken, welches man aber durch keinen Gedanken wahrhaft erschöpfen mag und kann. Eben so ist es ja, wenn ich das Meer vor mir ausgebreitet sehe, oder wenn die Schönheit des Sonnenaufgangs meine Seele rührt, da kann ich zwar vergleichungsweise an vielerlei menschliche Zustände denken, auch an so Manches, was in meinem Innern gewogt hat oder erleuchtet worden ist; aber jene Erscheinungen selbst stehen doch gänzlich auf ihrer eigenen Basis, sie sind Werke eigener Art, in denen es dem schaffenden Weltgeist gefallen hat, gerade auf diese besondere Art sich zu offenbaren. Und so meine ich, ist es denn auch mit dieſem Werke und manchem ihm ähnlichen. Es ist daher hier nicht abgesehen, eine Folge von Begriffen, welche auch durch Worte ausgedrückt werden könnten, in Tönen zu erfassen, es ist nicht darauf abgesehen, eine besondere menschliche Gemüthsstimmung in Melodien auszusprechen, es ist noch weniger die Rede davon, etwa bloß äußere Naturerscheinungen in Tönen zu wiederholen — ein ächtes großes Musikwerk ist selbst allemal etwas durchaus Neues, das der Menschheit durch Offenbarung in einzelnen Kunstseelen hiemit eben so erst aufgegangen ist, wie dem blind Geborenen schon oft die Hand des begabten Arztes ein ihm vorher ganz unbekanntes Etwas — das Licht — aufzuschließen vermocht hat. Daher auch wohl großentheils das schwer zu Fassende eines solchen neuen Ganzen! — aber daher denn auch die Freude daran, wenn erst der Sinn für die inneren organischen Verhältnisse desselben uns wirklich eröffnet ist. Möge denn diese Freude allen Denen kommen, die es mit der Kunst ernsthaft meinen!

Bruchstück einer nicht metrischen Uebersetzung des Dante. [1]

Erster Gesang des Paradieses.

1836.

V. 1. Die Glorie dessen, welcher Alles beweget, sie durchdringet das Weltall und wiederleuchtet in einem Theile mehr und weniger in einem andern.

[1] Wer sich irgend einmal ein tieferes und vollständiges Studium des Dante vorgenommen hat, wird es erfahren haben, daß dieser Geist so eigenthümlich gewaltig ist, daß er Einem durchaus nicht erlaubt, ihm gegenüber ganz passiv sich zu verhalten. So erging es auch mir, als ich vor mehreren Jahren einmal in Mußestunden die Divina Comedia nicht bloß las, sondern studirte. Ich fand mich zuerst angeregt, einen Plan seines Inferno auszuarbeiten, in welchen der ganze Gang des Gedichtes eingetragen ist und welcher — späterhin in Großem lithographirt — an viele Freunde und Kenner des Dichters vertheilt wurde. Außerdem aber sah ich mich denn auch veranlaßt, vielfältig nachzudenken über die zweckmäßigste Form der Uebersetzung seines großen Werkes. Sehr ausgezeichnete Uebertragungen in unsre Sprache lagen mir bereits vor, aber bei allen — selbst bei der, welche den Reim weggelassen hat und sich deßhalb freier bewegen konnte — fand ich, daß es der Zwang des Metrums unmöglich mache, alle die tiefen Gedanken, die höchst concentrirten Aussprüche, die verschlungenen Gleichnisse, mit einem Wort die merkwürdige Fülle der Idee wiederzugeben, welche gerade den ganz besondern Reiz, aber auch die gewaltige Energie dieser Darstellungen allein erklärt. So kam ich denn auf den Gedanken, eine Uebersetzung gleich Luther's Uebersetzung des hohen Liedes müsse hier deßhalb die besonders angemessene sein, weil es doch hier wesentlich darauf ankommt, von

V. 4. Im Himmel, welcher Seines Lichtes mehr empfänget, befand ich mich, und sah Dinge, welche wiederzusagen weder weiß noch vermag, wer von da oben niedersteiget,

V. 7. Dieweil annähernd ihrem Verlangen unsre Einsicht dergestalt sich vertieft, daß dahin zurück Erinnerung nicht mehr reichet.

V. 10. In Wahrheit werde nun, so viel ich des geheiligten Reichs als theuren Schatz meines Geistes bewahren konnte, zum Gegenstand meines Gesanges!

V. 13. O gütiger Apollo! zu letztem Werke schaffe jetzt solcherlei Gefäß deines Werthes aus mir, wie du verlangest, um den geliebten Lorbeer darzureichen.

V. 16. Bis hieher war die eine Höhe des Parnasses mir genügend, doch nun ist's Noth, mit beiden einzutreten auf die noch vorliegende Rennbahn.

V. 19. Kehre denn ein in meine Brust, und hauche so wie dazumalen, da du den Marsyas gezogen aus der Hülle seiner Glieder!

V. 22. O du Gottes-Kraft! mit solcher Macht sei mir hilfreich, daß den Schatten des seligen Reichs ich ganz so offenbaren möge, wie er in meinem Haupte verzeichnet steht!

V. 25. Nahen wirst du mich dann sehen dem dir geliebten Stamme, und wirst mit solchem Laube mich krönen, dessen der Gegenstand würdig machet und du!

V. 28. So seltene Male, Vater, pflückt davon ein

Allem eher als von dieser Gedankenfülle Etwas zu verlieren. Kein Versuch dieser Art war mir bisher bekannt, und so wagte ich selbst diesen Versuch, der mir mindestens gezeigt hat, es sei allerdings auf diese Weise, ja auf diese wohl allein, möglich, allen feinsten Wendungen jenes Dichtergeistes zu folgen. Ich wählte einen Gesang, welcher mit Recht seiner philosophischen Tiefe wegen (zumal in der letzten Rede der Beatrix) hochgerühmt wird und werden muß, nämlich den ersten des Paradieses, und theile ihn hier so mit, wie er damals übertragen wurde. Hoffentlich findet dieser Gedanke einmal von Andern eine vollständige und vollendetere Ausführung.

Cäsar oder Dichter sich zum Triumphe! (o Schuld und Schmach des menschlichen Wollens!)

V. 31. Da es doch Freude erzeugen muß, der heitern delphischen Gottheit — das Penäische Laub, wenn irgend Einer danach dürstet!

V. 34. Geringerm Funken folgt wohl große Flamme! Mit bessern Tönen wird vielleicht nach mir Einer flehen, daß Cirra [1] ihm erwiedre!

V. 37. Herauf aus verschiedenen Gründen steiget den Sterblichen die Leuchte der Welt, aber aus jenem, wo vier Kreise [2] sich einigen in drei Kreuzen

V. 40. Geht sie in besserm Lauf und mit besserm Gestirn verbunden hervor, und mehr nach ihrer Art stimmt und siegelt sie dann das Wachs dieser Welt.

V. 34. Solcher Aufgang war es, aus welchem dort Morgen, hier Abend hervorgegangen, und ganz war jenes Hemisphärium hell und dieses dunkel.

V. 46. Da sah ich Beatrix nach linker Seite gewendet und festblickend zur Sonne; nie heftete so ein Adler dorthin den Blick!

V. 49. Und wie ein zweiter Strahl auszugehen pflegt vom ersten, und wieder zurück, und hinaufwärts gebrochen wird, dem Pilger gleich, der zur Heimath zurück will,

V. 52. Also geschah es, daß ihr Thun, nachdem es durch die Augen in mein Erkennen gegossen worden, das meinige in gleichem Maße erregte; und auf die Sonne heftete ich so die Augen, weit über Das, was sonst in unsrer Macht steht!

V. 55. Ist doch viel dort vergönnt, was hier unsrer

[1] Stadt des Apollo am Parnaß.

[2] Horizont, Ekliptik, Meridian und Aequator zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche.

Kraft versagt ist! — Dank jenem Orte,[1] zum Eigenthum geschaffen dem menschlichen Geschlechte!

V. 58. Nicht viel ertrug ich dieses, doch auch so wenig nicht, daß ich nicht hätte erschauen mögen in ihr ein innerliches Funkensprühen, dem Eisen vergleichbar, wenn glühend es aus dem Ofen hervorgeht.

V. 61. Und plötzlich schien es, daß gekommen sei ein Tag zum andern, als hätte Der, welcher allein es vermag, den Himmel mit einer zweiten Sonne geschmückt.

V. 64. Beatrix aber stand, geheftet ganz die Augen auf jene ewigen Kreise, und ich, von dort oben abgewendet, heftete sie nun auf die ihrigen.

V. 67. Also vertiefte ich mich in ihren Anblick, wie es dem Glaucus geschah, als er das Kraut erkostete, wodurch er im Meere ein Mitgenoß wurde der andern Götter.

V. 70. Verzückung wird durch Worte sich nie verdeutlichen! — Genüge es deßhalb an diesem Gleichniß Dem, dem die Gnade davon Erfahrung aufbewahrt!

V. 73. Ob hier allein ich Das war, was Du, Liebe, die Du den Himmel beherrschest, neu in mir erschaffen hattest,[2] Du weißt es, die Du mit Deinem Lichte mich erhoben!

V. 76. Als nun der Kreis, den Du in Sehnsucht verewigst, mit jenen Harmonien, die Du stimmest und unterscheidest, mich an sich gezogen hatte,

V. 79. Da schien so viel des Himmels mir entbrannt von der Flamme der Sonne, daß niemals wohl Regen oder Strom einen ausgebreitetern See gebildet haben möchten.

V. 82. Mir aber entzündete die Neuheit des Klanges und des mächtigen Lichtes ein solches Sehnen, wie nimmer ich zuvor in solcher Schärfe es gefühlt hatte.

V. 85. Weßhalb nun sie, die mich erschaute, wie ich war, zur Beschwichtigung des erschütterten Gemüthes, noch ehe ich zum Fragen kam, selbst den Mund eröffnete.

[1] Dem irdischen Paradiese.

[2] Die Seele.

V. 88. Und so begann: „Du selbst verdumpfst Dich mit falschem Vorstellen, so daß Du nicht siehst, was Du sehen würdest, möchtest Du jenes abschütteln!

V. 91. Nicht bist auf Erden Du, so wie Du glaubest, sondern ein Blitz, fliehend seine eigenste Heimath, fliegt nicht so wie Du, der zu ihr zurückkehrt!"

V. 94. War nun so vom ersten Irrwahn ich entkleidet durch die kurzen lächelnden Wörtlein, alsbald war von einem Neuen ich umgarnt.

V. 97. Und ich sprach: „Schon ruhe ich befriedigt von großem Staunen; wieder aber verwundre ich mich, wie diese leichten Körper ich überfliegen möge!"

V. 100. Worauf denn sie — nach einem frommen Seufzer — richtete die Augen auf mich, mit Mienen, wie die Mutter sie auf den Sohn wendet, der im Fieberwahnsinn liegt.

V. 103. Und also begann sie:[1] „Der Dinge alles und jedes, sie haben eine Ordnung unter sich, und diese ist die Gestaltung, durch welche das Weltall zum Ebenbilde der Gottheit wird.

V. 106. In ihr erkennen höhere Wesen die Spur jener ewigen Macht und Herrlichkeit, zu deren Endzweck jene Ordnung selbst erschaffen worden.

V. 109. Dieser Ordnung, von welcher ich spreche, beugen sich alle Naturen, je nach verschiedenem Maße, bald näher, bald entfernter ihrem Uranfange,

V. 112. Weßhalb sie denn zu verschiedenen Häfen steuern auf dem großen Meere des Daseins, und eine jegliche zwar mit dem eigenen eingebornen Sehnen, wodurch sie dahin getragen wird.

V. 115. Diese ist es denn, welche das Feuer zum Monde trägt, jene ist die Bewegende im Herzen der Sterb-

[1] Hier folgt eine der außerordentlichsten Stellen — Worte, wie sie selten ein Sterblicher ausgesprochen hat.

lichen, und dieſe iſt es, welche die Erde in ſich feſtigt und einiget.

V. 118. Und nicht bloß die Geſchöpfe, welche von der Erkenntniß ausgeſchloſſen ſind, treffen die Pfeile dieſes Bogens, ſondern auch diejenigen, denen Einſicht und Liebe zu eigen gegeben.

V. 121. Die Vorſehung alſo, welche in dieſer Weiſe ihre Pfeile verſendet, hält in Ruhe durch ihr Licht den einen Himmel, innerhalb deſſen jener andere ſich bewegt, der in größter Eile ſich umrollt,

V. 124. Und eben jetzt, als zu dem für uns erwählten Orte, trägt uns dorthin die Kraft jener Sehne, welche ſtets zu freudigem Ziele wendet Das, was ſie fortſchnellt.

V. 127. Wahr iſt's, daß, wie eine Form oftmals nicht ganz ſich eignen wird dem Willen der Kunſt, dieweil dem zu entſprechen der Stoff unzulänglich erſcheint,

V. 130. Alſo trennt wohl jezuweilen von ſolcher Richtung ſich das auch hierin freigegebene Geſchöpf, und wendet ſich, ſo getrieben, einer andern Seite zu.

V. 133. Und ſo, wie Du wohl ſehen magſt, Feuer aus der Wolke herab fallen, wenn ſein urſprüngliches Aufſtreben durch ein falſches Gefallen zur Erde gelenkt iſt,

V. 136. So ſollſt Du nun nicht ſtärker Dich verwundern, wenn anders ich es recht beachte, ob Deines Aufſteigens, als ob des Baches, wenn vom hohen Berge herab zur Tiefe fleußt.

V. 139. Möchte es Dir doch ein Wunder ſcheinen, wenn frei von Hemmniß Du da unten vermöchteſt ſitzend zu weilen, gleich wie lebendiges Feuer, wann es feſt an der Erde ruhen ſollte." —

Und von hier an wendete ſie ihr Antlitz wieder dem Himmel zu.

Mendelsohn's Paulus und Beethoven's Symphonie B-dur.

Palmsonntag 1838.

Man erzählt von einem Manne in Antwerpen, der im Stande war, den Ton eines Trinkglases so stark mit eigener Stimme in das Glas hineinzusingen, daß das Glas, alsbald in das heftigste Mitklingen versetzt, zersprang. — Ich habe oft bei der Musik Beethoven's in ihrer Wirkung auf menschliches Gemüth an solche Macht des Tons denken müssen. Und so war es denn auch heute mit jener großen Symphonie!

Zuvor aber jenes wirklich großartig, edel und sinnig gefaßte Werk — der Paulus! — Was ich irgend von dem Besten der Düsseldorfer Malerschule und insbesondere von Bendemann ausgesprochen habe: es sei hier die Morgenröthe einer im schönsten Sinn modernen Kunst, d. h. einer mit Bewußtsein klar und großartig und im edelsten Styl schaffenden Malerei nicht zu verkennen, das muß ich bei diesem Paulus in musikalischer Hinsicht wiederholen. Gewiß, dieses Oratorium ist vielleicht das durchdachteste, consequenteste und aus schönster Seele gereifte Kunstwerk seiner Art, aber es fehlt ihm einerseits die alpenhafte Gewaltigkeit eines Händel'schen

Messias oder Judas Maccabäus, und andererseits ist es doch auch noch nicht so ganz gleichmäßig und in derselben Macht fortschreitend, um dadurch bis an's Ende mit derselben Macht uns festzuhalten.

Aber, ich wiederhole es, ein schöner Weg ist eingeschlagen! — Die neue Zeit steigt in hellem Morgenroth herauf, die Zeit, wo die Kunst, auf tieferer klarerer Erkenntniß der Welt und des Menschen gegründet, in reiner Schönheit wohl eine Blüthe zu entfalten vermöchte, gegen deren hellen Schein, unterstützt durch so viel vorgeschrittene Mittel der Technik, die Kunst der frühern Zeiten als heiterer naiver Jugendversuch einer kindlichen Periode der Menschheit dereinst erscheinen könnte.

Dabei ist es wirklich, als habe durch gleichzeitiges Erblühen dieser Musikschule neben jener Malerschule das Werk eine eigene sinnliche Gegenständlichkeit gewonnen. So sah ich mit dem Seelenauge bei dem prächtigen flötenbegleiteten Duett

„So sind wir nun Botschafter an Christi Statt"

ganz deutlich in heiliger Frühe die wegfrohen beiden Apostel hinausziehen über Feld und Hügel am schlängelnden Strome dahin; dann sah ich bei dem prächtigen Chor der Heiden

„Seid uns gnädig, hohe Götter"

die Schaaren der blumenbekränzten opferbringenden Griechen und Griechinnen, und eben so sah ich bei dem maestuosen Chor der begrüßenden Wächter auf den Zinnen von Zion die beflügelten Schaaren über dem himmlischen Jerusalem mit Posaunen den Zug des herannahenden Bräutigams begrüßen. — Und so habe ich denn in vieler Beziehung auch dem neuen Meister Großes zu danken! — Aber — ich läugne es nicht — höher stieg doch die Erregung noch, als nun die große Symphonie des von uns Geschiedenen begann.

Ist es doch allemal eine besondere Freude, ein Werk aufzufassen, von dem wir uns sagen müssen, es sei wirklich

ein durchaus vollendetes seiner Gattung! Dasselbe, was wir bei einer vollkommen schönen menschlichen Gestalt empfinden, indem wir uns sagen, es könne vielleicht noch mannichfaltig andere gleich in sich vollendet schöne geben, aber diese Form sei in sich so rein, so consequent abgeschlossen, daß jede Umänderung in irgend einem Theile zu einer Verunstaltung werden müßte — eine solche Freude empfindet man bei dieser und so manchen andern Symphonien Beethoven's!

Es war wohl eine wunderbare Seele, die in dieser zuletzt verkümmerten, ja vertaubten Gestalt jenes Mannes über die Erde gezogen ist! — Wenn ein solcher Geist aus seinem Wolkenhimmel hervorgriff, wenn er mit seinen Riesenarmen über die zwischen Eichbäumen und den Spitzen gothischer Dome gezogenen Wetterharfen hineinrauschte, wenn er dann wieder seine Seraphsschwingen entfaltete und Frühlingshauch und Blüthenregen und Mitleidsthränen über die verarmten Menschen herabwehete, dann ging wohl auch in dumpfern Gemüthern eine Ahnung von dem großen Mysterium der Musik auf! Denn so und nur so soll man alle ächte Musik betrachten und benennen! — Denn den Maler preisen wir, wenn er den Wellenzug der Naturformen im Lichte uns nachahmt, und den Bildhauer, wenn er die Schönheit menschlicher Form in Marmor verewigt, aber der Musiker hat keine Welt außer sich die er nachahmt: nur das Wehen seines eigenen Geistes ist es, was ihn durchdringen und seine Schöpfungen bedingen muß, die aber eben deßhalb auch, wie Nichts sonst, mit unmittelbarer Gewalt auf unsre Seele wirken. Welche Fülle von Humor, welch fortstürmendes Leben, welche hervorbrechenden und fortreißenden Tonmassen in dieser Symphonie! Auf das bewegte und in der Bewegung beseligende Allegro, das in den Tiefen unsrer Brust alle Liebe und allen Schmerz öffnende Adagio, dann das neckend-erfrischende Scherzo, bis es in den unaufhaltsam hinbrausen-

den Strom des Presto übergeht, welches nun mit reißender und doch uns immerfort mit Blüthen überschüttender Bewegung zum Ende sich drängt, nichts desto weniger unserm Gedächtniß als bleibend und unvergeßlich sich einprägend! — So wohl stürzt sich von hohen Gebirgen der Cordilleren herab durch blühende Palmenwälder ein schäumender Strom, bis er in den blauen Fluthen des für uns endlosen stillen Oceans sich verliert, und läßt dem Reisenden von dem Zauber seines Anblicks eine Erinnerung zurück, die ihn noch in späten Jahren beglückt, wenn er im Frieden der Heimath jenes Zauberbild sich zurückruft.

Nach Beethoven's Trio B-dur.

Im November 1838.

Es ist wunderbar, was Alles ein ächtes Musikwerk in der Seele loslöst, was für Bilder auftauchen, was für Gedanken sich erzeugen! — Es war heute eine tiefe Verstimmung in mir — ich konnte wenig thun; die trübe Luft, der nasse Schnee, Alles wirkte lähmend und drückend — da kam ich zu diesem Trio. Vorher ging ein Quatuor von Haydn — eine gute Einleitung — der treue gute einfache Mann, wie er sich so freudig mittheilt! — und in dem Adagio schießen plötzlich hohe leuchtende Gedanken hervor, seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert vorauseilend. — Dann aber wieder dieser Beethoven! Mit jedem Satze seiner Musik wurde mir wohler und frischer, und wie Wolken vor der Sonne verzog sich die nächtliche Stimmung. Es fiel mir bei ihm ein: ist nicht der Mensch eigentlich ein Cherub mit drei Flügelpaaren, die untern kurz, schwerfällig, den Cherub nur flach über der Erde hin und kurze Strecken weit zu tragen geschickt, die obern immer größer, mächtiger, zu immer höherm und weiterm und schönerm Fluge geeignet! Bei den meisten Menschen schwingen bloß die untersten Flügel, die obern sind ungebraucht, gelähmt, und zuletzt durch nicht gebraucht sein verkümmert. Auch hier nun wird anfänglich nur ein und

das andere Flügelpaar entfaltet, endlich aber und mit einem Male auch die größern Adlerflügel: rauſchend gehen ſie von einander und nun geht unaufhaltſam der Flug zur Sonne! Es iſt ein heilendes und belebendes Princip in dieſer Muſik!

Verwerfliche Wirkung der Zeitschriften und Unterhaltungsblätter unsrer Zeit. [1]

Und das Gewässer nahm überhand und wuchs so sehr auf Erden, daß alle hohe Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden.

Genesis 7, 19.

Wer mit scharfem Blicke der menschlichen Entwicklung folgt, erkennt bald, daß all ihr Bestreben nur darauf gerichtet sein soll, den göttlichen Funken, welcher in jede menschliche Brust geworfen ist, zur möglichst hellen, freudigen, heiligen Flamme zu erwecken; er erkennt aber auch, wie diesem Bestreben überall eine Menge von Hindernissen sich entgegenwirft, wie rastlos die alte Nacht ihre Nebel ausbreitet, um das heilbringende Licht zu dämpfen und zu tilgen, und wie dennoch der Mensch gar wohl alle Ursache hat, sich tüchtig zusammenzunehmen, damit er sich nicht irre machen lasse auf seinem Wege zur wahren innern Veredlung und damit zum wahren allein haltbaren Glück.

Bedenken wir dies, so möchte es ja wohl der Mühe verlohnen, einmal näher in's Auge zu fassen, was es denn

[1] Dieser Aufsatz, geschrieben 1821, wurde 1822 in dem Taschenbuche Minerva ohne Namen abgedruckt. Ein Vierteljahrhundert hat das Uebel, gegen welches er streitet, eher vermehrt als gemindert, und so erscheine er dann hier, in manchen Theilen umgeändert, noch einmal, um gegen jene Unbilden zu kämpfen.

eigentlich sei, wodurch der Mensch auf diesem ihm von Gott vorgezeichneten Wege so oft aufgehalten werde und was es hinwiederum sei, wodurch er in diesem Entwicklungsgange in Wahrheit gefördert werden könne. Einige dergleichen Betrachtungen denn hier unsern Mitbürgern vorzulegen, ist der Zweck der folgenden Blätter.

„Des Menschen Thätigkeit mag allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich gleich die unbedingte Ruh'!"

sagt Göthe im Faust und schlägt damit das Grundthema zur ersten Reihe dieser Betrachtungen an. — Vergebens rufen die Weisen aller Zeiten den Menschen zur Wachsamkeit, Rüstigkeit und Thatkraft auf, vergebens ruft ein weiser König:

„Du willst ein wenig schlafen und ein wenig schlummern und ein wenig die Hände zusammenthun, daß du ruhest; aber es wird dir deine Armuth kommen wie ein Wanderer, und dein Mangel wie ein gewappneter Mann."

vergebens ein prophetischer Dichter:

— — che seggendo in piuma
in fama non si vien, nè sotto coltre:
senza la qual chi sua vita consuma,
cotál vestigio in terra di se lascia,
qual fummo in aere, ed in acqua la schiuma.

Der Mensch liebt nichts desto weniger die unbedingte Ruhe, und spannt er seine Kräfte an, rührt er sich einmal wirklich, so ist es mehr um zeitlichen Gewinn, und das Ziel aller Arbeit ist oft wieder nur der Hintergrund eines sorglosen, schläfrigen, hindämmernden Lebens. Was nun aber dieser Trägheit schmeichelt, was ihn in behaglichen Schlummer einsummt, daß er „seines Nichts durchbohrendes Gefühl" verschlafe, das thut ihm wohl, das läßt er gern an sich heran, alles Muthige, Auffordernde, Anregende möglichst ablehnend.

Was aber kann dann Eintagsmenschen dieser Art willkommener sein als die Flut von schlaffen geistarmen Blättern, wie sie nassen Schneeflocken ähnlich sich jetzt an alle

Fenster heften? Das ist solch Zuckerwerk, wonach die Hand des unverständigen Kindes am liebsten verlangt und immer ruft das Volk diesen Schreibern zu:

„Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du Schmeicheln."

Und so zerbröckeln denn die gefälligen Schreiber immer sorgfältiger, so überzuckern sie immer mehr diese fade Speise, deren Aufnahme so mühelos als ihr Ergebniß kraftlos bleibt.

Wir sehen dann, daß Tausende von Menschen so Zeit versplittern und Geist und Herz erschlaffen, und wer wohl noch eine ruhige Stunde an ein ernstes, geistig schönes Werk verwenden könnte, dem schwemmt der Journalträger durch eine frische Ladung seiner Waare gern den guten Vorsatz sogleich aus der Seele weg.

Doch lassen wir diesen Unfug für jetzt einmal bei Seite, wir wissen auch recht gut, daß die Ueberschwemmung mit faden Tagesblättern uns nicht das Auge verschließen darf gegen wahrhaft angemessene Zeitschriften, Schriften, in denen die Neuigkeiten der Wissenschaft, des Lebens und der Kunst sich auf rechte und tüchtige Weise verbreiten können, ja wir wissen auch, daß selbst jene hier gemeinten Zeitschriften, welche nur darum so genannt werden sollten, weil sie Zeit verderben, immer nur eins von den tausenderlei Hindernissen abgeben, welche in das Triebwerk einer rüstig fortschreitenden menschlichen Entwicklung störend eingreifen. Wenden wir dagegen fürerst den Blick nach aufwärts zu den Gestirnen, welche das verschlagene Fahrzeug zum Hafen der vollen Genüge eines seligen Lebens führen können, und finden wir dann, daß gerade die dicke Nachtwolke so flacher Literatur eine wesentliche und für Viele undurchdringliche Bedeckung der wahren Leitsterne abgiebt, so wird unser Urtheil doppelt gerechtfertigt erscheinen.

Wir lesen aber in einem Altmeister folgendes bedeutende Wort:

Sprich, wie du dich immer und immer erneust?
„Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust.
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend,
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend."

Und es braucht wahrlich keiner Zergliederung dieser Worte, um von ihrer Wahrhaftigkeit durchdrungen zu werden. Der Mensch, gemacht, nicht nur ein Spiegel seiner Umgebungen zu sein, sondern fortwährend durch seine Außenwelt erregt und bestimmt, muß gewissermaßen selbst Farbe von ihr annehmen; und wie es nicht fehlen kann, daß ihn eine große Naturumgebung, ein Umgang mit großdenkenden, tüchtigen, einsichtsvollen Menschen heranheben, entwickeln, zur Vollendung führen muß, so geht selbst eine reichbegabte menschliche Natur im Kreise fader, unwissender, nur augenblicklichem Reiz nachstrebender Leute allmählig zu Grunde. „Ein Messer wetzt das andere und ein Mann den andern" ist ein morgenländischer Spruch, der mehr Weisheit enthält als manches dickleibige Buch über Erziehung. Leider kann nun nicht Jeder, dem auch wohl Empfänglichkeit inwohnt, sich des lebendigen Umganges mit großen und durchaus tüchtigen Menschen erfreuen, dafür aber stehen ihm die Werke der Besten aller Zeiten offen. Was großartig, wahr und schön von einem Homer, Plato oder Sophokles, von einem Herodot, Aristoteles oder Euripides gedacht und geschrieben wurde, was Männliches und Ernstes Tacitus oder Livius aufgezeichnet haben, was die heiligen Schriften Erhabenes darbieten, was indische und persische Dichter und Weise gelehrt, was der erleuchtete Dante mit Adlerauge erfaßt, was Petrarka empfunden, was der tiefe Kenner des menschlichen Gemüthes, Shakespeare, scharf hingestellt, was aus so viel altdeutschen Gesängen wie aus denen eines Gottfr. v. Straßburg, Walther von der Vogelweide und aus den Nibelungen Großes und Schönes hervorklingt, das ist jetzt allgemein zugänglich geworden, das leuchtet mit Macht in

das alltägliche Treiben hinein, Jedem, der es begehrt, Erquickung und Stärkung verheißend und gewährend. Aber, Dank sei dem Himmel! wir brauchen nicht einmal in so ferne Zeiten zu blicken, wenn wir nach Werken fragen, deren urgeistiges Leben geistiges Leben entzünden und menschliche Entwicklung fördern muß: die Literatur unsers eigenen Volks zeigt eine Masse von Lichtpunkten, die nur erkannt und festgehalten sein wollen, um ihren belebenden Einfluß zu äußern.

Nun aber frage ich die große Mehrzahl meiner Leser: wer von euch eilt denn in Wahrheit in ruhigen Stunden zu den Schriften eines Herder, Lessing, eines Haman, eines Johannes Müller, eines Friedrich Jacobi, eines Winkelmann und eines Lichtenberg? Wer nährt seinen Geist im Umgang mit diesen Geistern? Wem sind nur von unsern bekanntesten Heroen, von Schiller und namentlich von Göthe, alle Schriften so bekannt, wie ein Classiker seinem Volke es sein soll? Ja, wie Wenige verhältnißmäßig sind es, welche den neuern, Lebensweisheit und Lebenserfahrung reichlich haltenden Arbeiten eines Tieck, oder den Gedanken eines A. v. Humboldt, eines Fr. v. Raumer und ähnlicher Männer öfters ihre Seele rein und ausdauernd zuwendeten?

Nicht einmal den Männern der Wissenschaft ist die Erkenntniß allgemein aufgegangen, daß, um in irgend einem Zweige thätigen oder forschenden Lebens etwas Tüchtiges, etwas Vollkommenes zu leisten, der Mensch zunächst als Mensch etwas sein müsse, und auch von ihnen treten darum Wenige aus dem engen Kreise staubiger Stubengelehrsamkeit heraus in die Alpenluft urgeistiger höherer Gemeinschaft. Zwar fordert man von dem Wissenschaftlichen noch immer Kenntniß der Alten; aber wie oft ist das nur Kenntniß des todten Buchstabens und nicht ihres Sinnes! In England liest man in den Collegien die Classiker des Alterthums noch mehr in der Weise, daß der Geist ihrer Darstellung im Allgemeinen erfaßt werde, daß ihr

urkräftiges Behagen die Seele des Jünglings wahrhaft befruchten kann, und die Wirkung hievon auf den Charakter des Volks bleibt nicht aus; anstatt daß bei uns immer noch großentheils der Classiker in Stücken zerpflückt wird und die Jugend oft keine Idee von der Herrlichkeit seines Gesammtbaues erhält.

Doch genug hievon! Wenden wir uns jetzt einmal zu den Ursachen, welche das Eingehen einer classischen Literatur in die Mehrheit des Volks hindern, welche machen, daß man so oft das Schlechte dem Guten vorzieht, ja daß man sich wohl mit fadester, ungesundester Speise den Magen überladet und eine durchaus gesunde, kräftige Nahrung verschmäht.

Eine wahrhaft elende Seite der menschlichen Natur müssen wir leider hier zuerst vorkehren, d. i. die Scheu vor dem Tüchtigen und Rechten.

„Willst du besser sein als wir, guter Freund, so wandre!“

läßt Göthe eine solche gemeine Natur sehr charakteristisch sagen.

Es giebt eine Masse von Leuten, die sich immer wo möglich mit Schwächern und Unwissendern verbinden, um ihrer eigenen Dürftigkeit ein gewisses Relief zu geben, und die sich gleich gedrückt fühlen, wenn sie mit Stärkern und Kenntnißvollern in Berührung kommen; da hingegen ein strebender Mensch eilt, sich an Bessere und Wissendere, als er selbst ist, anzuschließen, theils weil ihm die Erkenntniß einer solchen Natur an und für sich Freude gewähren muß, und theils weil er dadurch sich selbst immer gefördert finden wird. Nicht genug aber, daß ein solcher elender Widerwille Menschen dieser Art von Größern und Bessern im Leben zurückscheucht, selbst der Ausdruck der Sinnesweise höherer Naturen, wie er in ihren Werken lebt, wird ihnen zuletzt unbequem und verhaßt. Für Menschen dieser Art ist daher die ordinäre Literatur der Unterhaltungsblätter eine wahre Festtagsmahlzeit, sie sind hier entweder unter

ihres Gleichen oder fühlen sich wohl gar häufig über solchen Produkten; hier ist es, wo sie oft selbst den Richter machen können, wo sie im Stande sind, Fehler nachzuweisen, ja zuweilen erheben sie sich wohl gar zu dem stolzen Gefühl, daß sie Dies oder Jenes besser zu machen im Stande wären. Freilich, so gut wird es ihnen nun nicht werden, wenn sie in Lessing oder Herder lesen, oder wenn sie aus einem wissenschaftlichen Werke sich in der Kenntniß der Natur und der Menschen vervollkommnen. Schon hierin also erkennen wir einen Hauptgrund Dessen, weßhalb Schlechtes immer bei ihnen den Vorzug vor dem Guten haben wird. Und doch, bedenket einmal recht das Elende dieser Denkweise, das Unwürdige, das Verderbliche derselben! Gebt einem bessern Sinne Raum, werft die elende Nahrung weg und wendet euch zur bessern.

Der Verein der Besten aller Zeiten, die wahre unsichtbare Loge höherer Naturen, ruft euch zu:

„Willst du in meinem Himmel mit mir wohnen,
So oft du kommst, du sollst willkommen sein!“

Eine andere Zahnlücke dieses Zeitalters, wodurch einer schwächlichen Leserei Thor und Thür geöffnet wird, liegt in der größtentheils noch zu flachen und luxuriösen Erziehung der höhern Klassen der Gesellschaft. Wer schon im Beginn seiner Entwicklung sich verzärtelt und geschmeichelt findet, wem die ernstere Kost strengen und tüchtigen Lernens nur unvollkommen gereicht wird, und wer nicht zeitig geübt ist, sich selbst zu concentriren und zu bezwingen, dem ist späterhin kaum möglich, zu einem gründlichen Studium eines wissenschaftlichen oder auch schöngeistigen Werkes sich zu erheben, und nächst der oberflächlichsten Literatur von Romanen und Novellen werden die Feuilletons der Zeitungen und wird die Flut der Unterhaltungsblätter zuletzt das Einzige, womit als Lektüre die von Vergnügungen erübrigte Zeit übel genug erfüllt bleibt.

Lasse man uns nun aber noch etwas schärfer die Pa-

rallele zwiſchen körperlicher und geiſtiger Nahrung ziehen und alsbald werden wir erkennen, wie jene Blätterliteratur ſo leicht die eigentliche Brutſtätte wird, in welcher Halbheit, Schwächlichkeit und Unſtätigkeit ſo Vieler unabſehlich wuchern muß. Iſt es nämlich gewiß, daß, wenn Geſundheit und Kraft des Leibes erhalten werden ſollen, die beſte Anlage nicht ausreicht, daß vielmehr eine geſunde Luft, eine tüchtige Uebung der Körperkräfte, eine hinreichende und kräftige Nahrung nothwendige Bedingungen einer wünſchenswerthen leiblichen Exiſtenz ſind, ſo laſſen ſich ganz gleiche Grundſätze auch über Erhaltung der geiſtigen Geſundheit aufſtellen. Wie ein Körper als abſolut Einzelnes undenkbar wäre, wie ſein Daſein nur erklärlich wird durch die Geſammtheit der Natur, in deren Exiſtenz erſt die Bedingung der ſeinigen mit gegeben wurde: ſo iſt ein einzelnes geiſtiges Weſen abgetrennt von der Wechſelwirkung mit allen andern gedacht ein Unding. Der Menſch als Geiſt entwickelt ſich nur durch Vereinleben mit andern Geiſtern, er braucht geiſtige Nahrung, wie der Leib leibliche; er muß ſie haben, oder er verkümmert. Wer hätte es nicht erfahren, wenn er auf ſein eigenes Leben zurückblickt, wenn er bedenkt, was ihn ſelbſt vorwärts gebracht, was ihn gekräftigt, erhoben hat, daß es die Einſtrahlungen von geiſtigem Leben verwandter Naturen waren, welche hiebei immer die erſten Stellen einnahmen? Daß nun aber eine ſolche Einſtrahlung ihre Wirkungen entwickeln könne, dazu iſt Feſtſtellung eines gewiſſen ſtätigen bleibenden Rapports eine unerläßliche Bedingung. Das Gegeneinanderneigen zweier verwandten Geiſter iſt ein geheimnißvoller, wunderſamer Vorgang, der nicht ohne ruhige Hingebung und beſondere Weihe Statt haben kann. Können wir doch nicht einmal eine gewiſſe Naturform oder Naturthätigkeit anders verſtehen lernen und gründlich erkennen, als durch ruhiges, anhaltendes darauf Hinwenden voller Anſchauungskraft, wie viel weniger wird ohne ſolches Fixiren tieferer Wahrneh-

mung das Verstehen einer andern Individualität möglich sein, welches Verstehen doch erste Bedingung ist der Assimilation, der eigentlichen geistigen Durchdringung und Ernährung. Das eine gewisse Zeit hindurch fortgesetzte Concentriren in einer gewissen Richtung auf eine gewisse geistige Individualität ist also unumgängliche Bedingung, wenn das Lesen eines bedeutenden Werkes einen wahrhaft erregenden und kräftigenden Einfluß auf unser Leben gewinnen soll! Damit wir aber dieser Concentration fähig werden, ist eine innere Sammlung, eine gewisse Abstraction, ein Festhalten Eines und nur Eines Gegenstandes bis zu seiner Durchdringung unerläßlich, und nur um diesen Preis werden wir in das Mysterium eines fremden geistigen Lebens eindringen. Was aber kann nun in aller Welt einer solchen, zum Heile führenden, freien Selbstbeschränkung mehr entgegenstehen als die stäte Zerstreuung, welche durch das Lesen der hereinflutenden sogenannten Unterhaltungsblätter herbeigeführt werden muß? Hier, wo recht absichtlich dem Menschen aller Halt und alle Stätigkeit entzogen wird, wo das Irrlichteriren der poetischen Flackergeister noch das Beste ist, was irgend gegeben werden könnte, wo wirklich nach des Direktors Rath im Faust „jedes Stück nur in Stücken" gegeben wird, wo meistens die flachste Geistesarmuth ihre Habseligkeiten in einzelnen Brocken zerkrümmelt feil hält: hier wird offenbar Alles gethan, um jene innere Sammlung des Menschen durchaus zu untergraben, um ein unseliges centrifugales Wesen an die Stelle echten centripetalen Strebens zu stellen und den Menschen durch ewiges Zersplittern geistig allmählig zu annihiliren.

Faßt man nun diesen Gesichtspunkt, so erkennt man alsbald, wie in Wahrheit gerade diese Unterhaltungsliteratur jeder höhern Läuterung des Geschmacks und geistigen Veredlung des Volks wirklich als eins der wesentlichsten Hindernisse entgegensteht, und zwar eben, in wie fern sie

das Vertrautwerden mit der bedeutendern eigentlich geistbildenden Literatur unrettbar untergräbt, ja endlich unmöglich macht. Sage man doch ja nicht, ein recht gutes Unterhaltungsblatt werde eben die Aufgabe sich stellen müssen die Blüthen jedes ausgezeichneten Geistes der Masse näher zu bringen und zugänglich zu machen; was wäre denn der Siegeskranz, wenn er dem müßig im Lehnstuhle Ruhenden hingebracht würde? Ein Bündel Lorbeerblätter ohne alle Bedeutung, am besten noch etwa in der Küche gebraucht zu werden. Nein! erworben soll der Lorbeer werden und dann erst ist er bedeutungsvoll und ein köstliches Kleinod. So auch fordern die Schönheiten des Dichters und die Wahrheiten des Weisen, wenn wir sie wirklich uns aneignen sollen, eine gewisse Selbstthätigkeit, ein inniges Bestreben, den Lichtstrahl recht und wahr aufzunehmen. Ganz anders wird auf uns ein Werk einwirken, zu dessen Studium wir uns gesammelt haben, dem wir uns hingeben, dessen Gang wir gefolgt sind: hier tritt uns der Verfasser näher, er wirkt mit seiner geistigen Individualität auf uns ein. Mancher Mensch wird seine geistige Wiedergeburt von dem elektrischen Schlage bestimmt datiren können, der aus einem würdigen Werke auf solche Weise erfaßt in ihn einströmt. Was ist nun gegen solche Wirkung im Ganzen die flüchtige Reizung durch eine ausgehobene Stelle, ein aus dem Zusammenhange gerissenes Fragment?

Aber genug dieser Gründe, welche von Beziehung auf edlere Kunstliteratur entlehnt das Verwerfliche jener dürren Blätter darthun. Blicken wir jetzt auch nach andern Seiten — wohin wir nur sehen, kommt uns Veranlassung zum Unwillen über diese Verirrung unsrer Zeit entgegen.

Was mehr als das Unwesen dieser Tageblätter und Almanache, welche letztere die erstern nur in so fern übertreffen, als sie doch wenigstens im Jahr nur Einmal erscheinen, ist der Grund der lauen Aufnahme größerer wissenschaftlicher Werke? Wie häufig sah man sonst, daß der

Gebildete und Wohlhabende die Anlegung einer gut geordneten Bibliothek als etwas Unentbehrliches betrachtete; bedeutende wiſſenſchaftliche Werke, ſelbſt weniger vom Beſitzer gebraucht, ja gekannt, durften nicht fehlen, und abgeſehen davon, daß eine ſolche Sammlung doch oft unverhofft ihre guten Früchte trug, vermehrte es auch den Abſatz gelehrter Werke, ermunterte den Buchhandel zum Verlag wiſſenſchaftlicher Arbeiten und wirkte ſo mittelbar zum Emporbringen einer geiſtige Bildung auf ernſtere Weiſe fördernden Literatur. Noch jetzt verdankt England, wo dieſer Brauch beſteht, ihm zum Theil den Flor ſeines Bücherverkehrs und die Aufmunterung ſeiner Gelehrten. Dagegen bei uns, welche Summen verſchlingen die Unternehmungen der Unterhaltungsblätter und Taſchenbücher, wie ſelten mag man ſich verhältnißmäßig für das würdige Erſcheinen eines wiſſenſchaftlichen Werkes intereſſiren, und wie raſch ſchreitet ſo die Erniedrigung unſrer Literatur auch in dieſer Beziehung durch jenes Unweſen vorwärts!

Doch wahrhaftig, ich werde es müde, Gründe gegen einen Feind aufzuhäufen, der, wenn er nicht von der Thorheit der Zeit gefüttert und gepflegt würde, längſt an der eigenen Kränklichkeit verkümmert und verſtorben wäre. Ja es kommt mir zuweilen vor, als hätten wir auf unſrer Hut zu ſein, daß es uns nicht gehe wie dem Zauberlehrling in Göthe's Lied, der, nachdem er den verwandelten, Waſſer herbeiſchleppenden Beſen in zwei Stücke zerhauen hat, leider ſehen muß, wie jedes Stück ein neuer Waſſerträger (und kein Cherubiniſcher) wird. Eine Beſorgniß der Art mag auch wirklich um ſo weniger ungegründet ſein, da das ſtäte Vermehren dieſer Blätter auf eine wahre Polypennatur deutet — Thiere, die man bekanntlich zerſchneiden oder zerquetſchen kann, wie man will, und wo nichts deſto weniger jedes Theilchen wieder zum ganzen Polypen wird. Laßt uns alſo zum Schluß dieſen Waſſerträgern nur noch die Worte des Meiſters zurufen:

„In die Ecke! —
Besen, Besen
Sei's gewesen!“

Und möge denn also zur rechten Zeit auch von diesem eigentlichen Ueberfluß eine erwachende bessere Richtung des Geschmacks uns erlösen.

Gluck's Armide, dargestellt von der Schröder-Devrient.

6. März 1843.

Ein Außerordentliches habe ich heute erlebt! Wunderbar, groß, einer Erscheinung aus altgriechischer Zeit vergleichbar, schritt Armide an mir vorüber.

Dies Bild greift tief in meinen Busen — reine große Gemüthszustände, verliebter Haß und hassende Liebe, Stolz, Ruhmesgier und Entsagung, und ihr gegenüber die ganze Kraft der unbedingt sich hingebenden Liebe — das sind die Elemente, aus denen dieses außerordentliche Werk gewoben ist.

Ja, es ist ein Ereigniß in meinem Leben und ein großes, daß mir in der Gestalt dieser Künstlerin die Gestalt des Alterthums, die ganze hohe plastische Kraft der Schönheit, wie wir sie an den Frauengestalten am Giebelfelde des Parthenon bewundern, zu lebendiger Anschauung gekommen ist. Das seltsam Medusenhafte, was mir auf herkulanischen Wandgemälden an so manchen weiblichen Gestalten entgegentrat — im fünften Akt, im Wahnsinn der verlassenen Armide, heut' habe ich es gesehen.

Und diese Tonwelt, dieser um eine einfache Folge von Gemüthszuständen sich breitende große historische Styl der Musik, gleicht er nicht in Wahrheit dem faltenreichen Mantel um die weiche menschliche Gestalt gebreitet!

Ich habe etwas Aehnliches noch nie gehört — Gluck ist für mich erst jetzt geboren! Früher kannte ich nur Iphigenie und so ist mir darin dieser wunderbare Geist nie enthüllt worden.

Gluck selbst wurde mir als etwas derber Oberpfälzer geschildert. — Seltsam! — Tiefer als bei andern Künsten liegt wohl in dem Musiker die lebendige zarte schaffende Seele verborgen und eine derbe Natur kann sie oft von Außen wahrhaft verdecken, oft auch vielleicht ihm selbst das „Erkenne dich selbst" hindern. Die Schöpfung, welche ich heute Abend gehört hatte, deutet auf eine außerordentliche Tiefe des Innern. Quälend ist es einigermaßen zu empfinden, wie an der Menge ein so Mächtiges großentheils unerkannt vorübergeht. Bei alle Dem fühlt man, daß es der Menschheit für jede Zeit unverloren sein und bleiben wird — es gehört durchaus zu den großen zeitlosen Erscheinungen der Kunstwelt. Nach Schöpfungen dieser Art mißt sich der Pulsschlag des innern ästhetischen Lebens der Völker.

Mendelsohn's Paulus noch einmal.

Palmsonntag 1843.

Ich las wieder durch, was vor 5 Jahren ich schrieb, nachdem ich denselben Paulus und eine andere Symphonie als jenes Mal gehört hatte. Ich konnte das Urtheil über den Paulus von damals nur wiederholen. Das Lyrisch-tiefgefühlte vortrefflich! das groß Historische fehlend! Aber merkwürdig jedenfalls, diesmal von Mendelsohn selbst das Werk dirigirt zu hören und auch zu sehen! — Die Erscheinung, ein Werk dieser Art von dem wirklich hochbegabten Autor und Musiker selbst geleitet zu erfahren, war mir neu und wichtig. Auch in dieser seiner Führung der (im schönern Sinn) sentimentale und zarte Sinn vorherrschend! Es muß ein eigenes Glück darin liegen, wenn ein so durchgebildeter Geist auf den großen Wogen eines solchen Meeres von Tönen sich wiegen, ja zugleich diese Wogen beherrschen oder sogar schaffen kann. Die Geschichte vom Schwan, als Sinnbild des Gesanges, könnte am Ende auch hierin ihre Anwendung finden. Ich bin mit Vergnügen den eigenen weichen empfundenen Gesten und Blicken dieses Meisters gefolgt! Daß die Aufführung selbst auch noch mehr wirken mußte bei dieser Leitung, war ohnehin klar.

Eine andere Symphonie hätte man heute wohl zum Nachsatz wählen sollen — diese war zu frühlingsgrün und

lerchenartig, eigentlich eine rechte Palmensonntag-Musik. Es ist übrigens mir doch auch mit dieser weniger tiefsinnigen Symphonie eigen gegangen! Was ich die langen Gedanken in der Musik nenne, dieses eigene tiefe Fortdenken eines Gedankens — es erscheint mir immer recht eigentlich als das Dokument jedes höhern Genius, und diese leuchteten mir sogleich wieder entgegen, als ich mich in den Wogen dieser Symphonie fortschwimmen ließ. — Auch aus einer Klaue ist der Löwe erkennbar! Nun immer wieder Heil ihm! Ihm, den in Noten Begrabenen, immerfort Auferstehenden, immer wieder Beigesetzten, immer neu Erklingenden und immer wieder Verschwingenden, immer anders Erstehenden, nie ganz zu Erfassenden, unendlich vielfach zu Deutenden, so nie Wiederkehrenden, eine eigene Seite der Menschheit Verklärenden — kurz, ich möchte von Beethoven sagen, was im Divan von der Suleika gesagt wird:

„Und wenn ich Allah's Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name noch für dich!"

Oſtermorgen.

1845.

Sich Erneuen, Auferſtehen, Wiedergeborenwerden iſt die Bedeutung des Oſterfeſtes, und kaum habe ich dieſe Bedeutung noch ſo in mir anklingend gefunden als heute. Gehen doch ſeltſame Umſchwingungen im tiefſten Innern unſers Lebens vor. Jeder erlebt in ſich — wenn er überhaupt lebt — eine Weltgeſchichte mit all ihren Kämpfen, Revolutionen, Entthronungen und Krönungsfeſten, und eben darum werden ihm auch Epochen fühlbar — er fühlt, obwohl Alles ein Strom, doch gewiſſe Abtheilungen und ganz eigentliche Erneuungen, und ſolche ſind dann die wahren Oſtern des Lebens. — Wie wunderbar quälen den Menſchen oft Lagen und Stimmungen, welche, ihres innern Saftes und Gemüthes beraubt, ſcheinlebendig ſich doch noch lange fortſchleppen und eigen beläſtigend den ächten freien Lebensmuth hindern; endlich fühlt die Seele:

„Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt verjüngt der Roſe in den Schoos.“

Dergleichen iſt auch nicht etwa bloß im äußerlichen Leben und im Verhältniß zu Andern geltend; es geht dergleichen vor in Wiſſenſchaft und Kunſt und Allem was die Seele bewegt. — Wohl Dem, den ein gnädiges Walten des Ewigen zu immer Höherm und Schönern weiter geleitet — im Einen und Echten aber erhält und bewahrt!

Vom Ende Beethoven's.

Nach seiner neunten Symphonie. Palmsonntag 1846.

Daß der durch alle Weltkörpersysteme gehende Rhythmus des Steigens und Fallens auch durch menschliches Leben und menschliche Kunst gehen muß, ist so nothwendig als einfach und ganz unerläßlich, und wenn man des Ewigen gedenkt, was hinter all diesem Steigen und Fallen unverrückt feststeht, so hat es auch eigentlich nichts Furchtbares und Schmerzliches; und doch! dem Menschen macht es immer wieder einen erschütternden Eindruck, jenes nothwendige Fallen auf das schöne und allmählige Steigen folgen zu sehen.

So fühle ich heute Abend mich eigen schmerzlich bewegt von diesem eben gehörten Werk eines der außerordentlichsten Musiker.

Alle Kunst hat in der Menschheit den Gang genommen, von dem unschuldigen und unbeholfenen kindlichen Anfange sich endlich hinaufzuheben zu der reinen Schönheit, zu der gesunden Vollendung und echten Befriedigung des nach göttlichem Schaffen strebenden Geistes. So entstand aus den tastenden Anfängen volksthümlicher Kitharöden der göttliche Homeros, so gingen aus den tempelweihenden Bachusfesten die Tragödien des Aeschylos und Sophokles hervor, so wuchs aus Giotto, Cimabue und Perugino der einzige Raphael heraus, und so entwickelte

ſich die Höhe von Gluck und Mozart aus halb ſteifen, halb unbedeutenden Anfängen. Aber es iſt kein Halt im Gange der Menſchheit! Nicht tritt Ruhe und feſtes Beharren hervor, wenn ein Staat auf ſeiner Höhe angekommen iſt, und eben ſo wenig verharrt die Kunſt auf der reinen Mitte, wenn ſie ſie einmal erreicht hat. Die Nothwendigkeit ſtäter Bewegung reißt die Menſchheit immer wieder über das Ziel hinaus! Nicht aber darf behauptet werden eine ſolche Nothwendigkeit für den einzelnen Geiſt! Dieſer, einmal aus der ſtäten Flucht zwiſchen Vergangenheit und Zukunft befreit, kann zu einer wahrhaften Gegenwart, zu einem feſten Verharren in dem ihm Gemäßen gelangen und wird nur als ſolcher mit Sicherheit wachſen und immer feſter und mächtiger werden. Aber ganz geſichert iſt auch er nicht, ſonderbare Fäden können ihn umſpinnen, die Nacht der Verirrung, der Krankheit kann ihn erfaſſen, und da, wo eigentlich ein ſtätes Fortbilden gefordert war, kann ein Sinken, mindeſtens eine Zerwürfniß veranlaßt werden.

So iſt es dem mächtigen Genius eines Beethoven ergangen. Wer ihn in ſeinen ſpätern Jahren, beraubt ſchon lange des Gehörs, geſehen hat, Ihn, tief in ſich gekehrt, ſchroff, halb verwildert, wunderlich, — der ſagt aus, wie ſehr dies Bild abgewichen ſei von Dem, was man ſich von Klarheit, Frieden, reiner innerer Schönheit wohl denken darf als Das einer in hohen Jahren zur Erkenntniß der Weisheit gelangten Seele. Auch dann aber ruhte nicht in ihm der heftige Produktionstrieb, und unter vielen andern mag wohl dieſe Symphonie das mächtigſte und in ſich ausgeführteſte durchgebildetſte Werk aus dieſer Zeit ſein. Man hörte ſie heute in der trefflichſten Ausführung und doch hinterläßt ſie mir einen eigenthümlich ſchmerzlichen Eindruck.

Iſt es doch etwas Eigenes um muſikaliſche Gedanken! In der Muſik ſteigert ſich eigentlich das Gefühlsleben zum Erfaſſen beſondrer Aequivalente, welches die Töne ſind, ganz

ſo, wie im Bereiche der Erkenntniß die Worte die Aequivalente der reinen Idee und der ſinnlichen Vorſtellung zugleich ſind. Muſikaliſche Gedanken ſagt man daher eigentlich nur figürlich, ſo wie man das Wort „Ton“ auch für gewiſſe Eigenſchaften der Farbe braucht — beides iſt zu entſchuldigen, weil es an beſondern Worten für beides eben fehlt. Kurz, dieſe muſikaliſchen Gedanken haben in ihrer Sphäre Vieles, ja faſt Alles, was die erkennenden eigentlichen Gedanken auch haben: ſie können Klarheit und Verworrenheit haben, ſie können mächtig und erhaben, ſie können ſchwach und gemein ſein u. ſ. w.; beſonders aber können ſie ſich auch auszeichnen durch Das, was wir reine, geſunde, natürliche Folge nennen, und je mehr unſer innerer Sinn ausgebildet und entwickelt iſt, deſto mehr wird dieſe Folge uns freuen, und deſto mehr wird ihr Mangel uns unbefriedigt laſſen. Es giebt einen Flüß großer muſikaliſcher Gedanken, welche durch dieſe Folge, durch dieſe große erhabene Natürlichkeit das Gefühl einer höchſten Schönheit entzünden können. Der dritte Akt von Gluck's Armide, die größten Werke Mozart's und viele unſterbliche Schöpfungen Beethoven's haben dies in vollſtem Maße. Fehlt dieſe Folge, ſo kann ſelbſt der Reichthum feinſter und originellſter Harmonie und unerwartetſter Tonverhältniſſe nicht ein hinreichendes Gegengewicht darbieten. Das ſeligſte Genügen des Geiſtes aber entſteht im Reiche der Töne allemal erſt dann, wenn Melodien ihm zudringen, wie er ſelbſt ſie nicht zu ſchaffen vermag, wie ſie ihm aber doch ſo durchaus gemäß ſind, daß er in ihnen ſich ſelbſt gleichſam vervollſtändigt findet, und wenn in dieſen Melodien ihm Alles neu und doch Alles ſo nothwendig, ſo organiſch bedingt, und darum wieder ſo bekannt vorkommt, daß er im voraus gewiß iſt, es könne nicht anders kommen als es kommt. Dieſes Genügen iſt daher eigentlich auch allein der Prüfſtein vollendeter Schönheit eines großen muſikaliſchen Werkes.

Dieſe Befriedigung hat mir denn die heutige Symphonie nicht gegeben! Ein Anderer hätte dies Werk nicht machen können als Beethoven, das hört man! und das iſt genug, es als ein merkwürdiges, gewaltiges zu bezeichnen; aber wer gerade dies als ein Muſterbild nehmen wollte, um daran ſich zum Muſiker zu bilden, der würde ſicher auf die ſeltſamſten Irrwege gerathen.

Der erſte Satz hat etwas wunderbar Nächtliches. Wie aus frühem Morgengrauen einzeln heraufzuckende Lichtſtrahlen, ſo geht ein ſonderbares leiſes Rufen wie aus der Tiefe voran und kehrt nach manchen heftigen und auch ſchmerzlichen Mittelſätzen immer wieder. In dem zweiten Satze ergreift dann eine heftige Aufregung die verwundete Seele, und wenn man im erſten Satze die conſequente Folge in innerer Nothwendigkeit ſchön auseinander entwickelter Gedanken noch faſt überall entbehrt, ſo tritt hier eine weit größere Conſequenz, aber die Conſequenz der Zerriſſenheit, des Jubels mit verbiſſenem Gram in erſchütternder Gewalt uns entgegen. Man nennt es Scherzo, aber wehe dem Kummer da wo der Scherz nicht heiterer iſt! — Der dritte Satz des Adagio wirkt nun wohl mit ſeinen ächt Beethoven'ſchen Harmonien vom Anfange herein außerordentlich tief beruhigend und mildernd ein, aber die Folge der Glieder deſſelben in ſich iſt wieder eine weit ſchwächere, und gegen den Schluß bekommen dann die Uebergänge eine krampfhafte Gereiztheit, welche gegen die Milde des Anfangs abermals ſonderbar abſticht.

Am meiſten endlich tritt das bloße Wunderliche und tief Zerriſſene im vierten Satze hervor, und ſchon daß es den Componiſten hier gedrängt hat, über alle Grenze der eigentlichen Symphonie hinauszuſchweifen, und Geſang, ja den Chor-Vortrag einer ganzen Ode hier einzuweben, iſt bezeichnend für die Unruhe, das Unbefriedigtſein, die Qual des Künſtlers. Wer dieſem heftigen Treiben mit Aufmerkſamkeit nachgeht, der wird nicht läugnen können, daß an

vielen Stellen ein vollkommener Wahnſinn durchzubrechen ſcheint, und daß hier Vieles, wie auch im zweiten Satz ſchon Manches, über die feine Linie des Schönen entſchieden hinaus greift.

Nichts deſto weniger liegt mir in dieſem Satze ein ungeheurer Lichtpunkt, ein Gedanke blitzend und groß und für mich der größte der ganzen Symphonie; ſo dringt wohl manchmal mitten unter den Träumen und unter der Gedankenflucht des Wahnſinns auch eine einzelne lichte Idee, ein höchſt erhabener unerwarteter Ausſpruch mächtig und neu hervor, und dies iſt die Stelle:

„Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahneſt du den Schöpfer — Welt?“

Die wunderbare einfache Größe, mit welcher dieſer Gedanke muſikaliſch ausgeſprochen wird, die Tiefe der Anbetung, die darin liegt, die Gewalt, die den Aufruf „Welt“ begleitet, und das nie ſo gehörte nachfolgende wachſende Klingen und Tönen, welches den Uebergang bildet zu den Worten:

„Such' ihn über'm Sternenzelt!“

ſie haben mich außerordentlich ergriffen und in ihnen enthüllt ſich noch einmal ganz der Cherub — aber dann ſchlägt er wieder die Flügel über das leuchtende Engelsantlitz feſt zuſammen; denn gleich darauf geht es nun in den jubelnden Lärm des Schlußchors über, und fort iſt wieder der helle Strahl höherer Erleuchtung, und die Woge der faſt wahnſinnigen Jagd der Töne flutet wieder hoch über und entläßt den Hörer zuletzt mit der eigenthümlichen ſchmerzlichen Erſchütterung, welche auch mich eben heute bewogen hatte zu der Betrachtuug, mit welcher ich dieſes Gedankenblatt eröffnete und mit dem ich es nun hier ſpät in der Nacht beſchließe.

Die Ströme der Literatur.

1846.

Wir erhalten jetzt so viel Literaturgeschichten und wo ich eine dergleichen ansehe, vermisse ich doch immer ein eigentliches Princip der Darstellung. Welches könnte aber ein solches Princip sein? Wenn man sich das Entstehen und Wirken der Bücherwelt vorstellt, so darf man wohl, um ihre Bedeutung ganz zu erfassen, dabei der Flußgebiete und der Geschichte des Laufs der Quellen bis zum Meere gedenken. Jedes einzelne Werk ist eine Quelle, die gesammte Literatur — die Weltliteratur — ist das Meer. Wer denn eine Literaturgeschichte mit Erfolg und Klarheit schreiben wollte, müßte dies wohl im Auge behalten. Die wichtigsten Quellen also werden namhaft und gegenständlich gemacht werden müssen; genau zu bezeichnen wäre dann ihr Weg durch die verschiedenen Landesgebiete, damit ihre Wirkung deutlich werde; dann wäre zu zeigen, wie so viele Bäche, lange ehe sie das Meer erreichen, im Sande vertrocknen, wie andre stärkere Quellen die schwächern nach sich ziehen und wie doch auch deren Beitritt in so fern mitwirkt, daß erst Bäche und dann Ströme entstehen, in denen freilich viel unbedeutende Wassertropfen mitziehen; ferner, wie gewisse mittlere Perioden kommen, wo, gleich wie Ströme in Seen sich abklären, die Literatur über gewisse

Gegenstände und in gewissen Richtungen sich sammelt und abklärt, bis sie denn wieder weiter zieht; endlich aber wie mehr und mehr alles einzelne Wirken in den Ocean einer Weltliteratur zu einem gemeinsamen Ganzen sich vereinigt.

Ein solches Gleichniß mag nun freilich an sich nur unzulänglich sein und kann nur bis auf einen gewissen Grad gelten, indeß wird immer, wer dergleichen vor Augen behält, im Urtheil sich wesentlich gefördert finden. Man sieht, daß nur in solchem Sinn es sich bestimmen läßt, von wo eine Geistesrichtung begonnen hat, wer sich ihr widersetzte, durch wen sie gefördert worden ist, und wie unter solchen Gesichtspunkten dann nothwendig die Darstellung der einzelnen Autoren vielfältig gewinnen und eine tiefere Bedeutung erhalten muß. Kurz, nur in solcher Richtung würde eine Literargeschichte in wesentliche Beziehung gesetzt mit Dem, auf welches zuletzt doch alles Allgemeine bezogen werden muß — nämlich mit der Geschichte der Menschheit.

Was sind Literaten?

1847.

Wie es keinem Zweifel unterliegt, daß andere Perioden des Erdlebens andere Geschöpfe hervorgebracht haben, dergestalt daß was in unsern Tagen auf Erden lebt, schlechterdings nicht in den Urperioden des Planeten gefunden wurde, so ruft auch jegliche Zeit der Menschheit ihre besonderen, so nie da gewesenen und so nie wiederkehrenden Produktionen eigenthümlicher Individuen hervor, und dies zwar im Schlimmen, im Guten und im Gleichgültigen.

So ist denn unter andern auch zu unsrer Zeit in den höher gebildeten Nationen eine Gattung Schriftsteller aufgetaucht, welche in dieser Weise durchaus zu keiner andern Zeit vorhanden waren, wir nennen sie: die Literaten. Was der Begriff eines Literaten sei, ist nicht ganz leicht zu sagen: ein Gelehrter ist er nicht; es ist kein Mann der Wissenschaft, welcher in irgend einer bestimmten Provinz des Geistes vollkommen zu Hause ist, dort eigenkräftig wirkt und schafft, und dadurch, wenn das Glück gut ist, wirklich, wie es die ehemaligen deutschen Kaiser sein sollten, als ein „allzeit Mehrer des Reichs", d. h. hier des geistigen Reichs, sich erweist. Eben so wenig aber ist der Literat Diplomat, oder Kaufmann, oder Mann der Industrie, oder Künstler, oder Dichter, oder sonst irgend ein Bestimmtes dieser Art, vielmehr ist er Etwas von

diesem Allen! Er hat einen gewissen Fluß der Rede vom Staatsmann und Gelehrten, er hat in seinen Geschäften mit dem Buchhändler und Zeitungs-Unternehmer Etwas vom Kaufmann, er hat Etwas vom Industriellen in der Schreibfertigkeit, womit er bändeweise seine Produkte liefert, und er hat Etwas vom Dichter und Künstler in dem Schmuck, durch welchen er seine Schriften der Menge empfiehlt. Er ist also gewissermaßen eine Art von Amphibium, ein Mittelding zwischen der ernsten Wissenschaft und überhaupt der strengern exakten Stellung bestimmter eigenproduktiver Menschheit einerseits, und der müßigen nach Unterhaltung begierigen Menge andererseits. Diese Literaten sind daher vornehmlich die Ausgeburten langer Friedenszeiten, und ihre Menge wächst mit der Menge der Müßigen, der Unterhaltung, Ergötzlichkeit, Anregung, gleichviel sei es durch Medisance oder durch Belehrung, Begehrenden.

Eingedenk des Wortes jenes Franzosen, welcher geradezu sagte: „man könne über Alles schreiben, ohne Etwas davon zu verstehen, ausgenommen über Mathematik" (und — setzen wir hinzu — über jede Intimität irgend einer tiefern exakten Wissenschaft), füllen die Literaten unendliche Blätter mit unendlichen Besprechungen unendlich verschiedener gegebener Gegenstände oder Personen, und indem sie in einer Richtung allerdings oft beitragen, die Verstandeskräfte der Menge zu üben und zu schärfen, lenken sie in einer andern Richtung auch ganz ab von dem selbständigen gründlichen Eingehen in diejenigen Werke, in welchen eigentlich die wahren Heiligthümer einer fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes gegeben sind.

Es ist nicht uninteressant übrigens bei ähnlichen Erscheinungen der einen Zeit zurückzublicken auf die gleichartigen einer andern Zeit. Thun wir dies in Bezug auf die Literaten, so dürfen wir sie, wenn wir an das griechische Zeitalter zurückdenken, am meisten mit den Sophisten vergleichen. Zu jener Zeit, wo das gedruckte Wort noch

gar nicht, und das geschriebene nur sehr wenig sich verbreiten konnte, galt das gesprochene Wort Alles. Neben den eigentlichen Heroen des Geistes also, neben einem Aristoteles, Plato, Pythagoras, Hippokrates und Aehnlichen, nahmen die Akademien in Anspruch Männer, welche, ohne selbst bedeutende Geister zu sein, eine gewisse Volubilität der Zunge und des Gedankens sich zu eigen gemacht hatten, welche disputirend und discutirend und immer unter dem Scheine, die Wahrheit zu verfolgen, doch zumeist Das anstrebten, mit ihren Sophismen wesentlich nur ein ihnen Genehmes geltend zu machen. In so manchem platonischen Dialog sind Sophisten dieser Art aufgeführt, meistens jedoch nur um zu zeigen, wie jene hohle Form der Discussion, welche nur die Discussion selbst will, zuletzt alle Mal scheitern muß an dem tiefern und liebevollen Ruhen eines tüchtigen Geistes auf einer bedeutenden und deßhalb folgewichtigen Idee.

Diese Gedanken kommen mir beim Lesen mancher Blätter, in welchen über Männer, denen die Nationen wahrhafte Förderungen in Wissenschaft oder Kunst zu danken hatten, mit eben der sophistischen Geläufigkeit hin und her gesprochen und abgeurtheilt wurde, welche etwa am Platz wäre, wo die letzte Mode in Erwägung gezogen werden sollte. Es hat dann allerdings etwas Unangenehmes, zu sehen, wie hier mitunter Leute ohne alle Autorität in der Wissenschaft mit einem Geiste umgehen, welchem die Muse der Wissenschaft eine für immer bleibende Stelle in ihrem Tempel eingeräumt hat, wie sie ihn ironisch zu handhaben versuchen, ja manche Hoffnungen für ihn auszusprechen die Keckheit, um nicht zu sagen die Unverschämtheit haben.

Indeß, wie es bei Göthe heißt:

„Jetzt, da Jeglicher lies't und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen"

muß nun dergleichen Alles in Einem mit hingehen! — Auszusprechen mitunter mag es jedoch wohl geziemen, daß für immer ein Unterschied sein und bleiben wird zwischen dem Sophisten und dem Weisen und zwischen einem Literaten und dem Manne der Wissenschaft oder der That.

Napoleon in Fontainebleau von Paul Delaroche.

1847.

Was irgend neu, bedeutend, gleichzeitig auf Viele wirkend hervortritt, ist von jeher ein gutes Thermometer gewesen, um die Stimmungen der Geister daran zu messen. So war es mit Thatsachen und Menschen, so ist es auch mit Kunstwerken. Der Napoleon von Paul Delaroche muß solch ein Kunstwerk genannt werden. Ich will jetzt versuchen, die verschiedene Wirkung mir deutlich zu machen, welche ich ihn auf Kunstseelen und auf Künstler üben sah. Sei jedoch zuerst gesagt, daß ich diese Trennung, ja Gegensetzung von Kunstseele und Künstler mehr abstrakt als concret nehme, denn im Concreten muß natürlich oft beides in einem zusammentreffen: Delaroche ist beides!

Der Künstler an sich also bewundert daran die äusserste Technik, die Reinheit der Behandlung, die Richtigkeit und Tüchtigkeit der Zeichnung und Farbe; dabei nimmt er es aber als Porträt schlechthin, will nichts von einem historischen Bilde daran erkennen, und findet es mit dieser Voraussetzung unvortheilhaft, ein Porträt so aufzufassen, daß der dargestellte Mensch niedergedrückt, ja halb vernichtet erscheine. — Die Kunstseele, wie sie sich hie und da, in Vielen halb unbewußt, in Andern mit größerer Schärfe der Einsicht äußert, empfindet sich dagegen eigenthümlich gefaßt und ergriffen von dem Werke. Diese noch ein Mal,

zum letzten Male, in einem alten Königsschlosse zu kurzem Ruhen gelangte Feldherrn-Gestalt, das erloschene Auge, das vom Denken und Reiten genäßte Haar über der bedeutenden Stirne, diese ganze merkwürdige, unter ungeheuern Ereignissen zusammengebrochene Individualität — sie macht eine große und eigenthümliche Wirkung. Der Kunstseele ist es keineswegs zweifelhaft, daß man hier ein historisches Bild vor sich habe; sie knüpft nicht den Begriff eines historischen Bildes an die Zahl der Figuren oder an die Darstellung einer besondern Handlung: ihr erscheint ein Bild historisch, wenn es nur den Menschen darstellt, in wie fern er ein Individuum war, welches auf die Menschheit irgend bewegend gewirkt hat und welches im Bilde nicht schlechthin als dieser besondere Mensch, sondern als einbegriffen in den Kreis der Menschheit, als in Wechselwirkung mit derselben erscheint, gleichviel ob leidend oder handelnd. — Ein treffliches „Ecce homo“ hat man ja auch überhaupt für ein historisches Bild immer erklärt!

Bedenke ich nun solche Verschiedenheit der Ansichten und Wirkungen, so bringt mich dies zunächst zum Nachsinnen über die Bedeutung Napoleons für die Menschheit; denn von dem dunklen Gefühl seines blutigen Eindrucks, den er der Welt hinterlassen, geht doch namentlich die Empfindung aus, welche mit wahrhaft historischer Tiefe so Viele vor dem Bilde festhält und innerlich bewegt. Wäre Napoleon ein großer freudiger Held gewesen nach Art Alexander des Großen, dem in heroischem Jugendmuth Europa zu eng wurde, daß er Asien erfaßte und bis nach Indien es siegend durchzog, dann wäre eine Darstellung des Mannes in seiner Zerstörung, in seinem Druck und innern Schmerz etwas durchaus Verfehltes, sie wäre jedenfalls wirkungslos, ja geradezu abstoßend. Anders aber ist diese Geisteseigenthümlichkeit!

Napoleon war ein innerlich unschöner, aber energisch mächtiger Charakter. Eine gewisse Rohheit der Seele geht

mit dem ſcharfen Erkennen und der großen Willensmacht, mit dem gewaltigen Feldherrntalent und manchen an ſich großen Intentionen des Regenten durchaus Hand in Hand; er zog wie eine große Epidemie über Europa, und jene unſichtbare Macht, welche die Schickſale der Menſchheit leitet, brauchte ihn gleich einer ſolchen Epidemie, um durch Millionen von Leichen den Boden zu düngen und aufzulockern für eine neue Generation, ja für eine nach ganz andern Regionen gewendete Menſchheit. Man darf es vielleicht kurz ausſprechen: ſeine Bedeutung war eigentlich eine negative, und ſo trug er auch das Princip ſeiner eigenen Vernichtung, gleich dem Keim einer innern Fäulniß, mit ſich herum, bis er ihm erlag. Wer dies recht erkannt hat, Dem muß auch deutlich ſein, warum ein eigenthümlich tragiſcher Charakter, ein tiefinnerliches Pathos in Allem weht, was auf ihn ſich bezieht, und warum der Künſtler, der ihn recht in ſeiner Weſenheit darſtellen wollte, niemals ihn in Siegesfreude und Herrlichkeit darbilden darf, ſondern ſtets Momente wählen wird, welche gerade dies tragiſche Princip am beſten vergegenwärtigen können. [1]

Auf ſolche Weiſe nun iſt Delaroche verfahren. Die kurze Raſt des Ueberwundenen in Fontainebleau, dieſes Kaiſers, von dem ſein Reich und ſeine Krone abfällt wie hier der beſtaubte Hut aus der ermatteten Hand, er bringt wirklich das innere Todesprincip, welches ihm eigen war, zur Anſchauung, und in einer und derſelben Darſtellung

[1] Ein Freund ſchrieb mir nach Leſung dieſes Aufſatzes: „Die Siegesfreude ſcheine ihm allerdings auch nicht mehr dem Kaiſer, wohl aber noch dem General zuzukommen; dieſer ſei gleichſam noch der Menſch vor ſeinem Falle.“ Ich aber erwiederte ihm: „Ich gehe nicht darauf ein, dem General Bonaparte ein anderes Colorit zuzubilligen als dem Kaiſer! Der finſtere Corſikaner zeigte ſich ſchon auf der Militärſchule, und bei aller Größe in Thatkraft iſt mir nie ein Licht-Seelen-Zug von ihm bekannt worden. Wo eine gewiſſe Seelen-Rohheit von Haus aus gegeben iſt, da hält dieſe Farbe für immer feſt.“

erfaſſen wir die Schärfe einer ſolchen Individualität und den Wendepunkt zwiſchen zwei großen Perioden der Weltgeſchichte. Iſt ſonach ſchon dieſer Geiſt des Künſtlers ein durchaus glücklicher, ſo wird er es noch mehr durch die außerordentliche Concentration des Gegenſtandes. Wie in Rede und Schrift alle Mal zwiefach gut geſagt iſt, was mit wenig Worten geſagt wird, ſo iſt auch in jeglicher Kunſt, und namentlich in allem Tragiſchen, Kürze und Präciſion ſtets von entſchiedenſter Wirkung. Wie hat es immer auf eigene Weiſe das Gemüth angeſprochen, wenn Friedrich in ſeinen Landſchaftstragödien in weiter wüſter Ebene durch ein Paar Granitblöcke, dürftiges Geſtripp und aufgehenden Mond, oder durch ein einſames Meeresufer mit darüber ziehenden Wolken, den ganzen Ernſt des Lebens im Bilde zur Erſcheinung brachte! Und was Armuth und Trockenheit genannt werden mußte da, wo es die Aufgabe der Kunſt iſt, die Fülle und den Reiz des Daſeins zu ſchildern, es wird ſchön und angemeſſen da, wo das Pathos in ſeiner ſeelenerhebenden Macht zur Wirkung kommen ſoll. Nun gerade ſo iſt Delaroche bei dieſem Bilde verfahren. Er, der Kaiſer, der Geſtürzte, er iſt es allein, der hier nach ſeinem tiefinnerlichſten Weſen zur Erſcheinung gebracht wird. Man fühlt, er konnte in ſolcher Stimmung nur allein ſein, Keiner durfte jetzt in das einſame Zimmer ſtörend eintreten, er mußte dies ungeheure Ereigniß mit ſich durcharbeiten, und ſeine ſtarke Seele hat es durchgearbeitet; Niemand wird daran zweifeln, der es weiß, daß er den Selbſtmord verſchmähte und daß er noch auf St. Helena ſo betrachtend über ſein Leben ſich verbreiten konnte, wie aus den Berichten von Montholon hervorgeht.

Nun ſchaut mit geiſtigem Auge der Betrachtende hinein in jenes ſtille Zimmer, er erkennt den Geſtürzten an dem verloſchenen Auge, aber er erkennt zugleich die Macht dieſes Geiſtes an der bedeutenden Stirne, er ſieht nur ihn,

nur die allernächsten Umgebungen, den abgelegten Degen, die hingeworfenen Portefeuille's der Depeschen, den verschobenen Sessel und den gefallenen Hut; aber dies Alles, die Gestalt selbst, der merkwürdige Kopf, die kleine Hand, die einfache bestaubte Kleidung, es ist nicht gemalt, es ist da! Und so wirkt denn das Ganze nach Art einer Vision, einer Vision, vor welcher sich ein Blatt der Geschichte und ein gewichtiges aufschlägt.

Erinnert man sich dann, es sei doch ein Bild, so bringt wenigstens eine Ueberzeugung mit ganzer Festigkeit sich auf, und diese heißt: es ist ein historisches Bild! — Ja ich möchte hinzusetzen, es ist das erste mir bekannt gewordene, wahrhaft historische Zeitbild.

II.

Erinnerungen an Florenz.

Aus dem Jahr 1841.

Im Anfang des Jahres 1841 hatte ich dem Rufe Sr. Kais. Hoheit des Großherzogs Leopold im Auftrage Sr. Majestät unsers allergnädigsten Königs zu folgen, um in Florenz bei Ihrer Kais. Hoheit der Prinzessin Caroline, ältesten Tochter des Großherzogs, meinen ärztlichen Rath abzugeben. Ich hatte früher das Glück gehabt, der jüngern Schwester, Prinzessin Auguste, wesentliche Dienste als Arzt zu leisten, und daher war jener hohen Familie die Hoffnung entstanden, es werde gerade mir möglich sein, auch dieser ihrer ältern Schwester in ihren Leiden Hilfe bringen zu können. Dies die Veranlassung dieser Reise und eines sechswöchentlichen Aufenthalts in Florenz. Leider fand sich das Uebel zu weit vorgeschritten, als daß die Erhaltung einer so trefflichen Prinzessin möglich gewesen wäre. Nachdem es mir vielleicht gelungen war, hie und da einige Erleichterung zu bringen, mußte ich zu meinen heimathlichen Berufsarbeiten zurückkehren. Sechs Monate später erlag die hohe Kranke ihrem unheilbaren Leiden.

Mit Hinweglassung alles Dessen, was allein auf den ärztlichen Zweck dieser Sendung Bezug hatte, theile ich hier, nach mehr als sechs Jahren, das Tagebuch der Reise und des dortigen Aufenthaltes mit, in der Hoffnung, daß manchen Aufzeichnungen und Bemerkungen desselben eine wohlwollende Aufnahme zu Theil werden könne.

Prag, den 26. Februar 1841, Abends.

Schon einige Mal habe ich die Rollendorfer Höhe passirt, aber in so seltsamer Weise wie diesmal noch nie. Meine Uhr repetirte in voriger Nacht gerade halb Eins, als die eigene Empfindung im Ohr, über welche ich einst den versammelten Naturforschern in Jena einen Vortrag hielt und welche dem Aufgehen eines Bläschens vergleichbar ist, mir anzeigte, daß ich nun die größere Höhe des Berges erreicht habe.

Der Schnee lag tief, die Räder des hin und her schwankenden Wagens knarrten vor Kälte in widerwärtigster Musik, der Wind pfiff und die Wagenlaternen flackerten unruhig. Nun erst fühlte ich mich recht einsam. Ich war plötzlich den Meinigen, dem Umgange der Freunde und der Behandlung meiner heimischen Kranken entrissen, um ärztliche Wirksamkeit in fernem Lande fortzusetzen. Die Aufgabe war eben so ehrenvoll als schwierig.

Es war schon weit über Teplitz, als ich aus dem spätgekommenen, unruhigen und kurzen Schlummer durch Morgenhelle geweckt wurde. Schöne Wintereffekte, prächtiges Cirrusgewölk in röthlichen und gelblichen Farben, die wunderbaren vulkanischen Hügel auf der Straße nach Schlan, in ihrer Schneedecke, die kleinen dürren Eichenwälder mit ihrem röthlichen hie und da beschneiten Laube, Alles schön, aber kalt.

Weiterhin beschäftigte mich das altböhmische Städtchen Laun. Hier wären manche malerische Studien zu machen.

Da der Dom mit ſeinen ſonderbaren Spitzen (ſelbſt das Kirchendach bricht ſich in drei Thurmdächer, deren jedes in eine langgeſtreckte Spitze ausläuft), davor die alten Häuſer, Mauern mit Zinnen und verfallende Feſtungsthürme, eine lange Bogenbrücke ſich an ſie anſchließend, o! man glaubt nicht, was ſo Etwas im klaren Morgenlichte mit einigem Schnee verziert ſchön ausſehen kann. Auch das alte gothiſche Stadtthor ein ganzes Bild!

Als ich dann an der Poſt hielt und um mein Frühſtück zu nehmen mich in das Gaſthaus einführen laſſe, trete ich in einen großen alten Saal mit gewölbter Decke im Spitzbogenſtyl verziert, mit wunderlich in Stein und Stuck ausgeführten ſchlangenartigen Leiſten, zwiſchen welchen kleine nackte Kindergeſtalten und dergl. hervortreten. Dabei drei große alterthümliche Bogenfenſter, deren das mittlere eine Thüre geweſen zu ſein ſchien, das andere war voller großer, hier überwinterter Geranienſtöcke geſetzt, zwiſchen deren Blättern ſich die Strahlen der Morgenſonne hindurchdrängten. Es ſah Alles ſo originell aus — es wäre recht ein Lokal geweſen zum genaueſten Abſchildern für irgend eine moderne Novelle. Ich lies mich mit dem alten Wirth in's Geſpräch ein und er erzählte: „Laun ſei ſonſt der Stammſitz der Werſchowitſche geweſen, einer großen böhmiſchen Familie, welche mehrmals Anſprüche auf die Königskrone gemacht habe. Dies Haus ſei das Stammhaus und dieſer Saal die Eintrittshalle geweſen. In einem frühern allgemeinen Brande des Städtchens wurde auch dies Haus größtentheils mit vernichtet; nur dieſe Halle und wenige der obern Räume ſeien ſtehen geblieben und beim Neubau wieder benutzt worden. Vor einiger Zeit war ein fremder Offizier hier eingekehrt, hatte Alles im Hauſe ſorgfältig betrachtet und eine genaue Kenntniß ſeiner Merkwürdigkeiten verrathen. Dem verwunderten Wirth hatte der Fremde endlich auf ſeine Fragen geantwortet: er ſei der Letzte des Stammes der Werſchowitſche.

Auf dieſes ganz unterhaltende Intermezzo folgte nun der altbekannte gleichgültige Weg, den mir jedoch der herrliche Herodot verkürzte. Gewiß, ich ſegne den Einfall, gerade dieſen zu meinem Reiſegefährten erkoren zu haben. Sind es doch keineswegs die alten merkwürdigen Geſchichten allein, die uns hier feſthalten: es iſt vielmehr die große Menſchheit-Geſinnung, die Klarheit, Einfachheit und Tiefe des alten Griechen, welche uns die Seele im Innerſten bewegt und kräftigt. — Blickte ich aus dem Wagen, ſo war Alles nur eine Schneedecke. Auf den Höfen vor Prag ein wirklich ſibiriſcher Winter. Endlich Prag ſelbſt! Es iſt doch jedes Mal und auch im Winter ſchön, vom Hradſchin ſo auf Prag herabzuſehen. Wenn man von irgend einer deutſchen Stadt ſagen kann, ſie habe eine beſtimmte Phyſiognomie, ſo iſt es Prag. Den neuen Städten geht es wie ſo viel neuern Menſchen — Fabrikarbeit, Alles über einen Leiſten und folglich auch keine Phyſiognomie. Wie ſchön nahm ſich auch die Brücke mit ihren Brückenthürmen über der beſchneiten gefrornen Moldau aus. Ich ſah im Vorbeifahren, daß man emſig an Wiederherſtellung des alten Rathhauſes arbeitet. — Auch hier Alterthumsvereine. Dieſe Beſtrebungen der Gegenwart, die Reſte einer alten poetiſchen Vergangenheit zu erhalten und herzuſtellen, haben etwas Rührendes. Sie gemahnen mich zuweilen, wie bei dem ruheloſen in den Sorgen des Tages umgetriebenen Geſchäftsmann der verſtohlene Blick auf vergilbte Papiere und verblichene Blumen und Bandſtreifchen, an welche die Erinnerung einer poetiſchen Jugend ſich knüpft.

So gern hätte ich noch den Dom auf dem Hradſchin wieder geſehen, aber keine Möglichkeit. Dafür werde ich heute Abend die mir ſo lange befreundete gräflich Thun'ſche Familie ſehen, und vorher noch die neuern naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten von Corda.

Wien, den 1. März, früh.

Als ich neulich Abends in Prag so in der bequemen Bazarde des Grafen Thun und zu dessen Hause durch die erleuchteten Straßen rollte, an vielen andern rollenden Wagen vorbei — es war mir, als sei ich nun schon lange dort und mache gelegentlich einen Abendbesuch. So schnell bestimmt oft ein Aeußeres das Gefühl der Gegenwart im Menschen. Diesmal fuhr ich also zuerst zu Corda, welcher mir manche schöne Zeichnungen und Naturalien vorlegte. Prächtig waren die Zeichnungen von der Rinde des Bernsteinbaumes. Lauter zierlich ausgezackte mit einem Kern versehene Oblongen von rother Färbung und wie Kammräder ineinandergreifend. Unter den Versteinerungen war ein Stück von einem kleinen bambusartigen Stamme, mit noch sehr schön erhaltener, erst durch starke Lupen erkennbarer wunderbarer Zellenstruktur sehr merkwürdig; desgleichen ein trefflich erhaltenes Batrachierskelet, in Calcedon von Bilin eingeschlossen. Ich hoffe, da jetzt ein neues naturhistorisches und Kunst-Museum als Monument für Kaiser Franz gebaut werden soll (250000 fl. C.-M. sind, wie ich höre, bereits dazu bestimmt), daß auch für den thätigen Corda eine bessere Stellung sich ergeben wird.

Dann ging ich zum Grafen Thun, wo ich mit gewohnter Freundschaft empfangen wurde. Welch mächtiges Haus! die Hausflur mit ihren Pfeilern einer Kirche vergleichbar, dann die Treppe mit Statuen im Renaissance-Styl, dann die Vorsäle und Gemächer, ganz dem reichen Besitz eines böhmischen Magnaten entsprechend, und darin waltend der einfach herzliche Sinn dieser trefflichen Menschen! — Selbst die Frühstunde in Prag vor meiner Abreise war interessant: ich zeichnete aus meinem Fenster zum schwarzen

Roß ein Paar hübsche gegenüberliegende gothische Thürme. — Die Fahrt von dort hieher nach Wien war nicht eben angenehm: Kälte, Schnee (einige Mal gegen drei Ellen hoch beiderseits am Wege aufgeschaufelt) und am Ende nirgends besonders interessante Gegenden. Schön war nur der vorgestrige Abend auf dem Waldgebirge bei Tabor. Die Abendsonne arbeitete sich durch; weite Schneefernen der Berge mit ihren Waldungen leuchteten in prächtigen Farben, und den Wald, durch welchen ich fuhr, sah ich mit Schnee und Eis dicker bedeckt, als ich es sonst irgend jemals gesehen. An den Birken hingen die zarten Zweige so dick mit Eis umkleidet herab, wie man wohl die Nadeln der Dornbündel an Salz-Gradierhäusern von Salzniederschlägen bedeckt sieht. Eine prächtige Wirkung machte es, wenn eben so mit Eis und Schnee dick bedeckte Kiefern gegen den hellen gelblich duftigen Abendhimmel sich stellten, so daß der Schnee in dunkel schmaltegrauer Färbung erschien. Dieser Effekt ist noch nie gemalt worden.

Bei Waidhofen, wo man in's Oesterreichische eintritt, sah ich die Leute in der gestrigen Sonntagsfrühe zur Kirche ziehen. Ein hübscher gesunder Menschenschlag, Frauen und Mädchen feine Gesichter, die unter ihren hohen Pelzmützen gar frisch und hübsch sich ausnahmen. Auf den Ebenen zwei Stationen vor Wien lag noch der Schnee in immensen Massen. Kommt plötzliches Thauwetter, so möchte meine Reise durch Anschwellen der Flüsse leicht sehr gehindert werden. Bis jetzt steht die Donau noch fest zugefroren. So rollte ich denn gestern spät gegen 9 Uhr Abends in dieses Wien ein, welches ich bestimmt scheine immer nur im Fluge zu sehen.

Das bequem Elegante des ganzen hiesigen Lebens spricht sich selbst in später Abendstunde aus. Die sanft hinrollenden, alle Straßen durchkreuzenden Batarden, das Nette der Häuser und der Straßen selbst, die helle Erleuchtung, und endlich hier in meinem Gasthofe zum wilden

Mann eine so comfortable einladende Einrichtung! Ich fühle mich in diesen Zimmern ganz heimisch und träumte auf dem bequemsten Lager nach beschwerlicher Winterreise von den angenehmsten Erscheinungen. Ueberall ladet dieses Wien zu anmuthigem Lebensgenuß ein — und ich — wie ein Sturmwind vorüber!

Wien, denselben Tag, Abends.

Ein reicher Tag. — A Jove principium! — Zuerst zum Stephans-Münster! Diese ehrwürdig braunen zierlichen Gewölbe mit den reichen Verzierungen — und wie das Volk so durchzog, beiläufig dem Herrn seine Andacht zu beweisen, bevor es an seine täglichen Geschäfte geht — es rührte mich innerlich! Wie eigenthümlich leuchtete das Morgenlicht durch die alten bunten Fenster des Chors! Wie schön die alte steinerne Kanzel mit ihrer reichverzierten Treppe, unter welcher das Brustbild des alten Baumeisters Pilgram, mit seinem Zollstab in der Hand, herauslugt! Wie schön und edel die Verhältnisse aller dieser Pfeiler und Bogen! Eine große Uebereinstimmung mit dem Style des Meißner Doms wurde mir heute recht sichtbar.

Als ich wieder fortgehen wollte, sah ich noch eine Seitenkapelle mit dem Muttergottesbilde, reich mit frischen und künstlichen Blumen geschmückt und von andächtigem Volke umdrängt. Als ich den Bedienten vom Platz fragte, was das bedeute? sagte er: „das ist halt die Muttergottes für die Dienstleute," die haben's so geschmückt." Wunderbar einfach beschränkte und doch gewissermaßen gemüthliche Sinnesweise des Volks! Für die Dienstleute eine besondere Muttergottes zu erfinden! — es war mir ein bedeutsamer Zug hiesigen Volklebens.

Von Außen entbehrt jetzt das Münster seiner schönsten Zier — der hohen Thurmspitze des weit und breit bekannten St. Stephan — sie ist abgetragen und der Thurm mit vielfachen Gerüsten umgeben. Sonst ist doch auch von Außen der Baustyl reich und prächtig! und diese schöne braune Patina des Ganzen — diese Aerugo nobilis! — es stand gegen den Schnee auf Dächern und Straßen zwiefach schön!

Ich hatte mir vorgenommen, in aller Frühe, ehe die Museen und Andres meine Zeit in Anspruch nähmen, die Fürstlich Lichtenstein'sche Gallerie zu sehen, welche ich, als ich vor dreizehn Jahren in Wien war, nicht besuchen konnte. So durchwanderte ich denn bei dem schönen aber scharfkalten Morgen die Straßen nach dem Schottenthore hin. Wie viel auch hier neu gebaut wird, war überall zu bemerken. Ein modern französischer Bazar mit glasbedeckten Gallerien, leichten Spiraltreppen und elegantesten Gewölben präsentirte sich im Vorbeigehen! Immer Paris das große Muster, dem die andern Städte nach müssen, wie die Kinder dem Hameln'schen Rattenfänger!

Das Lichtenstein'sche Palais liegt in der Alster Vorstadt, und als ich zum Schottenthor hinaus dorthin ging, sah ich schon überall Haufen von Bretern aufgeschichtet, in Erwartung der Ueberschwemmung, welche die Donau im Frühjahr oftmals über diesen Theil von Wien verbreitet. Bis in's erste Stock werden die tiefer liegenden Häuser hier oft unter Wasser gesetzt und leicht möchte auch dieses Jahr Manches der Art zu befürchten stehen.

Was jenen Palast betrifft, so liegt er höher, ist mit einem großen, elegant eingerichteten Garten umgeben und die Avenue durch die Gitterthore in die offenen untern Hallen ist in alle Wege glänzend. Gemalte Plafonds, reichverzierte Pfeiler und Bogenstellungen und prächtige Treppen mit Marmorgewänden! Es nimmt sich im Ganzen, trotz des unreinen Styls, immer gut aus. Der Fürst wohnt nicht hier, sondern in einem seiner andern Paläste in der Stadt. Gewiß, in Oesterreich hat doch die Aristokratie noch eine positive Grundlage; der größte Grundbesitz knüpft sich an den Adel, und eine vorsichtig erhaltene Beschränktheit des Volks macht — mindestens in der allernächsten Zeit — eine Entwicklung folgerechter Demokratie so gut als unmöglich.

Die Gallerie erfüllt den ersten und zweiten Stock des

Palastes und hat vor 132 Jahren mit dem Ankaufe von sechs mächtigen Bildern von Rubens begonnen. Ein Fürst Lichtenstein, damals Gesandter in Paris, acquirirte diese dort für die Summe von 80000 fl. Noch bis in die neueste Zeit wird die Sammlung immer durch Ankäufe vermehrt.

Was mich betraf, so habe ich bei der heftigen Kälte, die noch alle Zimmer und Säle erfüllte, und gedrängt von der Zeit, diese weiten Räume allerdings nur flüchtig durchgehen können, allein wer viele Gallerien mit Kenntniß der Sachen gesehen, bekommt nach und nach einen Ueberblick, welcher ihn aus den Massen gleichgültiger, sich in allen Gallerien wiederholender Bilder (ich möchte sie nur Bilder — nämlich Scheinbilder — von echten Bildern — nämlich Seelenbildern — nennen) bald das wahrhaft Ausgezeichnete herausfinden läßt. Man findet hier nicht weniger als 1448 Gemälde, aber des wirklich Vortrefflichen ist doch nur eine geringe Anzahl vorhanden. Da hängen gleich in den ersten Sälen an 42 große Bilder von Franceschini — sogenannte große historische Compositionen — ja, ich konnte sie nur wie sorgfältig gearbeitete Tapeten betrachten. Wir wollen das vergessen! Was hilft alle akademische Fertigkeit — meist gute Zeichnung, geschickter Pinsel, reiches Colorit — es fehlt die Seele! — und die Maler sollten bedenken, was die Türken sagen: „es sei gefährlich, ein Menschenbild machen zu wollen, denn es fordere eine Seele von dem Künstler!"

Ein Bild trägt den Namen „Raphael" — und wohl mit Recht! — Es ist ein Bild des Herzogs von Urbino — einfach edel, sprechend und schön! — Bilder von Guido und auch ein sogenannter Correggio sind hier, die mich nicht befriedigten. Ein Perin del Vaga enthält ein zierlich lebendiges Köpfchen einer heiligen Catharina. Dagegen ist ein schönes Bild von Giorgione vorhanden. Das Kniestück einer interessanten Frau mit üppigen Formen

und einem eigenen ſcharfen Blick. Sie iſt in ein grünes orangegeſtreiftes Sammtgewand gekleidet und wunderlich coiffirt; in der Hand hält ſie die Zeichnung einer nackten Lucretia. — Von Caravaggio ſieht man einmal, ſtatt ſeiner immer wiederholten Kartenſpieler, eine ganz hübſche Lautenſpielerin; von Francia eines ſeiner ſtereotypen Madonnenbilder u. ſ. w.

Einer beſondern Betrachtung ſind die ſechs großen Bilder von Rubens werth. Sie geben die Geſchichte des Decius Mus, und es herrſcht trotz mancher Verzeichnung, vielem Uebertriebenen und einigem Widerwärtigen doch ein großer, lebendiger, wahrhaft ſchaffender Geiſt in dieſen Werken! — Da das mittlere große Schlachtſtück — zwei Pferde ſprengen an einander vorbei, der Reiter des einen wird erſtochen, der des andern haut den Tödtenden über den Kopf; man ſieht ſein Pferd, eine braune Schecke, von hinten wild in das Getümmel hineinſetzen. Alles Muth, überquellende Kraft! Man muß hier ſagen: „ich mag es gerne, wenn der Becher überſchäumt!“ Auch auf einem andern Bilde die Geſtalt des den verhüllten Feldherrn ſegnenden Alten iſt äußerſt tüchtig.

Weiter ſind ſchöne Sachen da von Van Dyk und Van der Helſt. Von Erſterm ſieht man des Friedländers Bildniß, im Alter von 32 Jahren. Das ſcharfe Auge, das Rothbraun an Haar und Bart, die ſtraffe ſchwarze ſpaniſche Kleidung, die feſte Haltung und die Hand am Degen — es giebt auf dem dunklen Grund ein imponirendes, etwas dämoniſches Bild! Ein Gegenſtück macht das Bildniß einer Fürſtin Turn und Taxis, einer gebornen Prinzeſſin von Eſte, auch von Van Dyk prächtig gemalt. Ein liebliches, etwas intrikantes Geſicht von dunklem ſtarkem Haar umwallt! ſie kann die Italiänerin nicht verläugnen! Bald werde ich wohl manche ähnliche lebende Köpfe erblicken. — Ausnehmend tüchtig iſt das lebengroße Porträt eines Spaniers von Van der Helſt. Wie der

Mann mit breitem runden Hut, ſtattlicher weißer Halskrauſe und reicher ſchwarzer Kleidung ſo feſt und ſtolz aus dem Bilde heraustritt, die rechte hinausgeſtreckte Hand auf den mit ſammt der Scheide, gleich einem Stocke, am Griffe gefaßten Degen geſtützt — ich habe doch nichts Aehnliches von irgend einem Neuern geſehen! Dieſe ganz geſunde unbewußte Tüchtigkeit und volle Gegenſtändlichkeit dieſer alten Künſtler — ſie giebt ihnen ein Uebergewicht, welchem die neuere Zeit nur eine tiefer erfaßte Idee entgegenzuſetzen im Stande ſein wird! — Eben ſo findet ſich auch ein Bruſtbild von Rembrandt gemalt, ein Mann im Mantel und Federhut (man denkt bei ſeinem Anblicke unwillkürlich an einen veredelten Leporello), ſeitwärts über die Achſel hinausblickend — welcher Schmelz der Farbe, welche Wärme, welche Wahrheit! — Doch ich kann nicht weiter in der Aufzählung des Einzelnen gehen und wirklich das meiſte Andere verlohnt auch nicht der Mühe! — Nur im Landſchaftsfache muß ich noch eines ſchönen Waldesdickicht von Ruysdael gedenken — im Vordergrunde Vieh durch Waſſer gehend. Eine kühle erquickende Luft weht den Beſchauer aus dem Bilde an. — Bedeutend iſt auch eine größere poetiſch gehaltene Landſchaft von Swanefeld — der Engel mit dem jungen Tobias geben dazu die Staffage. — Damit ich jedoch auch Etwas von der völlig verkehrten Richtung erwähne, ſo ſei eines Gewitterſturms von Caſanova gedacht. Das iſt ein Bild, wie etwa Grillparzer's Ahnfrau eine Tragödie iſt — eine große ſchwefelgelbe Abſurdität! Derſelbe Caſanova hat hier auch Peter den Großen zu Pferde gemalt — das Duodezhütchen bei der grünen Uniform erinnert faſt an einen andern neuern Kaiſer, aber welcher Unterſchied! — Doch genug; ich ſchließe heute wie Herodot: „dieſes alſo ſei von der Lichtenſtein'ſchen Sammlung geſagt!“

Mürzhofen, den 2. März, Abends.

So war der Traum von Wien schon wieder ausgeträumt! Ich sitze im noch ganz durchkälteten Zimmer, vor mir ein heißer Ofen, die Füße im Fußsack, und Pelz und Mütze nicht abgelegt, um mich herum liegt das Reisegeräth — es gäbe für unsere, um Stoff nur zu oft verlegene sogenannten Genremaler gleich ein passables Bild! So will ich nun versuchen, noch im Gedächtniß festzuhalten, was der gestrige Tag mir weiter in Wien zugeführt hatte.

Von der Lichtenstein'schen Gallerie ging ich nach der Stadt zurück, zufrieden, mich im Gehen von der Kälte jener Säle wieder etwas erwärmen zu können. Mein erster Gang war über die so hübsche Spaziergänge bietende Terrasse der kaiserlichen Burg zu dem von der Frau Erzherzogin Sophie bewohnten Flügel der Burg. Ich ließ mich bei der Kais. Hoheit melden, da ich ihr einen Brief von Ihrer Majestät unsrer Königin zu überreichen hatte. Wie sehr hat es mich erfreut, dieser edlen, trefflichen Frau mich einmal wieder zu nahen, welche immer huldvoll und gnädig sich mir bewiesen hat!

Nach einer ziemlich langen Audienz wendete ich mich zu einem andern Theile der kaiserlichen Burg, welcher die Naturalien-Gallerie in sich schließt. Ich besuchte zuerst den Direktor derselben, Hofrath v. Schreibers. Hoch in Jahren und in Verwaltungsgeschäften absorbirt, nimmt er an der Wissenschaft selbst nicht mehr thätigen Antheil. Er empfahl mich Herrn Natterer, dessen Bruder gegen 18 Jahre in Brasilien für dieses Cabinet gesammelt hat; und so machten wir dann einen flüchtigen Gang durch alle Säle dieser so großen und reichen Sammlungen.

Es sind hier in Fülle schöne und seltene Sachen, welche ein ausführliches Studium fordern. Die Aufstellung fällt im Ganzen angenehm in's Auge, nur ist die Menge der Gegenstände zu groß, daher verdecken sie oft einander. Vieles steht zu hoch und Manches sogar, wie ein Theil der Amphibien, in fast lichtlosen Räumen. Besonders reich ist die Sammlung der Vögel; den wundersamen und seltnen flügellosen Apteryx aus Neuseeland hatte ich so wohlerhalten noch nirgends gefunden. So groß er ist (er gleicht an Größe dem kleinen Reiher), so macht er doch durch die struppighaarige braune Befiederung und den Mangel wahrer Flügel ganz den Eindruck eines Nestvogels. Merkwürdig war es mir auch, mehrere isländische Falken (bekanntlich die gelehrigsten und besten zur Falkenjagd) mit ihren reichgestickten Jagdkappen über die Augen aufgestellt zu sehen. Es waren die originellen alten Geräthe, wie sie sonst bei den kaiserlichen Jagden benützt worden sind. Uebrigens Condore, Strauße, Casuare in den schönsten Exemplaren, eben so Arguspfauen und Leierschwänze, so wie die wunderbar zarten Gebilde der Colibris. Die südamerikanischen Wälder hatten ihre reichste Farbenpracht hieher geliefert. In den untern Sälen stehen die Säugethiere, ebenfalls zahlreich, schön ausgestopft und in vielen Exemplaren. Eine Giraffe von 16 Fuß Höhe nahm sich neben der jungen, die eine Zeit lang in Wien gelebt hat, ganz riesenhaft aus. Als wir zur Abtheilung der Mollusken und Insekten gelangten, traf ich Herrn Diesing, welcher diese Abtheilung beaufsichtigt. Manche interessante Arbeiten über Enthelminthen, namentlich über Eingeweidwürmer der Insekten, hatten mir ihn bekannt gemacht, und er, sehr zuvorkommend und gleich den übrigen Herren über meinen Besuch sehr erfreut, zeigte mir sogleich einige neue Entdeckungen in diesem auch lange noch nicht ausgebeuteten Felde. — Mit der Aufstellung der Fische hat man sich besondere Mühe gegeben und sie ausgestopft, getrocknet und

wieder nach frischen Exemplaren gemalt zu einer lehrreichen Anschauung für das Publikum bereitet.

Es blieb mir jetzt noch die Abtheilung für Mineralogie übrig, welcher Herr Bartsch vorsteht und welche eben durch ihn eine neue lehrreiche und elegante Aufstellung erhält. Die Säle dieses Cabinets sind besonders schön und hell, werden im Winter durchaus geheizt (was in den andern Abtheilungen noch schwer vermißt wird) und enthalten einen wahren Schatz von Seltenheiten. Von höchster Merkwürdigkeit und einzig in ihrer Art ist die Sammlung von Meteorsteinen und Meteoreisen, welche hier gesehen wird. Hier sieht man das eigentliche Hauptstück jener in Ellbogen in Böhmen gefallenen Eisenmasse, welche so lange vor Chladni unter dem Namen des verwünschten Burggrafen bekannt war. Noch interessanter aber war mir eine mehr als Fuß lange, mit wunderbaren rhomboidischen Eindrücken gleich Afterkrystallen versehene abgeplattete Eisenmasse: sie ist im vorigen Jahrhundert in Ungarn gefallen und die Augenzeugen sind sofort damals zu Protokoll vernommen worden. Es ist die einzige Eisenmasse bisher, deren Fallen genau gesehen worden ist. Auf den polirten Schnittflächen dieser und anderer Eisenmassen findet man die krystallinischen Zeichnungen (gewöhnlich Widmanstädt'sche Figuren genannt) in den mannichfaltigsten Abänderungen dargestellt; dann sind hier Stücke einer merkwürdigen, in Nordamerika gefallenen Meteormasse von durchaus porphyrartiger Struktur — kurz dieser kleine Schrank voll gäbe zu tage- und monatlangen Untersuchungen Anlaß.

Außerdem enthält die Sammlung wahre Prachtstücke schöner Krystallisationen, z. B. ganze Reihen großer Smaragdkrystalle, in den verschiedensten Nüancirungen ihres eigenthümlichen Grüns dem Muttergestein noch eingewachsen, große Bergkrystalle vom reinsten Wasser u. s. w. Endlich ist eine auch für das Publikum sehr lehrreiche Sammlung

geschliffener Edelsteine zierlich aufgestellt, und als Unicum der ganzen Sammlung wird daneben ein über faustgroßes Stück des schönsten edeln Opals gezeigt. Ich schied erfreut und belehrt aus diesen Sälen.

Als ich wieder auf die Terassen der Burg hinaustrat, fand ich in dieser Mittagsstunde die hübsche Winterpromenade von vielen eleganten Wienerinnen belebt, und abermals erschien mir dieses Wien wieder als eine Art von glücklichem Utopien, dem heitersten, bequemsten Lebensgenusse bestimmt. — Ich wollte nun Professor Czermack, den Einzigen, der sich hier lebhafter mit wissenschaftlichen und experimentirenden Studien über Physiologie befaßt, einen Besuch machen. Er hatte mich in meinem Hause früh verfehlt und erwartete mich jetzt zum Mittagsmahle, dem ich mich nicht entziehen durfte. Ein alter Hausfreund, Kapellmeister Gyrowetz — ein Zeitgenosse Mozart's, Haydn's, Beethoven's — war bei ihm, und während wir so mit der Familie ein einfaches Mahl hielten, hörte ich den alten Herrn gern von jenen musikalischen Coryphäen erzählen.

Nach Tisch gab es manche Arbeiten von Czermack durchzusehen, und wir fuhren sodann hinaus in das große Wiener Krankenhaus zum Professor Rokitansky, dem berühmten Arbeiter im Fache pathologischer Anatomie.

Das große pathologische Museum, größtentheils von ihm selbst geschaffen und trefflich benutzt, ist reich an den verschiedensten Zeugnissen menschlicher Gebrechlichkeit und qualvollen Elends. Ich habe dort mehrere Formen gefunden, die mich im höchsten Grade interessirten, deren Aufzählung jedoch nicht hieher gehört. Einen eignen Luxus österreichischer Magnaten will ich indeß nicht unerwähnt lassen, der mir bei dieser Gelegenheit bekannt wurde. Einmal nämlich haben sie nicht nur die Gewohnheit, sich überhaupt gegen ihre Aerzte in sehr großartiger Weise dankbar zu zeigen, sondern ein ander Mal werden selbst Sektionen

und Balsamirungen dem Professor Rokitansky (dem alles Bedeutende dieser Art übertragen wird) auf eine Weise honorirt, welche mindestens in Deutschland nirgends anderswo vorkommt. 500—1000 Gulden C.-M. ist für dergleichen traurige Pflichten dort gar kein ungewöhnliches Honorar.

Gern hätte ich den Abend noch einen Blick in ein Wiener Volkstheater geworfen, um noch einige Züge hiesigen Lebens mehr aufzufassen, allein Professor Czermack hatte mir die Einladung zur Versammlung der Gesellschaft Wiener Aerzte gegeben, die ich um so weniger ablehnen durfte, da ich voriges Jahr erst ein Diplom derselben erhalten hatte.

Wie sehr indeß die meisten dieser Vereine, wenn auch anfangs mit gewisser Frischheit und Bedeutsamkeit in's Leben greifend, allmählig an Trockenheit, Wiederholung und Lauheit zu leiden anfangen, um endlich an Marasmus zu Grunde zu gehen; dies zu bemerken hatte ich auch hier schon manche Gelegenheit. Bei dem Allen freute es mich, meinen alten Freund Malfatti, so wie Geh. Hofrath v. Raimann, Professor Berres und so manchen Andern zu begrüßen, die ich sonst wohl zu sehen hier keine Zeit gehabt haben würde.

Wir beschlossen den Abend mit einem kleinen Souper bei Czermack, und ich mußte mir gefallen lassen, daß man auf die Gesundheit des wahren Carus wiederholt trank, da Czermack behauptete, es sei vor etwa zwei Jahren Jemand in Wien und auch bei ihm gewesen, der sich für mich ausgegeben habe und in dieser Voraussetzung von Mehreren fêtirt worden sei.

Von da begleiteten mich die Freunde noch nach Hause; die Anstalten zur Abreise waren gemacht und heute früh 5 Uhr verließ ich Wien, um bei klarem, aber immer noch sehr kaltem Wetter über die Höhe des Semmering zu gehen und das Murthal herab bis hieher zu fahren. Die

Straßen in den Gebirgen waren verhältnißmäßig weniger tief mit Schnee bedeckt als in den Ebenen, und der Wagen rollte leicht über den festgefrornen Boden. Allerdings waren die Blicke nach den steyerschen Alpen oftmals sehr schön, doch muß es eigentlich in den Thälern grün sein, wenn der Alpenschnee in seiner wahren Pracht leuchten soll. Jetzt wär der Weißheit offenbar zu viel!

Pontieba, den 4. März, Abends.

Nach drei starken Tagreisen komme ich heute Abend spät auf dieser Scheide deutscher und italienischer Zunge an. Erst heute in den Mittagsstunden wurde die Luft milder; gestern von Mürzhofen nach Friebach eine sehr starke Tagreise und immer in heftiger Kälte und tiefem Schnee, doch guter, fahrbarer Straße. Noch heute früh dies Klagenfurth im Frühsonnenschein, Alles mit tiefem Schnee bedeckt, dahinter ein duftiger Winternebel und darüber die riesigen Alpen mit glänzend erleuchteten Schneefeldern! Alles war bedeutsam! Und am Ende bleibt es doch eine merkwürdige Erfahrung, solche Gegenden auch einmal im Winter bereist zu haben. Uebrigens muß man die Straßenpolizei Oesterreichs loben: ich reise nun schon über 80 bis 90 Meilen und finde überall durch Menschenhand den Schnee von den Straßen geräumt. Möchte doch auch alles Andere, was sonst noch den Fortschritt der Menschheit in diesem Lande hemmt, auf gleiche Weise weggeräumt werden!

Als ich heute gegen Villach eine Höhe hinan durch schmelzenden Schnee zu Fuße ging, kamen mir Wandersleute entgegen und erzählten unter einander: „ja aus Italien herauf kämen schon Lohnkutscher des Wegs, die brächten bereits Staub mit!“ Es war mir ein eigener rührender Klang, wie der Staub auf den Wegen, aus jenem glücklichen Klima mit herauf in diese Eisregionen gebracht, den Leuten so beneidenswerth erschien — Staub in diesen Schneefeldern klingt wie eine Sage aus ferner goldener Zeit. Man fühlt das erst recht, wenn man so lange immer durch Frost und Schnee gereist ist, und die Augen von der immerwährenden Blendung schmerzen und sich nach jungem Grün sehnen!

Uebrigens brachte mir dieſe letzte Tour über Villach, wo wir vor 13 Jahren unſer letztes deutſches Nachtquartier hielten, die Erinnerung an jene Reiſe recht lebhaft wieder hervor. Dies Villach hat eine ganz eigene Phyſiognomie — es miſcht ſich ſchon viel Italieniſches ein — der ganze Ort iſt ein Patois! In dem Thale bei Feraun, wo die mächtige Felsmaſſe mit ihrer in ſchwindelnder Höhe gelegenen Ruine ſo hart an den Weg herantritt, ſahen zuerſt blühende Erlenbüſche aus dem Schnee hervor und ein milder Lufthauch wehte in der Abendſonne das erſte Frühlingsgefühl mir zu! O dies eigene Gefühl des Frühlings — es iſt wie ein rechtes Liebesgefühl; es läßt den Menſchen nie innerlich unerſchüttert!

Morgen alſo hoffe ich dieſen immerwährenden Schnee überwunden zu haben! Iſt es doch kein Wunder, daß der Menſch da verkümmert, wo er drei Viertheile des Jahres ſolches ödes Weiß nicht los wird! Bei Klagenfurth ſah es wunderlich aus, wenn aus tiefem Schnee faſt um alle Bauernhäuſer 10—12 und mehr Stangen aufragten, die man dick mit Maisſtroh behangen hatte — ſie gleichen von weitem geſpenſtiſchen dunklen Geſtalten und man hätte ſie wohl den Verdammten bei Dante vergleichen können, die in ſchweren Bleikappen einherſchleichen; hier ſcheinen ſie mir die Geſpenſter der Winterkälte, die den armen Menſchen in unſerm Klima einen guten Theil ſeiner Lebensluſt verſcheuchen. Es mochte gut zu dem Namen Klagenfurth paſſen!

Alſo nun hinab in ein glücklicheres Land. Empfange gut deinen alten Geliebten, Italia!

Conegliano, den 5. März, Abends.

Wie mit einem Zauberschlag ist Schnee und Eis verschwunden, um mich her weht eine wärmere, weichere Luft und eine eigenthümliche Ruhe und Heiterkeit erfüllt mich!

Schon der Morgen war bedeutend. Anfangs noch die hohen, schroffen, schneebedeckten Felswände bei Pontieba und ein ernstbewölkter Himmel! Je weiter ich aber auf der prächtigen neuen Straße im offenen Wagen hinabrollte, desto großartiger erhoben sich die Formen, desto mehr wich der Schnee zurück und desto mehr brachen sich die lichtgrauen Wolken. Nun das scharfe Abschneiden der ganzen Landesart — die, wenn auch armen und grauen, doch immer in edlen Verhältnissen geformten Häuser, und die andern schärfern, geistigern Physiognomien der Menschen! Weiter hinab rankte ein großer Epheu mit üppigem Laube über die Felsen, Maulbeerpflanzungen und große Weinstöcke (beide freilich noch blattlos) umgaben die zwischen die Felsen gebauten Häuser, das grüne klare Wasser der Fella wand sich in immer breiterm Bett von Grus und Kies tiefer und tiefer hinab, und als nun glänzend die Sonne durchbrach, als die schöne rothblühende Haide (Erica carnea) die Abhänge bedeckte, da athmete ich tiefer die Luft Italiens ein und ein helleres Frühlingsgefühl erwachte.

Schon das ärmliche Resciutta, wo die erste italienische Post ist und von wo an die Postillions zu Pferde sitzen anstatt auf dem Kutschbock, erschien mir ganz poetisch — aber nun Venzano mit den herrlichen Gebirgsformen, den nun schon mehr zurückweichenden Alpen, mit den malerischen Häusern, der kleinen, aber im edlen altbyzantinischen Styl erbauten Kirche, und den in seinen Gärten aufragenden Lorbeerbäumen! Es war jetzt schon reizend, und wie

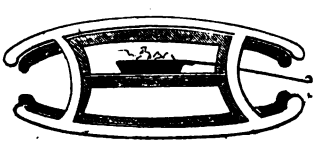
schön muß es nicht erst erscheinen, wenn man sich tiefer in diese Umgebungen versenkt und der Frühling noch reichern Schmuck über die Gegend ausgießt. Schade, daß man Cemona, welches wenig weiterhin höchst malerisch an den Bergen liegt, nicht mehr berührt! Eine neue, bessere, aber prosaisch gerade Straße führt mich daran in der Ebene vorbei.

Mittags war ich schon in Udine. Während man mir eine kleine Collation bereitete, sah ich mich etwas auf dem Markte um. Schon eine große, offene Halle — sie bedeutete mir Orgagna's Halle von Florenz vor — ein großer Brunnen, Freitreppen, Häuser und Kirchen, schon so ganz der eigenthümlich italienische Baustyl, dabei das in braunen Mänteln und spitzen Filzhüten in der Sonne herumlehnende Volk — so ganz meine alten Italiener! Es war mir wie ein Traum!

Ja, es ist merkwürdig, wie mit einem Male ein so ganz anderer und ein schönerer Menschenschlag hervortritt. In einem kleinen Orte hinter Udine wand ein Mädchen mit ein paar alten Frauen Wasser aus dem Brunnen herauf — der Postillion sprang ab und löschte seinen Durst aus dem aufgewundenen Eimer. Das Mädchen war so schön, daß ich ihm den Trunk hätte beneiden können. Dann begegnete uns wieder ein Heuwagen, von ein paar mächtigen grauen Stieren gezogen, vorn über der Deichsel lehnte, gerade aufrecht gestellt, nachlässig am Heu ein 15—16jähriger Junge in seiner braunen Manchesterjacke, mit bloßer Brust und hohem Filzhut, die Peitsche nachlässig in der rechten Hand haltend — wahrhaftig, es war ein Modell zu einem jugendlichen Hermes oder Bachus!

Immer weiter geht es nun auf den guten, schnurgeraden Chausseen, über die lange lange Brücke des noch fast wasserlosen Tagliamento, immer die Kette der friaulischen Alpen zur Seite! Ich komme nach Pordenone, wo wir vor 13 Jahren unsre Kunstbeschauungen anfingen, und

bei hellſtem, warmen Mondabend, den ſtrahlenden Abendſtern vor mir, im offenen Wagen und nur in den Mantel gehüllt (der Pelz war ſchon heute früh eingepackt worden), langte ich hier an, wo ein bequemes Quartier und gute Bewirthung mich empfängt. Zum erſten Mal wieder eine ganz italieniſche Einrichtung — das hohe und breite Bett, der große Kamin, die Eſtrich-Fußböden, die großen Fenſterflügel, und draußen milde Luft und heller Mondſchein über der kleinen Stadt, durch deren Straßen nur noch einzelne Spaziergänger ziehen, von denen hie und da ein ſonorer Geſang herauftönt. Der Wirth fragte: „**domanda fuoco?**“ und mehr um die luſtige Flamme zu ſehen als wegen empfundener Kälte, ließ ich ein leichtes Feuer anzünden. Auch das geſchieht ſo gewiß patriarchaliſch. Der Cameriere warf 5—6 lange, dünne und dürre Kieferäſte nebſt einigem trockenem Geſtrüpp auf die kleinen Eiſenböcke des Kamins, griff dann in das mächtige, unten mit Maisſtroh gefüllte Bett und holte eine Hand voll trockener Maisblätter hervor. Kaum loderten dieſe, ſo flammten auch die Kieferäſte und weit um den Kamin herum verbreitete ſich eine behagliche Erwärmung. — So hat man hier auch eine ganz naive Manier, das gewaltige Bett zu durchwärmen. Beantwortet der Reiſende die Frage: „**vuol fuoco nel letto?**“ mit „**si!**“ ſo bringt die Magd eine Art von kleinem hölzernen, nach oben bedeckten Schlitten, ſetzt ein kleines Becken mit Aſche umgebenen glühenden Kohlen da mitten hinein, und ſchiebt nun die ganze Maſchine unter die weite und breite geſteppte Decke (denn von Federbetten iſt nicht mehr die Rede). Die Form des Ganzen iſt etwa ſo:



Alle dieſe kleinen Einrichtungen haben ſo durchaus den Charakter der Einfachheit und Zweckmäßigkeit, und wie ihre Speiſen ſchmackhaft, nährend und doch in genügender Auswahl gegeben werden, ohne daß man eben beſondern Luxus damit treibt, ſo herrſcht auch in der Art, wie ſo viel andere Lebensbedürfniſſe hier erfüllt werden, Etwas, das gerade, weil es fern von aller Oſtentation iſt, den wahren Comfort gewährt. Es liegt hierin wirklich eine große praktiſche Weisheit, denn hat der Menſch nicht, was ſein Bedürfniß angenehm befriedigt, ſo darbt er, und umgiebt er dieſe Befriedigung wieder mit zu viel Putz und Staat, ſo macht er ſich dadurch, daß er immer bedenken muß, wie er auch allen dieſen Flitter gehörig erhalte, oft weit mehr Noth, als wenn er wahrhaft darben müßte. Ich kann nicht ſagen, wie wohnlich und behaglich es mir ſo heute Abend in dieſem Zimmer war. Könnte man in ſolchem Lande einmal nach freier Wahl mit wenig auserleſenen Freunden exiſtiren — das ſchönſte poetiſche, echt menſchliche Leben müßte ſich ergeben!

Ich bin durch den heutigen Tag ſchon in gewiſſem Maße für die vorhergegangenen Schnee- und Kältetage entſchädigt!

Venezia, den 6. März, Abends.

Noch einmal alſo in dieſer Wunderſtadt!

Bei klarem Morgen rollte ich heute auf den wohlbekannten geraden Wegen zwiſchen den verfallenden alten Landhäuſern, den Zeugen ehemaliger venetianiſcher Pracht, durch Treviſo nach Meſtre. Die Sonne ſtieg hinter Conegliano über dichtem Cirroſtratusgewölk mit weit höherm Farbenglanze herauf, als wir bei uns an ihr um dieſe Zeit gewohnt ſind. Die Morgenluft war kühl, aber ruhig. In Meſtre nahm ich ein Poſtſchiff mit vier Ruderern, und ſo bei angenehmer Wärme hinaus den langen Kanal und in die weiten Lagunen hinein!

Die Waſſerfläche lag in herrlicher Bläue um mich her, vom Himmel leuchtete ein klares Sonnenlicht, und wieder wie vor 13 Jahren tauchten die Thürme und allmählig die Stadt aus den Fluthen herauf; und doch ſchwebte, ich weiß nicht warum, eine trübe Stimmung über mir, und der Gedanke, daß ich eine ſo ganz zerfallende Größe zu ſehen kam, wollte mir nicht aus dem Sinne! — Trotz des zarten Duftes über der ſpiegelnden Fläche kam es mir immer vor, ich ſähe dort eine mächtige Leiche ausgeſtreckt, halb ſchon in die deckenden Fluthen verſenkt.

Dazu nun dieſe Einfahrt in den erſten Kanal zwiſchen alten, verfallenen, oft fenſterloſen Häuſern, mit zerriſſener Wäſche behangen! Gleich auf dem nächſten Erdvorſprunge ſaß in der Sonne eine Frau, neben ihr ein kleines Mädchen und ein anderes etwa 9—10jähriges Töchterchen lag mit dem Kopfe in ihrem Schooße. Die Mutter war ſo eifrig mit Unterſuchung (nicht gerade craniologiſcher) des Kopfs ihrer Tochter beſchäftigt, daß ſie kaum aufſah, als ich nahe vorbeifuhr.

Auf dieſe Art ging's nun weiter. Auf dem Kanale drängten ſich die großen Barken, beladen mit ſauerriechendem Rothweine, den man mit Schöpfkellen aus großen Bottichen in Fäſſer überfüllte, oder mit Fiſchen und zwar auch nicht wohlriechenden; an den Häuſern hin ſah man nur dürftiges Geſindel und ſchmutzige Fachini; auch weiterhin die Rialtobrücke ſah ſo dunkel und beſchlagen aus, und ſelbſt die Sonne hatte ſich hinter graue Wolken verborgen — kurz, es war mir ganz melancholiſch zu Muthe!

So ruderte die Barke immer weiter, aber nun wurde der Kanal breit, die alten Paläſte machten die Wirkung ihrer großartigen Architektur geltend, die Kirche **alla salute** erſchien, der Hafen öffnete ſich mit ſeinem Wald von Maſten und ein großer Zweimaſter ſchaukelte im Vordergrunde auf den leichtbewegten Wellen; dort lag San Giorgio, hier trat die Fortuna auf ihrer Kugel hervor, und als nun über alles Dieſes auch wieder ein warmes, helles Sonnenlicht ſich verbreitete, da ging mir abermals die volle Pracht dieſer alten Venezia auf! Dann erſchienen der Campanile, der Dogenpalaſt, das Säulenpaar der Piazetta, die **riva dei schiavoni** mit ihrem Drängen und Treiben, und davor die unzähligen Gondeln und Barken!

Ich landete im **Albergo reale** und hatte kaum von einem Zimmer Beſitz genommen, als ich es auch ſchon wieder verließ, um manches Wunder Venedigs abermals in der Nähe zu betrachten.

Zuerſt zum Markusplatz. — O Glück der Augen, das auch wieder zu ſehen! Noch immer Hunderte von Tauben, dort Körner pickend und auffliegend! Sie ſind ihm treuer geblieben, als das Glück Venedig! — Die alte Republik gab einſt dieſen geflügelten Republikanern durch ein eigenes Dekret ihren Schutz — und daher dieſe Treue! — Ich trete in die Markuskirche, deren gebräunte Wölbungen nun bald das neunte Jahrhundert vollenden. Höchſt wunderbar eigenthümliches Werk! — immer erſcheint ſie der Phantaſie

ausnehmend groß, obwohl räumlich sie von so Vielen übertroffen wird. Es ist wie Schiller den Astronomen zuruft:

„Aber Freunde im Raum wohnt das Erhabene nicht."

Wer möchte das Register ihrer Merkwürdigkeiten schreiben, alle ihre goldenen Gewölbe, ihre Mosaiken (den schönen St. Markus nach Tizian von Zuccato muß ich doch erwähnen), die Säulen von Jerusalem und Byzanz, die Bronze-Arbeiten von Sansovino, der Reichthum in edlem Metall an Gefäßen und Altären! — Das Alles ist langer und wiederholter Betrachtung werth — aber was mich betrifft, so hielt mich heute nur der Blick auf das Ganze fest! — Diese weiten Wölbungen, die Wirkung des Lichtes, wie es in dieser Dämmerung allmählig abklingt, der eigene Duft hohen Alterthums, der über Allem schwebt — wer könnte das je vergessen, wenn er es einmal gesehen hat?

Venedig, denſelben Tag, um Mitternacht.

So weit hatte ich vorhin geſchrieben, als der Bediente vom Platz kam, mir zu melden, es ſei Zeit zum Theater — zumal wenn ich vorher noch einen Spaziergang im Mondabend machen wollte. Jetzt, nach Mitternacht, komme ich zurück im höchſten Grade aufgeregt, nicht ſowohl vom Theater, wohl aber durch eine Erſcheinung, die ich von dieſer Schönheit nicht geträumt hatte — es war die Erſcheinung einer Vollmondnacht in Venedig! Schon vor dem Theater, auf der Piazetta und unter den Arkaden der Signoria wandelnd, waren die Mondeffekte wunderbar — Bild reihte ſich an Bild! — Erſt — da rechts zur Seite — den Dogenpalaſt mit ſeinen bunten Marmorwänden und ſeinen originellen gothiſchen Bogenſtellungen; in der Ferne die mondbeleuchteten Kuppeln der Kirche **Maria della salute**; davor das Zittern des Mondlichts auf den Wellen zwiſchen den Kauffahrern und Barken; hie und da brennende Laternen auf Schiffen und auf den ſchwarzen Gondeln, die wie Weberſchiffchen zwiſchen den großen Fahrzeugen hin und wieder gleiten! Dann weiterhin die prachtvolle Durchſicht durch die Arkaden der Piazetta, zwiſchen jenen vom Dogen Zinni aus Griechenland herübergebrachten granitnen Säulen; hernach der im violettgrauen Duft der einbrechenden Nacht unter dem Monde ſich ausbreitende Hafen; wiederum dann der wunderbare Effekt, den man erhält, wenn man in den Schatten ſich ſtellt, den die eine jener Säulen wirft, welche den geflügelten Löwen trägt — man ſieht ſo den Mond verdeckt von dem fantaſtiſchen Gebilde jenes Löwen, aber umher breitet ſich eine lichte Glorie des Mondſcheins, und prächtig ſpielen heran- und vorbeiziehende farbige Wölkchen um die dunkle

Geſtalt; dann weiterhin der Ueberblick des ganzen Markusplatzes mit ſeinen erleuchteten Hallen, Gewölben und Kaffe's mit dem Gewühl der unter ſeinen Arkaden promenirenden Menge; die Markuskirche noch in Dunkel gehüllt und der Markusthurm ſeinen langen Schatten weithin über den mondbeſtrahlten Markusplatz zeichnend — welche Fülle neuer Eindrücke!

Und doch! waren ſchon dieſe Erſcheinungen außerordentlich, was ſoll ich erſt von dem Wege ſagen, als ich eben jetzt um Mitternacht ganz einſam aus dem Theater nach meinem Albergo ging! Schon das Gefühl, ſo ganz allein in tiefer Nacht durch Straßen und Plätze Venedigs zu ſtreifen, vor ſich auftauchen zu laſſen im Geiſte die großen romantiſchen Begebenheiten alter Zeit, und wachend von den Männern der Republik und den Schönheiten eines Tizian zu träumen — es hat etwas durch und durch Poetiſches!

Ich hatte ein paar Akte von Gabuſſi's Oper im Stich gelaſſen und wanderte gegen 12 Uhr vom Teatro alla Fenice den leicht zu findenden Weg durch ſchmale Gäßchen nach dem Markusplatze. Noch immer waren in den engen Wegen die Boutiken der Handarbeiter, Bäcker, Victualienhändler u. ſ. w. erleuchtet und mit thätigen Leuten erfüllt, aber auf dem Markusplatze war es ſtiller; nur in mehreren Kaffe's war noch Licht und nur einzelne Paare zogen vorüber und luſtwandelten in der herrlichen Nacht. Der Lärm des Tages war verklungen, und der Mond, ſchon etwas gegen Weſten gerückt, erleuchtete nun vom klarſten Himmel und bei milder ruhiger Luft die Façaden der Markuskirche. Gewiß, dieſe Kirche iſt eben auch am Tage herrlich und von wunderbar großer Wirkung, aber in der Ruhe und Stille der tiefen Nacht, erleuchtet von den hellen Strahlen des Mondes, wenn das Gold der Moſaiken im bleichen Mondlicht ſchimmert und von den metallenen Roſſen des Lyſippos wiederglänzt, wenn die hellen Kuppeln ſich in den dunklen Nachthimmel erheben und alle Geſims- und kunſtreiche Verzierungen

lange geheimnißvolle Schatten werfen — dann erſt bekommt ſie etwas ganz eigenthümlich Magiſches und tief Myſterioſes!

Jetzt nun an der Piazetta die vollkommene Stille dieſer Lagunen; der Duft, der die fernen Schiffe und San Giorgio umhüllt! Eine der ſchwarzen Gondeln, in welcher ein Licht ſchimmert, gleitet noch leiſe durch die Fluten und nur jeden Ruderſchlag verſilbert der Schimmer des Mondlichts.

Noch lange lehnte ich auf dem Ponte dei sospiri und ſah in dieſe „mondbeglänzte Zauberwelt" hinein! Einzelne Paare ſtrichen an mir vorbei, während auf den Marmorſtufen der Treppe hüben und drüben ein paar Schiffer ſchlafend ausgeſtreckt lagen, nur leicht in ihre braunen Mäntel gehüllt. Ich konnte mich kaum entſchließen, zurück in mein Albergo zu gehen, und ſelbſt da noch, als ich eintrat, hatte ich die ſchönſten Mondeffekte zu bewundern. War ja doch auch dieſes, gleich den meiſten andern Hotel's, früher der Palaſt einer vornehmen Familie (dieſes gehörte der Familie Bernardo) und iſt mit ſchönen Bogenſtellungen und Freitreppen verziert, welche, unten von Lampenlicht, oben vom Monde erleuchtet, höchſt maleriſch ſich ausnahmen. — O, Venedig, Venedig!

Venedig, den 7. März, früh.

Die Fenster im großen Saale dieses alten Palastes gehen nach dem Hafen, und früh bei den ersten Strahlen des Morgens war ich schon aus meinem kleinen aussichtslosen Zimmer hinuntergegangen, um auch dieses Anblicks mich zu erfreuen. Wieder ganz eigenthümlich! — Der Himmel völlig klar, eben begannen die röthlichen Strahlen der Morgensonne die bethauten Masten der Schiffe zu erleuchten, während die blaulich glänzenden Lagunen in der frischen Morgenluft zitterten, San Giorgio gegenüber im violetten Duft sich ausbreitete und die hohe Kuppel der Kirche della salute im hellen Morgenlicht glänzte. — Es ist Sonntag; dies und der frühe Morgen ließen die Riva unter meinen Fenstern noch sehr leer, und einzelne Schiffer oder Leute, die in großen Blech- und Glasgefäßen Milch feil trugen u. dergl., kündigten das wiedererwachende Volksleben an.

Ich fahre nun fort, die Erinnerungen des gestrigen Tages aufzuzeichnen. Also, nachdem ich die Markuskirche wieder verlassen, wendete ich mich zur Gallerie der Akademie der Künste, welche ich das erste Mal, als ich hier war, nicht sehen konnte. Sie befindet sich am großen Kanal in dem ehemaligen Kloster der Carita. Die Gemäldesammlung daselbst ist dem Publikum täglich geöffnet, gestern war ich jedoch der einzige Beschauer. Man findet dort gerade für die venetianische Malerschule des Merkwürdigen viel, hingegen keine Kunstwerke ersten Ranges. In ersterer Beziehung ist die Abtheilung interessant, welche aus Bildern der ältesten bunt-steifen Kunstperiode mit ihren magern Engeln und Heiligen auf Goldgrund erfüllt ist. Dergleichen wird nur selten durch die Innigkeit eines durchleuchtenden

Gemüthes erträglich, ja schön (so bei Fiesole); hier war wenig dieser Art und ich wendete mich sogleich zu Anderem. Wichtiger waren mir die Bilder der Bellini's — denn Gentil Bellini und Giovanni Bellini waren die Söhne von Jacomo Bellini († 1470), und Tizian (geboren 1477) war zugleich mit Giorgione der Schüler von Gentil Bellini, so wie denn von Tizian wieder als bester Schüler Bonifazio übrig blieb. Von allen diesen enthält die Sammlung wichtige Sachen. Besonders haben mich von Gentil Bellini ein Paar große Bilder interessirt, welche das alte Venedig, wie es am Ende des 15. Jahrhunderts erschien, prächtig vergegenwärtigen. Das eine stellt die Prozession des Corpus domini über den Markusplatz dar — damals flatterten noch die Fahnen von Candia, Cypern und Morea an den drei Masten vor der Markuskirche! — sonst erschien schon Alles wie noch heute, nur an den Markusthurm stieß damals anstatt der später gebauten neuen Procuratien das im alterthümlichen Styl gebaute Spital. — Das andere Bild wird „il miracolo della croce“ genannt und stellt die Geschichte dar, wie ein das Kreuz tragender Priester bei einer Procession in die Lagunen fällt, ohne unterzusinken. Auch hier sieht man so recht in das alte Venedig hinein: die alten Paläste auf den Gallerien mit zierlich geputzten Damen und Herren erfüllt, dabei die Loggien auf den Häusern wie noch heutigen Tages mit Wäsche behangen. — Nimmt man nun noch hinzu ein Bild von Lazaro Sebastiani, ungefähr aus derselben Zeit, welches das Innere eines Palastes zeigt, wo eben ein vornehmes Paar getraut wird — Alles im höchsten Staat, Treppen und Geländer mit kostbaren Teppichen behangen, Hellebardiere und Pagen im reichen Costüm und eine volle Versammlung köstlich gekleideter Nobili und Damen — so kann man sich trefflich in das alte Venedig zurückdenken. Der Gentil Bellini muß überhaupt in Venedig in großem Ansehen gestanden haben, denn als der Sultan vom Senat der Republik einen Maler

zugesendet wünschte, war er es, den man dazu wählte, und bekannt ist dabei noch die Geschichte, welche ihn zur eiligen Rückkehr bestimmte. Als nämlich der Sultan (Muhamed II.) tadelte, daß auf seinem Bilde der Enthauptung Johannis des Täufers das Zurückziehen der Haut am enthaupteten Rumpfe nicht natürlich genug dargestellt sei, Bellini aber sich verantwortete: er wisse es eben nicht besser, so ließ der Sultan augenblicklich den ersten besten Sklaven niederknien, enthaupten, und zeigte dem entsetzten Künstler die wahre Beschaffenheit der grimmigen Verletzung. Der Wiedergekehrte wurde zum St. Markusritter geschlagen und ihm ein bedeutender Jahresgehalt ausgesetzt. — Auch von Giovanni Bellini sind manche interessante Bilder da, indeß nichts, was sich mit dem Christus der Dresdner Gallerie vergleichen ließe. Eben so sind die Bilder Tizians, welche man hier sieht, mehr seiner spätern und spätesten Lebensperiode eigen, in welcher er sich überlebt und übermalt hatte. — Die Kunst zur rechten Zeit aufzuhören, ja zur rechten Zeit zu sterben ist auch ein Theil der echten Lebenskunst! — Merkwürdig war mir an seinem Johannes in der Wüste der kleine landschaftliche Hintergrund. Er ist von ganz eigenthümlicher Schönheit: die Bäume so lebenvoll, luftig und bewegt und doch so ideell in der Ausführung behandelt, der kleine Wasserfall so frisch und poetisch! Eine recht sorgfältige Copie dieses merkwürdigen kleinen Erdlebenbildes wäre mir höchst erwünscht. — Was dagegen das große berühmte Bild „die Verklärung der Madonna" betrifft, so hat es für mich eine gewisse irdische Schwere, die allem Gefühl der Verklärung widerstreitet. — Von Tizians Schüler, Bonifazio, finden sich einige bedeutende Sachen: da ist ein Kindermord zu Bethlehem, ganz in altvenetianischem Costüm mit prächtigen Figuren, zumal im Vordergrunde steht ein Anführer der Soldaten in dunkelrothem Sammtanzug mit scharlachrothem Barett — ein wahres Muster jener Zeit! — Einen andern Schüler Tizians lernte

ich hier kennen: den Marconi; auf seiner Kreuzesabnahme findet sich eine Magdalena von ganz besonderer Schönheit. — Von Carpaccio ist bemerkenswerth ein Bild vom Jahr 1515 mit mehreren Heiligen, unter welchen Ludwig der Heilige eine besonders schöne Gestalt ist; und ein anderes, wunderliches, die heilige Ursula auf einem Palmenstamme, umgeben von den eilftausend Jungfrauen, unter denen gar hübsche Köpfchen vorkommen.

Auch von Marco Basaiti, ebenfalls aus Tizians Zeit und aus dem Friaul gebürtig, sah ich ein Bild im alten strengen Styl: Christus mit den Fischern. Die Art, wie die beiden Fischer (der erste ist Petrus) genommen sind — diese Einfachheit und Innigkeit der Darstellung, verfehlt doch nie ihre Wirkung!

Endlich ist es mir psychologisch wichtig gewesen, den Kopf der Mutter Tizians, von ihm selbst gemalt, zu sehen. Die großen verständigen kräftigen Züge verrathen einen sehr festbestimmten Charakter und bestätigen mir es abermals, wie bedeutend die Individualität der Mutter sei für die Individualität des Sohnes.

Und hiemit schied ich von dieser Sammlung.

Weiter wurde mir von einer Gemäldesammlung gesagt in einem Collegio bei der Kirche **St. Maria della salute.** Eine Gondel führte mich dorthin und zuerst in die Kirche selbst. Bekanntlich wurde sie ursprünglich als Dankeszeichen für das Verschwinden der Pest gebaut, und neuerlich beim Aufhören der Cholera hat man sie dann wieder mit einem großen silbernen Kronleuchter geschmückt, welcher jedoch geschmackvoller und zumal für eine Stadt der Kunst, wie Venedig, viel sinniger hätte sein sollen. — Der mehr moderne, jedoch großartige Styl des Aeußern herrscht auch im Innern der Kirche. Von Kunstwerken ist etwas Bedeutendes nicht darin zu finden, und die kleine Gemäldesammlung in dem anstoßenden Collegio (sie sollte sogar einen Raphael enthalten) war gar nicht der Rede werth.

Ich hätte nun wohl mich noch einmal in den Dogenpalaſt führen laſſen, um die Erinnerung an ſeine Merkwürdigkeiten wieder zu erneuern, er war jedoch heute geſchloſſen und ſo verwendete ich die mir bleibende Zeit dazu, auszuführen, was ich mir ſo oft als reizend gedacht hatte. Ich ſtreckte mich nämlich in eine der bequemen ſchwarzen Gondeln und ließ mich hinaus unter die Schiffe rudern, die vor der Piazetta im Hafen liegen, um dort von irgend einer Anſicht der Umgebungen eine Skizze zu nehmen. Himmel! was für Gruppen und Bilder gingen hier an den erſtaunten Augen vorüber! Bald große Kauffahrer, vor denen beladene Nachen ſchaukelten, während dahinter San Giorgio aus den grünen Fluten aufragte, bald Kähne mit Fiſchergeräth und mit den wunderlichſten in braune Mäntel gehüllten Geſtalten beſetzt, bald Gruppen kleinerer Segelbote, zwiſchen denen der Dogenpalaſt und San Marco prächtig ſich hervor hob, kurz ich konnte vor Mannichfaltigkeit des Maleriſchen lange nicht zum Zeichnen kommen. Endlich ließ ich die Gondel an die Ankerkette eines engliſchen Kauffahrers anlegen und zeichnete die zu einem andern großen vor Anker liegenden Zweimaſter ſehr maleriſch ſich gruppirende Dogana mit ihrer Fortuna und mit der Kirche della salute. Freilich konnte Alles nur ſkizzenhaft gerathen und ich wurde oft durch das ſanfte Schaukeln der Gondel unterbrochen. Aber es war doch ſchön! Ich fühlte, wie prächtig es ſein müßte, hier in ſo recht ſorgfältiger Nachbildung all dieſer Formen und Farben ſchwelgen zu können, und doch ſollte mir alle dieſe Herrlichkeit diesmal wieder nur im Fluge gezeigt werden; indeß ſei es — ich habe es doch geſehen, ich habe es mit ruhiger geſammelter Seele rein angeſchaut! Und was iſt denn im Leben überhaupt feſt und immerfort zu halten? In dem ewigen Werden der Welt geht ja ein ganzes Leben des Menſchen wie ein flüchtiger Augenblick vorüber.

Die Sonne ſenkte ſich und ich ließ mich nach Hauſe

rudern, um mein ſpätes Mittagsmahl mir auftragen zu laſſen. Da ſaß ich nun einſam in einem kleinen Zimmer, vor meinem Fenſter alte Dächer mit einer hölzernen gebrechlichen Altane, alle Pracht des Hafens, alle Schönheiten Venedigs waren verſchwunden, aber ich wußte doch, daß ſie mir nahe waren und ich gedachte Derer, denen ich das Alles hätte zeigen mögen. Bei alle Dem ſollte mir indeß auch hier eine ächt italieniſche Scene nicht fehlen. Auf dem ſehr flachen mit alten Hohlziegeln mehr überſchütteten als gedeckten Dache mir gegenüber ſtieg aus einer weiten Bodenlucke ein ganz hübſches ſchlankes Mädchen in hochrothem Kleide heraus, ambulirte hin und her und ſtieg dann auf den alten Balkon hinauf, der wahrſcheinlich mehr Ausſicht als mein Fenſter darbot. Bald kam noch eine zweite im ſchwarzen Kleide hinzu. Beide trieben ihr Spiel auf den ſchwankenden Ziegeln faſt nach Katzenart umher zu wandeln und lorgnirten gelegentlich mich ſelbſt an meiner wohlbeſetzten Tafel. Es ſchien mir ganz als hätten dieſe Damen von ihrem Obſervatorium zuweilen mit frühern Bewohnern meines Zimmers Bekanntſchaften angeknüpft. Bei mir war nun allerdings dieſe Mühe verloren, indeß amüſirte mich doch im Stillen dieſe ganz eigenthümliche, bald wieder verſchwindende Geſellſchaft auf dem Dache.

Nach Tiſch rief mich mein venetianiſcher Mentor ab, ein gewiſſer Buſeto, früher Künſtler, d. h. Vedutenmaler, und jetzt gelegentlich, wie ſo Viele in Italien, mit alten Bildern Handel treibend. (Er hatte mir ſchon vorher ein merkwürdiges altes Bild, von ihm für einen Mantegna ausgegeben, ſehen laſſen: ein todter Chriſtus im Schooße der Maria und daneben Johannes; ich möchte es eher für eine frühe Arbeit des Giorgione halten.) Wie ich nun mich von ihm nach dem Theater geleiten ließ und der wunderbaren Mondwirkung mich erfreute, habe ich oben ſchon dieſen Blättern vertraut, doch muß ich noch eines lebendigen Bildes gedenken, welches der Caffé greco am Markusplatz

darbot. Hier verſammeln ſich wirklich nur Griechen, Albaneſen, Türken, ſitzen zuſammen rauchend und ihren Kaffe ſchlürfend, ſchweigſam in ihren langen Gewanden und ſchwarzen Bärten — bedeutende orientaliſche Geſtalten. Die ſogenannte Genremalerei, welche ich „kleinhiſtoriſche“ Kunſt genannt wiſſen möchte und welche die Franzoſen wohl auch mit dem Namen „peinture anectodique“ bezeichnen, fände hier ein intereſſantes Sujet. Mich wehte es dabei wie Luft aus dem Orient an.

Was das Teatro alla Fenice betraf, ſo kam ich nach 8 Uhr noch viel zu früh: Alles war noch leer und dunkel. So gegen halb 9 Uhr kamen allmählig die Zuſchauer, Leute gingen umher die Lichter anzuzünden, die Muſiker fanden ſich ein, Alles ſo mit einer gewiſſen Bequemlichkeit und Ungenirtheit; endlich lies man den großen Kronleuchter herab und die Ouverture zu dieſer Clemenza d'Arles, der diesmaligen Carnevalsoper, begann. Der Componiſt, Gabuſſi, hatte wohl Meyerbeer zum Vorbilde genommen, und manche gute Gedanken und manches Melodiſche tönte wieder, aber wer hätte hier irgend etwas ruhig und deutlich vernehmen können! Kaum war der erſte Tenor (Iwanoff) aufgetreten — eine wirklich melodiſche, nur etwas affektirt ausgebildete Stimme —, ſo fing man an auf einer Seite zu klatſchen, auf der andern zu pochen und zu pfeifen; dann ſang hier einer mit, dort wurde ziemlich laut dazwiſchen geſprochen, und ſo ging es den ganzen Akt hindurch, mochten Sänger oder Sängerinnen auf der Bühne ſich hören laſſen. Kurz, von Theilnahme am Stück war nicht die Rede; Alles hing ab vom augenblicklichen Effekt und von perſönlicher Gunſt oder Mißgunſt für die Schauſpieler. Möchte ich doch um Alles hier nicht eine wirklich gute Oper hören! Dabei die äußere Ausſtattung, Dekorationen und Coſtüm ſplendid, das übrige Perſonal aber nicht bedeutend. Die Derancourt hat eine ſehr ausgebildete, aber gar nicht zu Herzen gehende Stimme, und ob-

wohl sie Desiderata heißt, so würde ich sie doch nicht eben desideriren.

Nach dem ersten Akte folgte das Ballo: die Liebesintrigue zwischen Venus und Mars und die Eifersucht des Vulkan vorstellend. Aber welche Venus! Mit diesen abstehenden Florröcken, dieser magern Gestalt, diesem gemalten Gesicht!

Uebrigens bunteſter Wechsel von Dekorationen, Groteskänze von Vulkans Schmiedeknechten und kriegerische Attaque von einem Heer kleiner Amorinen, zuletzt der Olymp mit griechischem Feuer. Kurz „Futter für Pulver! es füllt seine Grube so gut wie ein anderes!“ Dabei muß man indeß gestehen, daß wenn einmal diese Art zu tanzen gelten soll, hier wenigstens mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit getanzt wurde. Die beiden ersten Tänzerinnen und so auch der erste Tänzer (alle ausgesprochene Lieblinge des Publikums) hatten wirklich etwas poetisch zephyrhaft Schwebendes, wie ich es bisher noch nie gesehen. Eben dies war es auch, was mich festhielt bis zum Ende des Ballets; dann aber stürzte ich mich in das Mondscheinbad, von dem ich oben geschrieben habe.

Ehe ich jedoch das Theater verließ, machte ich im Parterre noch einmal die Runde und weidete mich an manchem wahrhaft schönen und ächt charakteristischen Gesicht vornehmer Venetianerinnen. Ja, diese alten Maler, ein Giorgione, ein Tizian, ein Paul Cagliari, sie haben wohl manch schönes Gesicht auf ihren Bildern uns hinterlassen, aber das Schöne, was die Natur immer wieder gütig wie frische Lenzesblüthen hervorbringt, haben sie doch noch lange nicht erreicht.

Bologna, den 8. März, Abends.

So soll sich denn morgen der erste Akt dieser Reise schließen. Ich habe noch viel nachzutragen.

Für den gestrigen Morgen in Venedig hatte ich mir einen Gang auf den Markusthurm und einen zweiten Behufs der Gallerie Manfreni vorbehalten. Vor 13 Jahren war ich Abends auf dem Markusthurme — in der Frühe, im hellen glänzenden Sonnenlicht nimmt sich das wieder ganz anders aus. Dieser Sonnen-Silberglanz auf dem Meere, die zum Sonntage festlich flaggenden Schiffe, diese sonnebeschienenen Paläste und Kirchen und der Gesammtüberblick dieser ganzen einst so mächtigen wunderbaren Wasserstadt! Es läßt sich davon eben nichts weiter sagen, aber wer immer nach Venedig gelangt, versäume nicht, diese Bereicherung seines spirituellen Organismus sich zu verschaffen.

Als ich herabstieg, war schon eine Postbarke vorgefahren. Ich gelangte durch allerhand enge Kanäle wieder in den Canal grande und hielt nun am Palast Manfreni, um dort noch einmal an dem Schatze seiner Gemälde mich zu erfreuen. Der Custode war nicht gleich zu finden und so ging ich zuvor auf ein Paar Minuten in den halb verwilderten Garten hinter dem jetzt auch nicht mehr oder doch nur selten bewohnten Palast. Es hatte etwas eigen Erquickendes, um diese Jahreszeit, nachdem ich noch vor wenig Tagen durch ellenhohen Schnee gefahren war, hier angenehme Wärme, blühende Himmelschlüssel und bunte Primeln, und Alles von Lorbeer und Cypressen grün umgeben zu finden. Das Gärtchen ist für einen Garten mitten in Venedig schon ziemlich groß. Es fiel mir ein, wie viel Schnee und Eis jetzt wohl noch in meinem Garten sein

möge! — Doch jetzt kam der Custode: wir gingen hinauf in die Säle, und selbst einer der gelbuniformirten Ruderer (der Steuermann als Postiglione nennt sie auch ohne weiteres Caballi) drängten sich mit ein und starrten neugierig die Kunstwerke an.

Ich habe nun diesmal die Gallerie doch mit etwas mehr Ruhe und Sammlung als das erste Mal betrachten können, und allerdings sind Sachen hier, die den wahren Kunstfreund gar lang festzuhalten vermögen. Besonders bedeutend ist die Grablegung von Tizian: ein Bild aus seiner besten Zeit und von der Art, daß es ein Zimmer für sich und eine bessere Einrahmung dringend fordern darf. Ich hätte ihm gleich einen der prachtvollen Rahmen senden mögen, die unsre heutigen Maler oft an Bilder verschwenden, welche man in hundert Jahren nur noch als angestrichene Leinwand wird gelten lassen! — Ueberhaupt will ich hiemit empfohlen haben, bei neuen Gemälden sich doch oft zu fragen: was würdest du wohl von dem Bilde halten, wenn du es nach ein oder zwei Jahrhunderten bestaubt und hie und da verletzt auf irgend einem Boden fändest? Streift man so in Gedanken allen Glanz und Reiz der Neuheit ab, so bildet man sich viel leichter ein angemessnes Urtheil! — Weiterhin fanden sich ein treffliches großes Porträt eines alten Niederländers von Rembrandt; von Perugino eine Fußwaschung, sehr schön; ferner, gleichfalls aus Tizians guter Zeit, das Porträt des Arioſto, prächtig! Ein schöner Kopf, aber eigentlich kein besonderer Dichterausdruck; er hat mehr etwas Soldatisches. Da sieht doch sein Vorgänger Bojardo viel absonderlicher aus. Man sieht weiter vom Tizian das auch im Stich bekannte Bild der vier Lebensalter und das der Königin Cornara von Cypern, ein interessantes, großaugiges Köpfchen, nur die Arme sind zu wohlbeleibt. Dann sind prachtvolle Bilder von Giorgione hier; eines: drei Frauen, den berühmten drei Frauen vom ältern Palma auf der Dresdner Gallerie

ſo ähnlich, daß man glauben möchte, Palma, welcher ſich in vieler Hinſicht nach Giorgione bildete, habe dieſes Bild vor Augen gehabt, als er jenes malte, das mich in Dresden ſo oft geiſtig beſchäftigt hat. Das andere und ſchönſte Bild von Giorgione aber iſt das, was unter dem Namen **la Musica** bekannt und neuerlich auch von Fuſinati geſtochen iſt. Ein wahres und ſchönes Symbol der Muſik; Kopfform und Phyſiognomie erinnerten mich ſehr an unſre Devrient in ihrer beſten Zeit. Es iſt nicht ganz Knieſtück; man ſieht eine ſchöne blühende ſchwärmeriſch vor ſich hinausblickende Frau, nachläſſig den Kopf auf einen Arm geſtützt, die andere Hand am Griff einer Laute, frei wallt die braune Lockenfülle um das ſchöne Haupt, ein nachläßig bequem angelegtes dunkelgrünes Sammtkleid, unter welchem weite faltenreiche, die ſchönen Arme freilaſſende Aermel vorquellen, umhüllt nur ſchwach den vollen Buſen. Sie ruht unter dichtem Schatten dunkler Bäume und neben ihr öffnet ſich ein Blick in freie Landſchaft mit einer jener Bergſpitzen gekrönt, welche an die Gebirge des Friaul erinnern. Das Bild giebt den ganzen Zauber jener geſunden vollfühlenden und rein anſchauenden Kunſtperiode, welche für die Malerei iſt, was die Zeit des Phidias für die Skulptur. Wer es einmal recht geſchaut hat, dem wird es unvergeßlich ſein.

Sodann war mir merkwürdig von Andrea Previtali, einem Schüler des Giovanni Bellini und Mitſchüler Tizians, ein Madonnenbild, erſcheinend in reicher Landſchaft. Ein kleiner Johannes kniet ihr zur Seite, ſo eifrig und inbrünſtig aufſchauend zum göttlichen Kinde — das Ganze mit ſeinem einfach ernſtgemeinten Styl wirkt nachhaltig auf den Beſchauer. In ganz anderer Weiſe, aber auch höchſt tüchtig und preiswürdig ſind die Köpfe des Bacchus und der Ariadne von Rubens. Der Bacchus zumal von einer Ausführung und einer friſchen vollen, vielleicht etwas rohen Jugendkraft, wie Weniges das ich von Rubens geſehen

habe. Intereſſant ſind ferner die Bilder des Petrarka und der Laura von Gentil Bellini. Dieſe Laura übrigens hat wenig Begeiſterndes! Ganz im Styl unſres Albrecht Dürer iſt ein drittes Bild von dieſem Maler: der heilige Hieronymus mit dem in ſeinem Zimmer die Broſamen aufpickenden Rebhühnchen. Ferner gehört die Lucretia des Guido unbeſtritten zu dem Allerbeſten, was man von ihm ſehen kann — Körper und Arme wunderſchön. Aber zumal beneidenswerthe Augen des Malers, welche das Original ſolcher Schönheit vielfältig erblickt haben! — Dann empfehle ich noch irgend nachfolgenden Freunden zu wiederholter Betrachtung die nachgenannten Bilder: Palma vecchio (Madonna mit der heiligen Katharina); Pordenone (Beſchneidung); Giovanni da Udine (Madonna — ein Bild beſonders zarter Auffaſſung); Julio Romano (Adonis von Venus Abſchied nehmend); Sebaſtiano del Piombo (Beſchneidung); Bonifazio (Madonna); Varotari (die Tochter Jephta's) und Hieronymus St. Croce (Anbetung der Magier). Endlich aber findet man hier eine kleine Kreuzabnahme von Raphael, welche des Trefflichen viel enthält und über deren ganzer Conception der Hauch ſeines Geiſtes ſchwebt.

Man ſagt, auch dieſe Gallerie ſolle verkauft werden, wie ſo Vieles von der verfallenden Pracht Venedigs jetzt handelnden Briten und ſonſtigen Reichen zu Theil wird. Nun hier könnte ein kunſtliebender Fürſt dereinſt einen wahren Schatz erwerben, welcher dann, recht angemeſſen geordnet und aufgeſtellt, allen Künſtlern und Kunſtfreunden zum wahren Segen gereichen würde.

So fuhr ich denn nun weiter im Kanale hinab, und ich kann nicht verhehlen, daß an dieſem Sonntagsmorgen auch der untere Theil des großen Kanals ſich weit beſſer als geſtern ausnahm. Die Sonne leuchtete hell vom blauen Himmel und ich betrachtete mit Luſt die mancherlei ſchönen alterthümlichen Paläſte am Ufer. Beſonders zeichnet unter dieſen der Palaſt Vendramino ſich durch ſeine eigenthümlich

prächtige, halb gothiſche Architektur aus. Er wurde um's Jahr 1460 von Bartolomeo Buono il Bergamasco für die Familie Vendramino erbaut, deren Nachkommen, auch jetzt noch reich und anſtändig, ihn bewohnen. Dieſes iſt derſelbe Baumeiſter, welcher die ſchöne Signoria auf dem Markusplatze erbaute. — Gegenüber dem Palaſt befindet ſich ein anderer halb verfallener und mehr in mauriſchem Styl erbauter, welcher jetzt zum Quartier aller Türken geworden iſt, die Venedig beſuchen.

So ſchied ich denn abermals aus dieſer Wunderſtadt, heiterer als ich eingetreten war und nur das zu ſchnelle Scheiden widerwillig ertragend. Leicht glitt die Barke über die blaue Flut und wie ein ſchwindendes Traumbild tauchte die Stadt hinter mir in die Wellen. Von dem kleinen Madonnenbilde, dürftig auf Pfählen über dem Waſſer errichtet, ruderte ein Kahn mit armen Fiſchern heran, um eine Gabe für das Licht der Madonna bittend; Schiffernachen, allerhand Volk von und nach der Stadt bringend, zogen hin und her und überboten ſich im Schnellrudern. An der Douane hielt man mich nicht auf und zeigte ſich artig, kurz ich kam ganz guten Humors in Meſtre an und ordnete ſchnell das Nöthige zur Weiterreiſe. Der Wirth brachte eine Schüſſel der trefflichſten friſchen Auſtern aus den Lagunen, und bei dem letzten Becher meines von Dresden mitgenommenen Marſala, geleert auf das Wohl und auf fröhliches Wiederſehen aller zurückgelaſſenen Lieben, erfreute ich mich noch dieſer ganz willkommenen und zweckmäßigen Collation.

Florenz, den 10. März, Nachmittags.

So wäre denn fürerſt das Ziel dieſer Reiſe erreicht, und in Erwartung, wie ſich hier nun ſo Manches geſtalten wird, will ich zuvörderſt nachtragen, was mir an beſonderen Erſcheinungen noch die Reiſe von Venedig bis hieher gebracht hat.

Ich fuhr alſo, nachdem ich Venedig ein unfreiwilliges Lebewohl geſagt hatte, am 7. gegen Mittag im ſonnigſten warmen Wetter längs der mit mehr und mehr verfallenden Landhäuſern umbauten Brenta über Dolo nach Padua. Da ich dort zeitig Nachmittags ankam, konnte ich nicht umhin, am Dom zu halten (das Volk nennt ihn ſchlechthin il Santo, d. i. il St. Antonio), um die von Förſter aufgefundenen und von ihm in Umriſſen bekannt gemachten alten Gemälde zu ſehen. Dies alte, ja ſehr alte Padua — denn es iſt älter als Rom — nahm ſich übrigens im Sonntagskleid und bei der hellen Sonne ganz zierlich aus! Auf dem Platze vor der berühmten, im 13. Jahrhundert erbauten Baſilica, wo ich anhielt, erſcheint Donatello's bronzene Reiterſtatue des Erasmo de Narni, genannt Gattamelata, in ihrer alterthümlich grünen Patina ſehr bedeutend. Der alte berühmte Feldherr Venedigs ſitzt ſo tüchtig auf ſeinem Streitroſſe, und der Hintergrund der gelblich-braunen Kirche mit ihren zwei Glockenthürmen und ſechs Kuppeln wirkt zu einem trefflichen Bilde zuſammen. — Ich trat in die alten weiten ſonnenerleuchteten Hallen. Das von Gold und Silber ſtrahlende mächtige Grab des Heiligen zog mich eben nicht beſonders an, um ſo mehr aber die Kapelle San Felice, von der Familie Lupi di Parma — Marcheſe di Sorano — geſtiftet und um's Jahr 1366 erbaut. Gleich ihre Außenſeite nach dem Kirchenſchiffe zu, mit ihren

kleinen Säulen, gothiſchen Bogen und bunten Marmorn, erinnert an Venedigs älteſte Paläſte; deßgleichen der Styl des ganz alterthümlichen großen, dort aufgeſtellten Altars von weißem Marmor. Bei weitem aber das Bedeutendſte darin ſind die ſchönen Frescobilder ihrer drei Wände, welche bald dem Giotto, bald dem Avanzo zugeſchrieben werden, und wahrhaft außerordentliche Sachen enthalten. Auch ſtehen ihnen die azurblauen, wie in der Kirche von Aſſiſi mit goldenen Sternen verzierten Wölbungen prächtig an, und ich darf wohl dieſen kleinen Raum dem Schönſten zuzählen, was Italien in dieſer Gattung enthält. Das Mittelbild, welches die ganze Querwand hinter dem Altar einnimmt, iſt eine Kreuzigung, ein Werk von ſolchem Reichthum der Geſtalten, ſolcher Schönheit der Zeichnung und ſolcher Einfachheit und Großartigkeit des Colorits, daß ich mich gar nicht losreißen konnte. Welche expreſſiven Köpfe, wie tiefgefühlt! — Mir wurde deutlich, daß wenn von Neueren irgend etwas an Sorgfalt der Zeichnung und einer gewiſſen Sparſamkeit des Colorits dieſem Alten näher kommt, ſo ſind es die Frescobilder von Bendemann. — Auch die Seitenbilder enthalten des Bedeutenden viel, gehen jedoch mit raſchen Schritten der völligen Zerſtörung entgegen.

Neben der Hauptkirche ſteht nun die kleine und ganz iſolirte Kapelle, welche ſchon lange unbenutzt, mit zerbrochenen Fenſtern und tief verſtäubt geſtanden hat, und in den Kriegsjahren zum Magazin verwendet worden iſt. In dieſer iſt es, wo Förſter unter dem dichten Staube der Wände jene von ihm bekannt gemachten Gemälde auffand. — Wieder enthält die Querwand eine Kreuzigung, die ich aus Förſters Umriſſen nun bereits ihrer Anordnung nach kannte; an der einen Seitenwand befindet ſich die Geſchichte der St. Lucia, wie ſie mit ſechs Stieren nicht von der Stelle gezogen werden kann, wie ſie gemartert wird u. ſ. w. Der Styl dieſer Arbeiten iſt um vieles roher als derer von San Felice in der Kirche. Rühren auch dieſe Sachen

von Avanzo, einem Schüler des Giotto, her, so möchte ich wohl die Vermuthung wagen, daß die Bilder dieses gleichfalls von dem Hause Lupi gestifteten und (wie noch jetzt der hohe ganz zerbrochene Sarkophag in seiner Mitte zeigt) zur Grabkapelle bestimmten Kirchleins die ersten, noch roher ausgeführten, aber doch tief empfundenen Arbeiten dieses Meisters waren, während die Bilder der Kapelle in der Basilica die vollendeten, vielleicht mit Giotto zusammen ausgeführten Werke seiner vollen Reife darstellen! Ich konnte mir es übrigens nicht versagen, noch einmal in die Hauptkirche zurückzugehen, noch einmal mich dem Eindrucke jener schönen Werke ganz hinzugeben — und nun erst schwang ich mich wieder in den Wagen, um noch die 1½ Posten bis Monselice zu fahren.

Es machte mir Freude, bei dieser Gelegenheit den Euganeischen Hügeln — merkwürdig durch ihre vulkanische Formation und die heißen Quellen von Abano — etwas näher zu kommen. Der Abend war wunderschön und in farbigreicher abendlicher Beleuchtung streckte sich die kleine isolirte Hügelkette mir zur Rechten dahin. Monselice selbst, ein kleiner Ort, wo ich aber doch in der Locanda ein recht genügendes Unterkommen fand, präsentirt sich mit seiner auf bedeutender Höhe gelegenen Ruine eines großen alten Castells sehr malerisch, und da ich große Lust verspürte, trotz des sinkenden Abends diese mit Pinien umgebenen Burgtrümmer in der Nähe zu sehen, so ließ ich mir vom Wirth einen Führer zuweisen und schritt nun rasch durch den ärmlichen Ort den Berg und zur Burg hinan.

Schon am Fuße des Berges liegt ein großes sonderbares Gebäude mit zackigen Zinnen und prächtig mit Epheu bewachsen — ein wahres Studium für jeden Künstler! Dann höher hinauf ein alter Dom mit flachgeneigtem Dach und hohem Campanile, und abermals weiterhin eine Reihe alter herrlicher Cypressen mit sieben am Berge hinabliegenden Kapellen, den Andächtigen als Leidensstationen

dienend. Rasch sank nun die Nacht herab (wie immer in südlichen Gegenden) und die goldene Scheibe des Mondes erhob sich über einer höher oben gelegenen zweiten Kirche, von welcher eine lange gutgehaltene breite Treppe zwischen mächtigen Cypressen und Pinien bis zur letzten Höhe hinanführte. Oben angekommen, bog sich der Weg um die Seite des Berges, und siehe da! ich stand unter dichtem Laube von Oelbäumen und vor mir versank die Gegend immer mehr unter tiefgefärbtem Abendroth in den dunklen Duft der Euganeischen Hügel, während darüber der Abendstern mit immer größerer Kraft leuchtete. Es war wieder der erste ächt italienische Abend in freier Natur! Die tiefe Ruhe dieses Abends in solcher Einsamkeit, die angenehme Wärme der Luft — Alles begrüßte ich mit Freuden wieder als alte Bekannte!

Endlich fand ich mich oben an der Ruine selbst, ja ich durchkroch sie, meinem Führer folgend, durch Dorn und Gestrüpp; aber die Dunkelheit nahm zu sehr überhand und es ließ sich nur noch gewahr werden, wie schön es an hellem Abend oder Morgen hier sein müsse. Wunderbar unheimlich klang dabei der Eulenruf aus dem alten Gemäuer, und hätten die Meinigen mich hier in der dunklen Wildniß mit dem fremden Italiener umherwandeln gesehen, sie würden mich der Verwegenheit angeklagt haben.

Ich stieg nun langsam wieder hinab. Wie schön sah es doch aus: über dem tiefen Dunkel der alten Cypressen die Venus so prachtvoll leuchtend! Sinnbilder von Liebe und Schwermuth, so oft im Leben sich nahe verwandt! Fast so wie Göthe einmal sagt:

„Zart Gemüth und Regenbogen
Wird nur auf dunklem Grund gezogen,
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie!“

Als ich tiefer hinunter kam, lag wieder der alte Dom im Mondlicht sehr malerisch vor mir. Der Mondschein war so

hell, daß ich noch bei seinem Leuchten einen flüchtigen Umriß der Kirche in mein Büchlein zeichnen konnte.

So gelangte ich denn wieder in meine Locanda und ehe mir nun mein vielverspätetes Diner aufgetragen wurde, hatte ich nach so viel eigenthümlich Schönem auch noch eine merkwürdige komische Scene zu bestehen. Der Postmeister nämlich, ein kleiner ältlicher gepuderter Mann, trat unerwartet mit vielen Bücklingen herein, um mir — was glaubt ihr, meine Freunde? — seinen Sohn zur Berücksichtigung bei einer Anstellung im Postwesen zu empfehlen! Die Sache war: ich hatte mir von Wien aus bis Bologna ein Aviso für Pferde und Nachtquartiere vorausgehen lassen, und der Mann, welcher dieses ebenfalls vor ein Paar Tagen bekam, mochte glauben, irgend ein mächtiger österreichischer Beamter reise in diesen Gegenden! Nun, diesmal wird ihm „sua Eccellenca“ nicht viel nützen können! Er wollte übrigens gar nicht darauf hören, wenn ich ihm sagte, ich sei nur als Fremder durch Wien gereist; er hielt das Alles für die Bescheidenheit eines Incognito, und so, um den Mann los zu werden, versicherte ich ihm, ich würde nicht verfehlen, ihn meinen Connexionen zu empfehlen!

Bei frühem Morgen fuhr ich aus Monselice. Wie schön sah doch auch noch im Rückblick der Berg aus, den ich Abends zuvor erstieg, mit seinen Kirchen, Cypressen, Pinien und Oelbäumen, oben von der höchst malerischen Ruine gekrönt! Gewiß verdiente dieser Ort und die Gegend der Euganeischen Hügel überhaupt gar sehr, daß man einmal länger hier verweilte. Man fährt so durch Rovigo und erreicht nun die Ufer des schon sehr breiten Po, fährt auf den Dämmen an seinen Seiten dahin und kommt endlich zur Ueberfahrt, welche hier, wie früher vor Rovigo über die Etsch, durch eine fliegende Fähre gut und schnell bewirkt wird. Drüben erwarteten mich graublaue päbstliche Soldaten und ich mußte in die Dogana hineinfahren, in welcher

es diesmal an einigen Unangenehmem auch für mich nicht fehlen sollte. Man war zwar anfangs nach Einsicht meines Kabinetspasses ganz artig, ließ mich eine ziemliche Summe — per la Barriera — bezahlen und visitirte gar nicht; dagegen erklärte der Polizeiofficiant, es fehle meinem Passe das Visum des päbstlichen Legaten in Venedig, obwohl ich in Venedig übernachtet habe, und man habe gemessene Ordre, dorther kommende Reisende ohne dieses Visum nicht passiren zu lassen. Es half nichts zu bemerken, daß davon doch die Polizeibehörde in Venedig mich hätte in Kenntniß setzen müssen und daß der Reisende von der Anwesenheit eines päbstlichen Legaten in Venedig unmöglich Kenntniß haben könne — man berief sich auf seine Ordre und es gab viel Hin- und Herreden. Jetzt erklärte ich indeß, daß ich, der ich wegen der Krankheit der Erzherzogin Carolina nach Florenz berufen sei, die Grenzbeamten für jeden Verzug, der mir durch sie erwachse, ernstlich verantwortlich machen werde, und brachte dadurch den Uffiziale in eine nicht geringe Verlegenheit. Endlich entschloß sich der übrigens ganz artige junge Mann, mir, unter obwaltenden Gründen, den Paß zu visiren, jedoch mit der Bedingung, in Ferrara dem Direttore di Polizia einen Besuch zu machen und ihn hievon in Kenntniß zu setzen. Während dies Alles geschah, consultirte mich beiläufig noch der Douaneninspektor über seine hypochondrischen Leiden, und nachdem ich da noch ärztlichen Rath gegeben hatte, fuhr ich endlich gen Ferrara ab. — So wollte mich doch das Schicksal nicht ungeneckt dafür lassen, daß ich die schöne Venezia, wenn auch nur im Fluge, berührt hatte!

In Ferrara kam ich in der ersten Nachmittagsstunde an, wo sich wie gewöhnlich eine Menge müßigen Volks umhertrieb, namentlich war der Markt vor der Post dicht mit allerhand Leuten erfüllt. Ich ließ meinen Diener beim Wagen (dem unter dem neugierig umdrängenden Volke ganz unheimlich zu Muthe wurde) und ging, theils Geld

umzusetzen, theils den Polizeidirektor aufzusuchen, um mein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Das Erste war bald geschehen (österreichisches Geld wird von nun an nicht mehr genommen und Alles rechnet nach Scudo und Paulo), das Andere führte mich in das inmitten der Stadt gelegene alte Castell von Ferrara, welches mit Mauerzinnen und Eckthürmen gar stattlich prangt. Glücklicher Weise war dieser Direktor ein alter, freundlicher Herr, welcher die Sachlage sogleich einsah und das Contrasigniren des Passes alsbald anordnete. So konnte ich denn nun Ferrara verlassen, welches freilich bei solchem Treiben nicht eben in poetischem Lichte erschien und mich höchstens an das harte Gefängniß des armen Tasso erinnerte.

Nach Bologna kam ich erst spät im Dunklen und fand in der **Pensione suizzera** ein ganz bequemes Unterkommen. Gestern früh 5 Uhr, bei hellem Mondschein, rollte ich schon wieder aus seinen Mauern. Ein dichter Nebel erfüllte noch die Ebene und wich erst, als ich höher in den Apenninen hinaufkam. Ein Gebirgswasser stürzt sich freudig rauschend am Wege herab, und es sah schön aus, wie, während ich fuhr, gegenüber der nicht hohe Kamm einer am Flusse sich hinziehenden Hügelkette im ersten Morgenschimmer sich erhellte und wie die schon abblassende Mondscheibe scheinbar an diesem Rande immer dahinglitt. Höher und höher steigt nun der Weg, mit vier Pferden bespannt fliegt der leichte Wagen auch die steilen Höhen schnell hinan, und immer weiter und mannichfaltiger dehnen sich die obern noch stark beschneiten Kämme der Apenninen unter dem prächtigen blauen Himmel aus. Auch mich führt nun meine Straße noch einmal in die Schneeregion. Aber die Sonne brennt heiß und in starken Bächen rieselt das Wasser des schmelzenden Schnees längs der Wege herab. Die Straße größtentheils im traurigsten Zustande, und vom Wegschaffen des Schnees ist hier so wenig die Rede, daß einen Monat früher ein paar russische Familien mit ihren

großen Reisewagen hier im Schnee stecken blieben und 24 Stunden unter freiem Himmel campiren mußten. Man kann übrigens kein besseres Bild der elenden Verwaltung alles öffentlichen Wesens in den päbstlichen Staaten haben, als in der Vergleichung des letzten verfallenen schmutzigen Grenzfleckens (wirklich ein Fleck!), sehr charakteristisch Scarica l'asino genannt, gegen die neue großartig gebaute Dogana am Eintritt in Toscana. Hier Ordnung, Nettigkeit, ein anständiges, schnell expedirendes Personal; dort schmutziges, bettelndes Gesindel, herumlehnende päbstliche Soldaten, nur zu Angriffen auf die Fremden, was das Betteln um Trinkgelder betrifft, zu gebrauchen, und ein Personal der Dogana, dem man nie genug zu geben im Stande ist. — Wird denn in diese Finsterniß nicht auch einmal ein Licht scheinen!

Von der ersten toskanischen Station Filigare hebt sich der Weg erst, senkt sich dann bedeutend und steigt nun erst bei Covigliajo gegen das höchste Joch des Apennin, auf welchem ich schon lange unter dem blauen sonnigen Himmel einen sonderbaren blendend weißen Wolkensaum hatte aufliegen sehen. Aehnlich der Brandung einer überschlagenden, langhingestreckten Woge hing diese eigenthümlich zackige Cumulusmasse längs des Jochs der beschneiten Gebirge; aber die Erscheinung wurde mir erst ihrer Bedeutung nach klar, als ich weiterhin auf dem Kamme selbst in diesen Wolkendunst eintrat, ja auf der andern Seite des Berges wieder gegen Monte Carelli herabfuhr. So wie ich nämlich jenem Kamme mich näherte, verschwand im grauen Wolkendunst die Sonne und ein Sturm tobte mir entgegen, dessen Kälte nach der frühern Sonnenhitze so durchdringend war, daß ich hier noch einmal die Wagenfester schließen mußte. Als ich dann tiefer hinab kam, als die Luft sich beruhigte, die Wolken sich wieder über mir erhoben hatten und ich den Wagen wieder öffnen ließ, da fand sich die ganze Scene verändert, denn anstatt des jenseits des Kammes durchaus blauen und sonnenhellen

Himmels hatte ſich hier eine weite, gleichmäßige Decke grauer Stratuswolken über den ganzen Himmel gezogen. So bildete denn dieſer Gebirgszug ganz eigentlich eine Wetterſcheide zwiſchen weſtlich und öſtlich von ihm gelegenen Landſtrichen; dort nach dem adriatiſchen Meere hin reine Atmoſphäre, hier nach dem thyrreniſchen Meere zu allgemeine Bedeckung! Oben am Kamme der Berge ſtieß ſich der vielleicht 50 — 100 Quadratmeilen große Stratus und hing nur mit ſeinen cumulusartig geflockten Rändern über das langhin ſich dehnende Joch hinüber. Eine ſolche Erſcheinung war mir durchaus neu; ſie erinnerte mich an das in meinen Erdlebenbriefen erwähnte Wolkentreiben auf dem Tafelberge am Cap, welches man mit dem Namen des Tafeltuches belegt, und ich wünſchte mir in alle Wege Glück, dieſen hübſchen Beitrag zur Atmoſphärologie durch Selbſterfahrung gewonnen zu haben. Hiebei war nun die Temperatur merklich kühler, und es dauerte vielleicht nicht lange, ſo wird die Ungleichheit derſelben dieſſeits und jenſeits einen großen Windſtrom erzeugt haben (jener Sturm auf dem Kamme war ſchon der Anfang dazu), und es wird ſo der jetzt noch gleich einem Eisſchutze feſtliegende Wolkenſchwall ſich in Bewegung ſetzen und dann wie ein Waſſerfall über den Gebirgskamm hinüber in die jenſeitige Atmoſphäre ſich ergießen. — Dann vielleicht drüben trübe und hüben hell! So wechſeln in der Atmoſphäre wie in der Bruſt des Menſchen die mannichfaltigſten Zuſtände!

Der Schnee verlor ſich nun allmählig wieder vom Wege und nach den ziemlich wüſten Thälern von Monte Carelli gelangt man nun gegen Cafaggiuolo in eine reizende, mildgelegene Gegend, in welcher Cypreſſen, immergrüne Eichen, hoher Burus und Granaten nebſt reichen Oelbaumpflanzungen ſchon ein volles Bild ſüdlicher Natur geben. Wie reizend lagen nicht da manche alte Baulichkeiten, von hohen, vollen Cypreſſen umringt, vor der weiten Gebirgsferne! Wie üppig hingen die blühenden Büſche

von Viburnum tinus über die Mauern, wie reichlich blühten am Boden Veilchen, Helleborus und Tussilago farfara! Hier wäre wieder ein Ort zu reichen Studien gewesen.

Doch schnell ging auch das an meinen Blicken vorüber. Wieder gelangt man in öde, steinig wilde Thäler unter dem grauen Himmel von kalter Luft erfüllt! Ein melancholisches Bild! Endlich hinter Fontebuona wird die Landschaft wieder reicher; Fiesole, auf seiner Höhe daliegend, kündigt das Arnothal an; wieder ist jeder Hügel mit Oelbäumen bedeckt, Laurocerasus, Lorbeer und Viburnum hängen ihre Wipfel über die langen, mit blauen Traubenhyacinthen bedeckten Mauern und man tritt ein in den Garten der Umgegend von Florenz!

So jagte nun mein Postillon immer abwärts die Straße gegen Florenz hinein; statt unsers Posthorns verkündigte ein immer wiederholtes, heftiges, taktmäßiges Klatschen den heranrasselnden Wagen, und so denn, vorbei an dem großen Triumphbogen der Porta St. Gallo, welcher die Stadt würdig ankündigen würde, folgte nicht gleich am Thore eine kleine, schmutzige, enge Straße, fort und fort durch die Stadt und über den Arno bis in die mächtigen Hallen des Palastes Pitti.

Noch in Reisekleidern wurde ich hinaufgeführt zu Ihrer Kais. Hoheit der Großherzogin Marie und auf das Huldvollste empfangen von dieser erhabenen Frau, deren sonst so heiteres Antlitz ein Zug tiefer Besorgniß über die geliebte Kranke, zu deren Berathung man mich gerufen hatte, umschwebte. Der Großherzog war abwesend in den Maremmen und erst nach seiner morgen zu erwartenden Zurückkunft werde ich die Kranke selbst sehen. Ich wurde daher wieder in die nahe Via maggio zu einem von hiesigem Hofe für anwesende Fremde oftmals benutzten **Hôtel garni** — der Casa Briganti — geführt und gefahren, wo ich mich denn ganz bequem eingerichtet befinde — leider jedoch in Zimmern ohne alle Aussicht in's Freie.

Florenz, den 12. März, früh.

Schon drei Tage in Florenz! Se. Kaiſ. Hoheit der Großherzog iſt zurückgekehrt, die ärztlichen Conſultationen haben begonnen, und hier führe ich nur über Das meine einſiedleriſchen Betrachtungen und Anmerkungen fort, was bei ſo ſchweren Lebensaufgaben zeitweiſe vermochte mich geiſtig auf ſchöne Weiſe anzuregen und mit friſchem Lebenshauch zu durchathmen.

Drei Erſcheinungen dieſer Art ſind in den letzten Tagen an mir vorübergegangen, deren jede auf ganz eigenthümliche Weiſe mich berührt hat. Zunächſt vorgeſtern, den erſten, wenn auch nur kurzen Beſuch der großen Gallerie degli Uffizii. Die Raphaele, die Niobe, die Tiziane, die Venus, der Apollino — Alles tauchte wie aus langer Erinnerung mit Macht und in ſeiner ganzen, jetzt noch tiefer erkannten Schönheit vor meinem Geiſte auf! Dabei dieſes ganze alterthümliche Lokal, die Durchſichten überall nach dem Arno und nach dem Palazzo vecchio — ich werde dort noch oftmals verweilen! — Ein anderes Schöne war geſtern der Beſuch der Cascini in ihrer Maiengeſtalt, mit der Sonnenwärme, dem herrlichen Himmel, den dick mit Epheu umrankten Bäumen, den mächtigen immergrünen Eichen, den dunklen Cypreſſen, den hochragenden Pinien und der Ausſicht über den grünen, klaren Arno hin auf das prächtige Florenz und die oben von Schnee leuchtenden Apenninen. Ein ſolcher Maientag im März, wo wir noch an Schnee und Eis gewöhnt ſind — und in dieſer Umgebung! Es hat etwas im höchſten Grade Anregendes, Herzerweiterndes!

Dann drittens, geſtern Abend die Freude an der erſten, recht genügenden Aufführung einer großen italieni-

schen Oper in diesem durch und durch melodischen Lande. — Was ich früher der Art in Italien gesehen und gehört hatte, war immer unerquickliches Stückwerk gewesen. Hier wurde durch zwei große Talente, die Unger und Moriani, die Gesellschaft gehoben und eine wirkliche Totalität der Aufführung erreicht. Man gab Lucrezia Borgia von Donizetti, und wenn das Stück so vortrefflich gespielt wird, so erscheint die Musik (sonst an sich schwach genug!) als Begleitung des Spiels ganz angemessen und genügend. Ich hatte die Unger nur einmal in Dresden auf dem Theater gesehen und in keiner ihr solchen Raum gebenden Rolle; hier erst konnte ich ihr volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen und sie erschien in jeder Beziehung großartig und ausgezeichnet. Auch das Publikum ist hier mehr um der Sache willen da, verhält sich aufmerksam und theilnehmend und belohnt das Gute durch lebhaften Beifall. — Wieder wie in Venedig ging ich im Mondschein nach Hause; denn eben war die unvollkommene goldene Scheibe des Mondes über dem **Ponte dei orefici** aufgestiegen, als ich den Arno in ruhiger, stiller Mitternacht, und wirklich innerlich bewegt, überschritt. Warum muß ich doch so viel Schönes allein in mich aufnehmen! Ist es doch eine sonderbar einsame Existenz, die ich hier beginne! Wenn ich Mittags so in meinem Zimmer bei Tafel sitze, Niemand um mich als mein alter corpulenter Wirth Francesco, der mir immer eine Speise nach der andern aufträgt — wahrhaftig, es mahnt mich oft an jenen Gefangenen in Tieck's Waldeinsamkeit.

Florenz, den 13. März, Abends.

Mehr und mehr fängt ſich an die Eigenthümlichkeit meines hieſigen Lebens auszubilden. So wickelt ſich jeder Abſchnitt unſrer Exiſtenz jedes Mal auf ſeine beſondere Weiſe allmählig aus ſeinen Keimen heraus! Man lebt ſich nach und nach wieder ein in die neue Epoche und trägt zuletzt leicht, was im Beginn ſchwer genug laſtete. Der geſtrige Tag brachte mir eine in vieler Beziehung erheiternde glückliche Erſcheinung durch eine Excurſion nach Fieſole. Wieder war es, wie all dieſe Tage daher, das reinſte ſonnighelle Frühlingswetter; ich hatte früh nach den nun regelmäßig geordneten Conſultationen die naturwiſſenſchaftliche Sammlung der Specola, welche jetzt ganz umgeſtaltet und durch und durch vervollkommnet wird, betrachtet, als mein italieniſcher Domeſtico gegen 12 Uhr den mir zur ſtäten Dispoſition geſtellten Wagen ankündigte, und ich über den Arno hinüber, am Dome vorbei, durch die Porta pinti gegen Fieſole hinauf fuhr. Raſch ging es zwiſchen den langen hohen Mauern der Wein- und Oelgärten jener Anhöhe zu. Welch prächtiges Sonnenlicht und welch zarter blaulicher Frühlingsduft in dem weiten Arnothale! Wie leuchteten die unzähligen Landhäuſer, wie ſchimmerte das Grau der Oliven, wie grün war der Boden unter ihnen. Den höhern Berg erſtieg ich zu Fuße und erreichte bald den freien Platz des jetzt viel reinlicher und netter ausſehenden Fleckens. Da ich einen kleinen Oelfarbenapparat mitgenommen hatte, um irgend eine Erinnerung an dieſe Umgebungen zu fixiren, ſo ſtiegen wir hinauf zu dem alten Franziskanerkloſter, in deſſen Garten mir die Stille und die prächtige Umſicht noch aus früherer Zeit in gutem Andenken geblieben war.

Auf dem ſtillen ſonnigen Vorhofe des kleinen Convento ſah ich alte ſpinnende Frauen und in Lumpen gehüllte Männer, nebſt ein Paar kleinen Kindern, Alles im Schatten des breiten Vordachs um die niedrige Pforte gelagert. Sie erwarteten die tägliche Almoſenſpende der frommen Brüder. Dabei nun die Stille des heißen Mittags, die Reihe der kleinen ſteifen Cypreſſen am Kloſter, durch welche man in die weite Ferne hinabſah; es gab ſo ein Gefühl der Ruhe und Abgeſchiedenheit, es war als hörte hier die Welt auf. Auch ich ſtand nun mit an der Kloſterpforte und mußte lange anläuten, bis der alte Bruder Pförtner kam, um zu öffnen, damit ich eingehen konnte in den ſchattigen frei am Berge hinaus gelegenen Kloſtergarten, den die Mönche ihr „Selvatico“ nennen.

Zuvor kommt man durch zwei Kloſterhöfe. Alles ſo ſtill, ſo klein, ſo anſpruchslos; der kleine Gemüſegarten in der Mitte des Kreuzganges; die alten Malereien auf den ſchlichten Wänden. Ein greiſer Frater kam den niedrigen Kreuzgang herauf, und der gebeugte Alte grüßte mit ehrerbietigem Kuſſe nicht etwa das Gewand des angemalten Muttergottesbildes, ſondern nur die weiße Wand daneben. Dann in dem Selvatico ſelbſt — welche eigene Stille; der Duft der tauſend Veilchen, welche untermiſcht mit rothen und weißen Anemonen und Himmelſchlüſſeln aus dem jungen Klee und zarten Graſe ſproßten; ringsum das Amphitheater der hohen Apenninen unter dem köſtlich blauen Himmelszelt; vor und unter mir das kleine Fieſole mit ſeinem alten Dom und hohen Glockenthurme und mit Olivengärten durchzogen. Es war etwas ganz Eigenthümliches, ſo noch nie Erlebtes. Ich wählte einen Ausſichtspunkt an der Mauer des Selvatico und verſuchte einen Vorſprung des Berges von Fieſole hinter dem Campanile zu malen. Ach was iſt aber gegen ſolchen Duft und ſolchen Reichthum das Geſchick und die Farbe auch des größten Meiſters und nun die des meinigen! Das erſte Blatt zerriß ich, das

zweite ſah wenigſtens nachher zu Hauſe etwas leidlicher aus. —

Wie ich ſo malte, kam der Bruder Pförtner beiläufig auch einmal hin, ſah mir eine Weile zu und legte dann einen Strauß duftender Veilchen neben mein zierliches Malerkäſtchen auf die alte Mauer! „Sara un pittore inglese!“ hörte ich ihn leiſe zu meinem Begleiter ſagen, welcher ſtill mit dem Kopfe nickte.

Ich ſtieg nach beendigter Skizze vom Kloſter hinunter, um die alten Mauern von Fieſole — dem uralten Faeſulä der Römer — zu ſehen, und von da, durch niedrige Weinbergsmauern, zwiſchen prächtigen Anſichten jederſeits (eine hielt ich mir noch durch eine Bleiſtiftzeichnung feſt) zu den Reſten eines großen, erſt vor wenig Jahren aufgefundenen Amphitheaters. Man hat nur einige Stufen abgeräumt, doch kann man ſich ein ziemlich deutliches Bild von den Verhältniſſen des Ganzen danach ſchaffen. Auch einige feuchte alte Gewölbe ſind aufgedeckt, und ein artiges kleines Mädchen von 10—11 Jahren zündete eine Hängelampe an, um mich in eines dieſer Gewölbe zu geleiten. Man ſah dort, wie an ſo viel dergleichen Trümmern, daß eben mit leiblichen Augen nichts zu ſehen ſei, und ſo ſtieg ich nun, es mochte 4 Uhr geworden ſein, wieder den Berg hinunter, um nach der Stadt zurückzukehren.

Als ich Abends nach meinem Krankenbeſuche Sr. Hoheit dem Großherzoge von dieſer Excurſion ſprach, meinte er: „ja ja! es iſt eine gute Luft da!“ und allerdings ich fühlte es durch und durch, daß ich eine ſolche in durſtigen Zügen eingeathmet hatte.

Ein anderes Schönes, ja eine hohe geiſtige Freudigkeit habe ich heute erlangt, denn zum erſten Male wieder betrat ich die der Kunſt geheiligten Hallen im Palaſt Pitti. Sie haben mächtig und wieder ganz anders als ſonſt auf mich gewirkt; dazu war ich in heiterer friſcher Stimmung. Gute Nachrichten waren eingegangen und der Spiegel des

Gemüthes nahm so recht klar die großen Spiegelungen der Kunst auf. Ist dies doch aber auch eine Gallerie wie keine andere, eben weil es nur die großen Räume eines alten fürstlichen Palastes sind, von Kunst- und Schönheit-liebenden Vorfahren mit dem Besten geschmückt, was sie zu erlangen vermochten, weil die Pracht, welche hier herrscht, nicht voller Ostentation und in sich zwecklos auftritt, sondern weil sie die wohlbegründete und solide Pracht eines alten Fürstenhauses ist. Man hat nicht das Gefühl, in einer Sammlung, in einem Kunstmagazin zu sein, sondern man wandelt in den Zimmern eines Fürsten, welcher Das, woran seine Vorfahren schon sich erfreuten, hier zur Freude des Landes und als edles Zeichen eines unerläßlichen fürstlichen Glanzes sorgsam bewahrt.

Und welche Werke! Ich habe früher schon so Manches darüber aufgezeichnet, einige Bilder sogar ausführlich beschrieben, jetzt würde ich doch noch bessere Auswahl treffen. Gleich beim Eintritt: Tizians Geliebte! Ein solcher Maler verdiente solchen Reiz sein eigen zu nennen! Und welche Poesie der Behandlung, diesen reinen Schmelz der Wangen, diese zart gerundeten Formen von Hals und Brust. Dann die Porträts von Raphael: dieser Leo X. mit den beiden Cardinälen — ein wahres Sinnbild der Macht des scharf Prüfenden und des doch innerlich Unfreien der päbstlichen Hierarchie. Dieser Julius II. und dieser Inghirami. Diese Bilder von Giorgione: die drei Halbfiguren, eine spielt das Cembalo; dieser Palma vecchio: eine heilige Familie mit dem so außerordentlich gemalten Kopfe des Donatar. Endlich diese Judith von Christoforo Allori, dieses höchst leidenschaftliche Bild, welches vor dreizehn Jahren mich so ganz gefangen nahm. Es hatte mir lebendig in Gedanken fortgeglüht und es begegnete mir wieder, was ich schon mehrmals erfahren habe, nämlich: daß nichts in der Seele lange getragen wird, ohne selbst seelenvoller, größer zu werden. Gegen die geistige

Schönheit, die das Bild in meinen Gedanken gewonnen hatte, erschien es mir jetzt in der Wirklichkeit etwas zurücktretend. Und doch war es immer noch ein herrliches hinreißendes Bild. Wann werden wir wieder Werke dieser Gesundheit und Freiheit entstehen sehen?

Florenz, den 14. März, Abends.

Erfahrung reiht ſich an Erfahrung. Selbſt der geſtrige Abend bei dem Direktor des hieſigen Medicinalweſens, Dr. Betti, hatte eine gewiſſe eigenthümliche Phyſiognomie. Alle Sonnabend gegen 9 Uhr verſammeln ſich 20—30 und mehr Aerzte bei ihm, um zu discutiren und neuerſchienene Schriften anzuſehen. Nach 10 Uhr nimmt man eine Taſſe Thee und geht nach 11 Uhr auseinander. Diesmal war ich ſelbſt die weſentliche Neuigkeit; ich hatte Vieles den Herren Unbekanntes mitzutheilen, da hier faſt Niemand deutſch verſteht und man alſo in der Regel nichts von den Fortſchritten deutſcher Wiſſenſchaft erfährt, — und das Ganze gewann dadurch für diesmal einen lebendigern Charakter, als ſolche Converſationen wohl gewöhnlich hier haben mögen.

Ich war heute Mittag zur Tafel des Großherzogs befohlen geweſen, und da das Wetter wieder das herrlichſte war, der Himmel „un bel turchino“, wie mein alter Wirth ſagt, ſo lies ich um 5 Uhr anſpannen und fuhr vor die Porta St. Miniato, um bei ſinkender Sonne noch zur Kirche St. Miniato hinanzuſteigen. Ziemlich ſteil geht der mit Steinen belegte Weg hinauf, und ich empfand, was ſchon Dante ſagt, daß durch dieſes Steigen die Schnelle des Gehens gar ſehr unterbrochen werde:

„Come a man destra per salire al monte
Dove siede la chiesa che soggioga
La ben guidata sopra Rubaconte,
Si rompe del montar l'ardita foga
Per le scalée che si fero ad etade
Ch'era sicuro'l quaderno e la doga.“

Da ſtand ich nun wieder vor jener alten Kirche unter den dunklen Cypreſſen, umher wandelten eine Menge Leute aus der Stadt, die der Sonntag und das ſchöne Märzen-

wetter, wir würden ſagen Maienwetter, herausgelockt hatte. Knaben tummelten ſich auf dem grünſammtnen Raſen umher, und vor den erſtaunten Augen breitete ſich das Arnothal mit dem alterthümlichen Florenz im goldenen Abendlichte aus.

Dreizehn Jahre waren vorübergegangen ſeit ich das letzte Mal dieſes Anblicks mich erfreute. Was hatte ſich nicht während dieſer Zeit Alles in mir und neben mir begeben, erſchloſſen, verloren! Das Eine weiß ich und erkenne es: daß dieſe Erſcheinungen jetzt noch tiefer auf mich wirken als damals; fühle ich mich doch in ſo mancher Beziehung wieder um einen Theil reifer und reicher.

Ich ging von St. Miniato noch hinüber nach dem halbverfallenen Caſtell, welches die alte Kirche St. Croce einſchließt. Schon der Eintritt zwiſchen den hohen dick mit Epheu überzogenen Mauern durch das alte dunkle Thor iſt prächtig; dann dieſe alte merkwürdige Kirche mit ihrer bunten Marmorbekleidung, ihre innern großen Hallen, die obere merkwürdige Kapelle mit ihren äußerlichen Moſaiken nach Cimabue und den innern großen ſchönen Fresken von Giotto. Man ſieht an der Decke zwiſchen azurblauen mit goldenen Sternen bedeckten Feldern die vier Evangeliſten in großen Figuren; die untern Gemälde ſtellen Geſchichten aus dem Orden der Camaldulenſer vor, und die langen weißen Gewänder all dieſer Geſtalten wirken ſehr gut auf dieſen nie ſehr hell erleuchteten Wänden. Die größte Farbenpracht aber gab die Abendſonne, deren hochorangerother Strahl ſchon durch die halbgeöffneten Flügel der Kirchenthüre leuchtete und dann beim Austritt in's Freie Berg und Thal mit wunderbarem Glanz erfüllte. Es war außerordentlich! —

So ſank nun die Dämmerung herab. Ich wanderte noch ein Stück längs der alten mächtigen Stadtmauern von Florenz, über deren Thürmen der Abendſtern leuchtete, fuhr dann zur Conſultation, und beſchloß meinen Abend

endlich bei Professor Amici, der mir bei wohlgestelltem Lampenlicht sein neuestes Mikroskop vorzeigte, dessen Wirkung vortrefflich war, und welches ich um so mehr loben mußte, da er bei seiner jetzigen Construction die alte wagerechte Stellung des Rohrs vermeidet und ihm, wie bei den Schink'schen, die weit bequemere perpendikulare Richtung gegeben hat.

Während wir nun da an einem Tische unsre mikroskopischen Untersuchungen machten, sammelten sich um den andern größern, wo seine Frau und Tochter Platz genommen hatten, nach und nach mehrere Besuchende, eine lebhafte Conversation entspann sich unter ihnen und so hatte ich denn reichliche Gelegenheit, neben meinen Untersuchungen zugleich das eigenthümlich Halbsingende dieses florentinischen Dialekts im frischesten Strom der Rede zu beobachten.

Florenz, den 17. März, Abends.

Tag an Tag geht schnell hier vorüber und die Feder muß sich eilen, will sie anders dem flüchtigen Leben nachfolgen. Unter den drei letzten Tagen möchte wohl der heutige der reichste gewesen sein. Am Montage brachte ich Vor- und Nachmittag unter ärztlichen Consultationen in der Stadt zu, und nur gegen Abend konnte ich dazu kommen, einen Spaziergang gegen Poggio imperiale hinauf auszuführen. Diesen Weg hatte ich vor 13 Jahren oftmals in drückender Hitze zurückgelegt, wenn ich von der Bibliothek des Großherzogs hinaus zur Tafel wanderte. Da erklangen die Cypressen und immergrünen Eichen dieses Weges vom Geschrill der Cicaden, während diesmal ich den Weg an einem milden, feuchten Abende bei graubedecktem Himmel zurücklegte. Es ist doch Alles in diesem Lande von einer gewissen scharfen prägnanten und meistens schönen Physiognomie. Wie ernst und bedeutend nahmen sich die dunklen Cypressen mit ihren silbergrauen Stämmen und wie groß und massig die vollbelaubten immergrünen Eichen aus, während die blaulichen Fernen der Gebirge in schönen Conturen sich dahinter lagerten! Der Palast von Poggio imperiale lag ganz einsam und verödet da und brachte mir doch auch in dieser Gestalt meine ganze damalige Existenz, als ich es längere Zeit bewohnte, deutlich in die Gedanken zurück. Ich beschloß den Abend in dem angenehmen Kreise der liebenswürdigen dänischen Familie des Grafen Moltke, welche seit einer Reihe von Jahren in Italien einheimisch geworden ist. Auch ihnen scheint es schwer zu werden, den südlichen Himmel mit dem der dänischen Küsten wieder zu vertauschen.

Zwischen die ärztlichen Besuche des gestrigen Vormittags

flocht ich meinen Beſuch in San Lorenzo ein, um die Capella dei Medicis wiederzuſehen, in deren Kuppel nun die Gemälde von Benvenuti beendigt ſind, ohne vollendet geworden zu ſein: ſie athmen vielmehr ganz den kalten Hauch akademiſchen erlernten Weſens und ſtimmen in ſo fern zur Conſtruction der ganzen Kapelle, welche trotz ihrer Größe und trotz ihres Reichthums an geſchliffenen Marmor- und Porphyrarten, womit die Wände bedeckt ſind, immer einen ſchweren, unerfreulichen Eindruck zurückläßt. Lieber war es mir, noch einmal in die ſogenannte neue Sakriſtei hinabzuſteigen: das erſte größere Bauwerk Michel Angelo's! — Dort ſitzt die Geſtalt jenes Julians des Mediceers zwiſchen den Geſtalten des Tages und der Nacht! Dieſer Mediceer erſcheint hier ganz als Ausdruck des tiefſinnigen Geiſtes des Künſtlers ſelbſt; die Italiener nennen ihn deßhalb „il Pensieroso“, und wirklich, er erinnert unwillkürlich an die Macht des Gedankens, wie ſie herrſchend und allein beharrend, alle Gebilde des Tages und der Nacht in Ewigkeit überdauert.

Wollte dann auch eigentlich noch in St. Maria novella eintreten und mir die Capella dei Spagnuoli aufſchließen laſſen, aber ich traf in eine der jetzt in allen Kirchen gehaltenen Faſtenpredigten. Eine Maſſe Volks umſtand die Kanzel und über ihm war ein ungeheures Segeltuch, flach wie das Dach eines weiten und breiten Baldachins, ausgeſpannt (es ſoll den Schall brechen und das Verhallen der Rede in der Kirche verhindern). Ich ſparte mir alſo dieſen Genuß auf ein anderes Mal.

Nach 12 Uhr hatte ich einen Beſuch im großen Hoſpital St. Maria nuova zugeſagt und die meiſten der dort ihre Kliniken haltenden Profeſſoren fand ich vereinigt, um mich daſelbſt in den Sammlungen zu orientiren. Ich durchging mehrere der ungeheuren Krankenſäle (gegen 1000 Kranke werden hier täglich verpflegt), in denen jetzt ſämmtliche in Toskana promovirte Aerzte ihren zweijährigen Curſus

zu machen haben, bevor sie die Erlaubniß zur Privatpraxis erhalten. Wir sprachen mancherlei über eine Einrichtung, die ihre großen Licht- und Schattenseiten hat. Wenn nämlich einerseits es gut und nützlich ist, daß der Arzt viel Kranke sehe, ehe er allein seine Wirksamkeit beginnt, so giebt auf der andern Seite diese lange (mit den Universitätsjahren mindestens 4—5jährige) bloße Spitalpraxis den jungen Leuten eine gewisse Theilnahmlosigkeit und Routine, welche immer sehr fern von dem Wesen des echten Arztes bleiben sollte. Sie gewöhnen sich unwillkürlich, den Kranken, dessen Schicksal als Mensch ihnen ganz fremd bleibt, mit dessen Leben, dessen Familie sie in gar keine Berührung kommen, nur als Gegenstand der Kunst, als Phantom, als Aufgabe für Zeichnung einer möglichst genauen Diagnose anzusehen. Ist diese entworfen, so handelt es sich zunächst nur noch darum, schulgerecht die Indicationen festzusetzen, und dann — interessirt sie höchstens noch die zu machende Sektion des etwa Verstorbenen, um die Resultate mit der gestellten Diagnose zu vergleichen. Wird der Kranke geheilt, so sieht ihn der Arzt nicht wieder und von allem weitern schönen menschlichen Verhältniß, welches den Arzt an seine Pflegebefohlenen bindet, durch welches er namentlich recht eigentlich der Schutz und Rath in gesunden Tagen und — was oft so unendlich wichtig ist — der Vorbauende und Verhütende gegen Krankheit werden soll, wird er hier nie einen Begriff erhalten. — Ich habe die Nachtheile dieser Art ärztlicher Bildung schon mannichfach hier zu beobachten Gelegenheit gehabt, und wie oft mußte ich bei meinen Consultationen die vertrauensvoll ausgesprochene Klage der Kranken hören:

„I nostri medici trascurano.“

In den Kabineten für pathologische und physiologische Anatomie fand sich manches Sehenswerthe und Interessante, und Alles hatte seit 13 Jahren sich wesentlich vermehrt und vervollständigt, auch in der Aufstellung verbessert. Neu

waren für mich die Präparate des verstorbenen Segato, welcher so lange bemüht war, ein Verfahren zu finden, animalische Substanzen, und namentlich Theile des menschlichen Körpers, einer Art von Versteinerungsprozeß zu unterwerfen und sie der Verwesung zu entziehen. Wunderliches Bestreben des Menschen, immer von Zeit zu Zeit wieder auftauchend in der Geschichte, dem unausweichlichen Kreislauf der Natur hemmend entgegentreten zu wollen! — Aus dem jetzt in Concurs verfallenen Nachlaß dieses ehemaligen Rechtsgelehrten hatte die Regierung eine große Anzahl Präparate erstanden, welche sich gegenwärtig in der physiologischen Sammlung hier aufgestellt finden. Was hatte er nicht Alles zu versteinern gesucht! Menschliches Blut, Substanz des Gehirns, der Drüsen, der Nieren, der Leber u. s. w. Alles sah man, wenn auch nicht in wirklichen Stein, doch in eine harte, sprödem Harz nicht unähnliche Masse mit Beibehaltung seiner Structur verwandelt. Ja, er hatte den sonderbaren Einfall gehabt, eine Art von Arbeit in pietra dura auf diese Weise auszuführen und mit angeschliffenen Stücken verschiedener Organe sich ein kleines Tischplatt auslegen zu lassen, wie man es wohl sonst mit Porphyr, Agat und Jaspis zu thun gewohnt ist. Welch' wunderbare Vorstellung würde es nun geben, sich ein Zimmer ausgelegt zu denken mit den verschiedenen angeschliffenen Stücken aus dem Innern bald uns theuer, bald uns widerwärtig gewesener Verstorbener! Denkt man sich das Zimmer etwa noch erleuchtet mit Kerzen aus zu Fettwachs umgewandelter Muskelsubstanz anderer Körper, so wird das unheimliche Hoffmann'sche Bild durchaus vollständig! Auch die Haut einer schönen Frauenbrust, fast in natürlicher Weiße und als feste, schöngerundete Form erhalten zu sehen, hätte zu manchen asketischen Betrachtungen Veranlassung geben können.

Das Geheimniß seines Verfahrens scheint übrigens mit dem Erfinder untergegangen zu sein, und er, der so

Vieles erhalten wollte, konnte am wenigſten ſich ſelbſt dem allgemeinen Schickſal der Vergänglichkeit entziehen.

Der Spätabend dieſes Tages geſtattete eben noch einen Spaziergang nach dem oberhalb des Boboligartens gelegenen Kaſtell. Die Ueberſicht der Stadt und der Umgegend iſt prachtvoll von dieſen Wällen! Hinter Bello-ſguardo ſank die Sonne in Purpurglut unter Wolken, und der Duft über der weiten Ebene nach Piſa und in den Apenninen hinauf war für alle Farbe unnachahmlich.

Heute endlich konnte ich zwiſchen einigen auf den Vormittag zugeſagten Conſultationen dahin kommen, einen beſondern Wunſch auszuführen und das Porträt des Dante von Giotto aufſuchen, welches in der alten, ſeither zum Gefängniß dienenden Kapelle im Bargello kürzlich entdeckt worden iſt. Wer, der Florenz ſah, kennt nicht dieſes alte wunderliche Gebäude, von Lapo im dreizehnten Jahrhundert erbaut, und freute ſich nicht an ſeinem maleriſchen Hofraum mit der Freitreppe und den vielen in die Mauer eingelaſſenen Wappen? Diesmal ſtiegen wir eine kleine alte Treppe im Winkel des Hofes hinauf, eiſerne Thüren eines Gefängniſſes raſſelten auf und ich kam in einen in zwei Abtheilungen geſonderten, roh ausgeweißten Raum, welcher früher als Hauskapelle gedient hat und damals mit Freskobildern auf allen Wänden bedeckt war. Es machte den ſonderbarſten Eindruck, auf den untern überweißten Mauern erſt einige elende Malereien hier eingeſperrt geweſener Delinquenten zu gewahren, dann aber, als ich auf das Gerüſt in der zweiten Abtheilung hinaufgeſtiegen war, die mühſam von der Kalkſchale des Ueberweißens befreiten alten Bilder zu entdecken. Allerdings iſt es nicht möglich, von Anordnung und Sinn dieſer Bilder nach den ſo wenigen aufgedeckten Reſten ſich eine deutliche Vorſtellung zu machen. Zu ſehen iſt, daß hoch oben, nahe der Decke, der Maler eine Reihe Heiliger aufgeſtellt hatte, deren vergoldete und erhaben gearbeiteten Heiligenſcheine noch durch die Ueberweißung

hindurch zu erkennen ſind. Weiter unten mochte dann eine Reihe namhafter Florentiner aufgeführt geweſen ſein, und hier gerade iſt es, wo ein gutes Geſchick bei dem Ablöſen des Kalks zuerſt den Kopf und Oberkörper des Dante hat frei werden laſſen. Leider hat das Schickſal, mit dem der Dichter ſchon im Leben genugſam kämpfen mußte, ihn auch jetzt noch verfolgt, denn ein Nagel, der einmal durch die Kalkdecke zufällig hier in die Wand geſchlagen worden iſt, hat gerade am Unteraugenliede ein ziemliches Stück Kalk losgeriſſen und ſein Abbild verletzt. Uebrigens iſt der Kopf wohl erhalten, ernſt und tüchtig gemalt und verdient wohl eine recht genaue Nachbildung und Vervielfältigung! [1] Aus dieſem Bilde ergiebt ſich nun auch die Echtheit der lange bekannten Todtenmaske des Dichters. Hier iſt er jedoch jünger und ſo aufgefaßt, wie man ihn ſich denken darf:

„nel mezzo del Camin di nostra vita!“

Neben und etwas hinter ihm gewahrt man einen ſchönen, noch etwas jüngern Kopf — ſollte es vielleicht der Sänger Caſella ſein, der noch vor ihm dahinſchied und deſſen Geſang:

„Amor che nella mente mi ragiona“

den Dichter noch am Berge der Läuterung feſthielt? Ein weiter nach ihm folgender älterer Kopf könnte wohl Brunetto Latini ſein. Die Kapelle ganz wieder herzuſtellen möchte leicht eine noch mühſamere Arbeit ſein, als einige herkulaniſche Bücherrollen abzuwickeln!

Da ich einmal in dantesken Betrachtungen war, ſo fuhr ich auch gleich noch zur Kirche St. Croce, wo neben Mich. Angelo's, Galilei's, Machiavelli's und andern Denkmälern auch Dante neuerlich ein großes Monument durch Ricci im Auftrage des Großherzogs erhalten hat. Es iſt

[1] Ich erhielt ſpäter die von Marini mit großer Genauigkeit nach einer vollſtändigen Durchzeichnung in der Größe des Originals ausgeführte Lithographie, und habe die erſten Exemplare dieſes merkwürdigen Blattes mit nach Deutſchland gebracht.

ziemlich im neufranzösischen Styl; Dante sitzt hoch oben, fast wie der Pensieroso in St. Lorenzo, mit halbnacktem Oberkörper, und unten beugt sich einerseits die trauernde Poesie über seinen Sarkophag, während eine andere Figur, Florenz vorstellend, mit Stolz auf ihn zeigt; darüber die Stelle der divina Comedia:

„Onorate l'altissimo pöeta."

Dante's einfach erhabener Geist weht nicht über diesem Werke! Ricci hat offenbar das Erhabene mehr im Raume gesucht als in der Idee erfaßt. Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesem steinernen Dante gab übrigens ihm gegenüber — umgeben von andächtig dumpfer Menge unter dem großen Segeltuche — der die Fastenpredigt haltende Mönch! Der eine so wenig als der andere konnte mir besondere Theilnahme abgewinnen! — Ich ließ mir noch sonstige Merkwürdigkeiten und Alterthümer der Kirche zeigen. Sie enthält viele Wandgemälde von Cimabue, Giotto und seinem Schüler Taddeo Gaddi. Interessant ist in einer Sakristei ein kleines Oelbild auf Holz, welches als Giotto's Porträt, von ihm selbst gemalt, gezeigt wird. Unter den neuen Sachen gefiel mir einer der kleinen trauernden Genien am Denkmale der Fürstin Albanien, von Santarelli gearbeitet. Der Knabe steht so einfach und hübsch da und senkt das Lockenköpfchen so rührend — es liegt große Wahrheit der Empfindung darin!

Nachmittag wurde das Wetter schön und ich fuhr nach Bello-sguardo, einer vor der Porta romana hoch gelegenen einfach zierlichen Villa, berühmt wegen ihrer weiten Umsicht über Florenz und das Arnothal! Ach, welche Luft dort unter diesen Lorbeerbüschen und blühenden Viburnum tinus, diesen Cypressen und den überall sich erschließenden Frühlingsblumen! Dabei war es so ruhig dort! Eine artige Gärtnersfrau schloß mir die Terrasse des Hauses auf — und das ganze Arnothal im weitesten Ueberblicke lag vor mir! — Nein, so habe ich vor dreizehn Jahren

dieſe Sachen nicht geſehen! — War ich doch damals nie ſo ſtill, ſo allein, ſo auf mich reducirt! — Ja, es iſt etwas Außerordentliches, dieſes Florenz und dieſes Thal mit ſeinen Tauſenden von Villen, mit ſeinen weiten Oelgärten und ſeinem Kranze erhabener Gebirge! — Und wieder dieſes Abendlicht! — Wie der ſchräge duftige Sonnenſtrahl hinfiel auf die Ebene nach Livorno! — Halte das feſt, mein Gedächtniß!

Dann wieder unten in dem Garten! Um das Haus herum waren Anlagen von Citronen und Orangen. Noch war die Ueberbauung von Stroh nicht hinweggenommen, wohl aber waren hie und da breite Klappen dieſer Ueberbauung geöffnet, um Luft und Sonne zu den reifenden Früchten zu laſſen. Auf den Beeten ſtand der Kohl ſchon in hohen gelben Blüthen und verbreitete ſüßlichen, anmuthigen Duft. Ich blieb lange da, zeichnete einen zum Hauſe gehörigen alten Thurm, und ſchied zuletzt nur ungern.

Den Spätabend brachte ich in der Oper zu. Man gab Beliſario, eine der elendeſten Opern von Donizetti. Ich war nur der Unger zu Gefallen hineingegangen, aber aus ſolchem Zeuge konnte auch eine ſolche Künſtlerin nichts Rechtes herausbilden. Sie chargirte tüchtig einige Stellen und erregte einen Sturm von Beifall; ich aber war wohlzufrieden, wie ich die Ohrenqual dieſer Muſik los war.

Ein Tenor Roppa wurde mir heute bekannt, der auch ſehr zu loben iſt. Aber iſt ja doch dieſes Volk überhaupt klangreich geboren! Wenn ich ſo Abends auf den Straßen gehe und höre bald Einen, bald Mehrere ſo für ſich hin ſingen: immer klingt es ſonor, melodiſch, muſikaliſch! Nie hört man das ungeſchickte Geplärr, wie es bei uns ſo oft, wenn die liebe Jugend vom Biere beſeeligt zur Stadt kehrt, ſich vernehmen läßt! — Dem Italiener iſt der gute Klang ſeiner Stimme faſt eben ſo angeboren, wie ſeine ſcharfe und faſt immer kluge und lebendige Phyſiognomie.

Florenz, den 19. März, Abends.

Gestern war der Himmel grau und das Wetter kühl und regnerisch. Ich brachte späterhin ein Paar Stunden auf der Bibliothek des Großherzogs zu, auf welcher ich schon bei meiner vorigen Anwesenheit Vielerlei gearbeitet hatte. Der jetzige Oberbibliothekar ist Herr v. Gräberg, ehemals über 6 Jahre dänischer Consul in Marocco und in 14 Sprachen wohlbewandert. Er hat eine kleine, italienisch verfaßte, aber von Reumont auch deutsch bearbeitete Schrift über die inneren Verhältnisse von Marocco herausgegeben, welche ich mit nach Hause nahm und mit Interesse durchgegangen habe. Schade, daß der Mann zu befahrt und halb taub ist, wodurch die Conversation mit ihm eine sehr unbequeme wird.

Gegen Abend machte ich noch einen Spaziergang nach St. Miniato hinauf, stieg in einen der dort umliegenden Oelgärten und brachte es trotz des feinen Regens noch dahin, eine kleine Farben-Skizze von dem in Abendduft und feuchten Nebel daliegenden Florenz zu nehmen. Gerade so in diesem zarten Grau hob sich die Masse des Doms mit dem Campanile prächtig hervor! Und wenn wäre denn diese Ansicht nicht schön!

Zwischen vielfachen ärztlichen Berathungen gelang es mir heute, doch auch als Erholung mir in St. Maria novella die große merkwürdige, schon im 13. Jahrhundert gestiftete Capella dei Spagnuoli eröffnen zu lassen. Lange schon hatte ich mich gesehnt, die dortigen prächtigen Fresken von Memmi und Gaddi wiederzusehen. Wie schön müßte es sein, an warmen Frühlingsnachmittagen manche Stunde ganz allein in diesem kühlen wunderbaren Raume zu verleben! Diese alten Gestalten sind so einfach und tüchtig

empfunden — das ganze Leben der alten Kirche steigt frisch und mächtig von den Wänden und dem Gewölbe auf den Beschauer herab! Da stehen die alten Maler: Cimabue in seinem weißen Gewande, dahinter Giotto, vor ihm Memmi und Gaddi, dort erkennt man Petrarca und Laura; der Dom von Florenz, nach seinem ersten Entwurfe gemalt, zeigt sich daneben, und darüber öffnet Christus die Zugbrücke und läßt die triumphirenden Seligen in das neue Jerusalem eingehen. Während nun diese Erscheinungen die eine Wand einnehmen, wogt oben am Gewölbe noch das Schiff der Jünger im Sturme, daneben begeben sich die Wunder der Kreuzigung und Höllenfahrt, und gegenüber sitzen zu den Füßen der Cardinaltugenden und Künste die Väter aller weltlichen und geistlichen Gelahrtheit. Wirklich, es ist eine der ergreifendsten bildlichen Poesien aus jener alten Zeit!

Weniger bedeutend ist die nachher noch besuchte Kirche del Carmine. Auch ihre Stiftung fällt in's 13. Jahrhundert, allein sie ist später abgebrannt und neu erbaut, wobei sich denn mancherlei im überladenen Styl verzierte Kapellen u. dergl. eingefunden haben. Schön war der alte Kreuzgang mit seinen Begräbnissen und den in seinem sonnigen Mittelraum angepflanzten, ganz jungen Oelbäumen. Es kam mir vor wie eine Auferstehung aus diesen Gräbern. Auch eine daran anstoßende Kapelle mit dem großen Abendmal von Vasari ist immer merkwürdig, obwohl in diesem Maler schon ein Empfindung-armes Machwerk entschieden vorherrscht.

Als ich nach allen Consultationen und Betrachtungen Mittags nach Hause kam, paradirte ein trefflicher Fasan auf meiner einsamen Tafel — denn gestern Abend fanden sich zwei dieser aristokratischen Vögel sauber in Tannenreiser gepackt in meinem Zimmer, welche mir auf Befehl Sr. Hoheit des Großherzogs zugesendet worden waren. Es kam mir ganz heimathlich vor, allwo von Freunden und Collegen aus Böhmen mir auch zuweilen dergleichen gefiedertes Wild

verehrt wird. Diesmal konnte ich von meinem Reichthum niemand näher Befreundetem abgeben; um indessen den Gedanken an Dresden noch weiter fortzuspinnen, sendete ich den zweiten Fasan der Frau des Dr. Barzelloti, welcher mich eben für morgen zu Tisch geladen hatte.

Der schöne Nachmittag lud wieder zu einer Spazierfahrt ein und ich wählte diesmal die Certosa, am Wege nach Rom gelegen, zum Zielpunkte. Es ist in diesem Jahre gerade ein halbes Jahrtausend, daß dieses Kloster durch Acciajoli gestiftet und nach Giotto's Zeichnung zu bauen angefangen wurde. Imposant liegt es auf seiner, das Thal weithin beherrschenden Anhöhe, und oben herrscht in seinen Häfen und den nur noch von wenig Mönchen bewohnten Hallen eine wohlthuende Stille und tiefe Abgeschiedenheit. Interessant sind im Kreuzgange neben der Kirche die alten Glasgemälde nach Raphaels Zeichnungen und in einer untern Halle das Grabmal des ritterlichen Acciajoli, noch ganz in alter Form nach Giotto's Angabe erhalten. — Als ich dann über das stille Campo santo wegschritt, wo die dunkelrothen Anemonen neben immergrünen Burushecken hervorblühten, öffnete sich eine der verlassenen Zellen dieser Brüder Camaldulenser, und vor mir lag die schönste Uebersicht des nahen Thales und der fernen Apenninen. Ich setzte mich in eines jener stillen Klosterfenster und skizzirte den um Florenz überall sichtbaren schöngeformten Monte murello nebst den vor ihm gelegenen, mit weißglänzenden Landhäusern bedeckten Hügeln; neben mir stand der in seinem weißwollenen Gewande selbst sehr malerisch sich ausnehmende Frater und Alles athmete um mich her eine tiefe selige Ruhe.

So sank allmählig der Abend herab; am hellen, nur von einzelnen farbigen Wolken umspülten Himmel trat die Venus hervor und bei einbrechendem Dunkel kam ich wieder nach der Stadt, um diesmal, nach der gewöhnlichen Consultation, meinen Spätabend ganz still für mich zu beschließen.

Florenz, den 21. März.

Auch der gestrige Tag brachte manches Interessante. Früh erübrigte ich eine reichliche Stunde für die Sammlung der Akademie der Künste. Manches hat sich in 13 Jahren in ihrer Lokalität geändert und namentlich haben die kleinen Bilder von Fiesole jetzt zweckmäßig ein eigenes, gut erleuchtetes Zimmer erhalten. Mit besonderer Freude aber sah ich im großen Saale die Kreuzabnahme von Fiesole wieder, von der ich vormals einige Durchzeichnungen abnehmen durfte, und welche mir schon damals wegen des eigenthümlichen Typus in Bildung der Augen [1] zu denken gegeben hatte.

Auch hier konnte ich das innere Fortbilden des Geistes an einer lange innerlich bewahrten Vorstellung recht deutlich gewahr werden. Ich hatte das Bild noch sehr gut im Gedächtniß, aber es war in meiner Seele noch klarer, ätherischer und vollendeter in den Formen geworden, so daß es mir in der Wirklichkeit nicht mehr die volle Befriedigung gewähren wollte. Wie wichtig daher, irgend eine Idee zu künstlerischen wie zu wissenschaftlichen Aufgaben *lange* in stiller Seele gegenwärtig zu halten, bevor man an deren Ausführung geht! Je länger gehegt, desto reifer, schöner kann sie werden. Durch große eigenthümliche Schönheit überraschte mich diesmal das große Bild von Perugino mit der Glorie der Madonna oberwärts, und dem St. Johannes und Engel Michael unten im Vordergrunde. Das Vollendetste der ganzen Sammlung aber sind doch eigentlich die beiden Köpfe zweier Mönche aus Valambrosa, welche *Raphael*, als er mit seinem Meister dort war (denn eben jenes schöne Bild malte Perugin für Valambrosa) in erster Jugend ausgeführt hat. Diese, wenn auch noch etwas starre

[1] Vergl. den frühern Aufsatz, S. 18.

Schärfe der Charakteristik, dieses rein Menschliche und doch in so großartigem Styl Gefaßte wüßte ich kaum sonst irgendwo in seinen Werken in dieser Weise zu finden. Auch ein Carton von Raphael, eine Madonna mit dem Kinde, ist erfüllt von seiner eigenthümlichen Grazie. Ein sehr schönes Bild von Lorenzo da Credi ist auch hier: die Madonna kniet vor dem am Boden liegenden Kinde, ein jüngeres Mädchen, verwundert über die Schönheit des Göttlichen, neben ihr. Ueberhaupt ist die ganze Sammlung doch so höchst merkwürdig für die Geschichte der Kunst. Man sieht von Verrocchio, dem Meister des Leonardo da Vinci, ein Werk, welches in vieler Hinsicht lehrreich ist; man sieht von Gentile da Fabriano eine — allerdings sehr nachgebräunte — Anbetung der Könige reich an Vergoldung. Besonders die jugendliche Gestalt des einen der drei Könige kann vortrefflich genannt werden. Man sieht von Alessandro Boticelli mehrere große merkwürdige Bilder. Die rothgekleidete Gestalt eines Kardinals auf dem einen ist so vortrefflich gemalt, daß man sie dem Besten jeder Zeit gleichstellen darf. Auch von Mariotto Albertinelli eine eigenthümlich byzantinisch aufgefaßte Kreuzigung; von Filippo Lippi: Krönung der Jungfrau, und andere sehr anziehende Bilder sind hier. Mit dem alten, die Bilder sehr gut kennenden Custode, der in eigenthümlicher Physiognomie und stark gekrümmter Haltung mich durch eine scharfe Aehnlichkeit mit meinem verehrten Freund Tieck lebhaft überrascht hatte, durchging ich dann noch die Säle, wo die Gypsabgüsse in reicher Sammlung aufgestellt sind. Wie ein Stern leuchtete mir dort die Venus von Milo entgegen — diese vollendetste Wiederholung Dessen, was Natur von schönen weiblichen Formen gebildet hat! Ein Blick auf diese Gestalt ist wie ein Athemzug in reiner schöner Alpenluft; er giebt uns die volle Genüge des Lebens! Nein, zu dieser Freiheit, Größe und Gesundheit der Erscheinung hat sich noch gar Nichts in neuerer Kunst erhoben!

Zu Mittag war ich bei Dr. Barzelotti, dem einzigen Arzte in Florenz, welcher deutsch versteht und deutsche Schriften liest, zusammen mit dessen Schwiegervater, dem alten Ritter Benvenuti, Director der Akademie der Künste, und, wie es seine Bilder in der Kuppel von St. Lorenzo zeigen, ein wahrer Repräsentant des gesammten akademischen Wesens. Indeß noch einige Künstler waren mit in der Gesellschaft, von denen einer, Car. Mussini, lange in Berlin gelebt und von dort eine junge anmuthige Frau mit hiehergebracht hat, und so verflossen denn ein Paar Stunden in diesen Umgebungen sehr angenehm.

Nachmittags besuchte ich einige der gern längs des Arno ihre Werkstätten und Magazine aufschlagenden Alabaster-Bildhauer. Zierliche Arbeiten im nettesten Material und zu sehr mäßigen Preisen! Man kommt nie fort, ohne davon Etwas mitzunehmen.

Den Abend beschloß ich wieder im medicinischen Convent bei Betti, wo ich mich von jüngern Aerzten förmlich umlagert fand, um ihnen manches Ergebniß meiner physiologischen und morphologischen Studien tant pis que mal in meinem Italienisch mitzutheilen.

Florenz, den 22. März.

Wenig Neues habe ich vom gestrigen Tage diesen Blättern zu vertrauen. Vormittags sah ich die orthopädische Anstalt des Dr. Carbonai — ein Mann, welcher längere Zeit in Paris bei Guerin sich aufgehalten und hier ein in seiner Art sehr Vollkommenes und für Italien Außergewöhnliches hergestellt hat. Kenne ich doch bisher in Deutschland keine Anstalt dieser Art von gleicher Zweckmäßigkeit. Die mir an Gypsabgüssen und in Natur vorgezeigten Fälle, wo nach Sehnendurchschneidungen verkrümmte Gliedmaßen hergestellt worden waren, bezeugten das Geschick und die zweckmäßige Behandlung des Arztes. Auch die mannichfachen Vorrichtungen zu Turnübungen waren wohl ausgedacht und gut eingerichtet. Mehrere junge Mädchen schwangen sich mit Geschick und Zierlichkeit auf den eleganten Schaukeln.

Nachmittag besuchte ich das nahe vor der Stadt auf einer Anhöhe in einem Oelbaumwalde gelegene alte Kloster Monte Oliveto. Das Ganze zeigt einen eigenthümlich schwermüthigen Charakter — die alten gelblichen Mauern, das Silbergrau der Oliven, die Stille und Einsamkeit da oben, und doch wieder der reiche Ueberblick über Thal und Stadt! Eine der hübschesten Ansichten davon bewahrte ich mir in Farben und hoffe noch manchmal dorthin zurückzukehren.

Dann fuhr ich über die neue elegante Eisenbrücke unterhalb der Stadt (eine andere liegt oberhalb derselben) hinüber nach der Cascini. Wie schön ist nicht die Aussicht von dieser Brücke Strom auf- und Strom abwärts! Die unter Gewölk hervortretende Abendsonne vergoldete noch einmal alle Fenster der vorliegenden Gebäude und zwischen den knospenden Bäumen und üppigen Rasen lustwandelten Tausende von Spaziergängern, welche der Frühling und

der Sonntag Nachmittag in's Freie geführt hatte. Ich fuhr längs der hohen alten Stadtmauern — sie sind hie und da dick mit Epheu überwachsen — bis zum Triumphbogen der Porta St. Gallo, welcher 1739 für Franz I. errichtet worden war, und kehrte von dort, am Dome vorbei, nach meinem einsamen Zimmer zurück.

Florenz, den 23. März.

So ſpinnen ſich die Tage dieſes Florentiner Lebens immer einer nach dem andern ab. Schon beſchäftige ich mich oft in Gedanken mit dem Entwurfe zu einem Ausfluge nach der heiligen Roma, bevor ich über die Alpen zurückkehren würde — indeß liegt da noch Vieles dazwiſchen!

Unter den Kranken, die ich geſtern zu berathen hatte, war einer, der mich pſychologiſch beſonders intereſſirte: Louis Buonaparte, vormaliger König von Holland. Halbgelähmt, mit ſtarkem Leib und dunkler Perrücke, erſchien er mir, umgeben von einer Menge Bilder und Kupfer und Büſten aus jener Kaiſerzeit, die wie ein ſchwerer Traum vor dreißig Jahren über Europa zog, gleich einer lebenden Ruine jener ſeltſam tragiſchen Periode. Der Kopf erinnert ganz an Napoleon. Auch hier ſind die Züge immer noch ſtark und bedeutend, und es liegt noch jetzt eine gewiſſe Geiſteskraft in dieſem Innern, die mich darauf ſchließen läßt, wie die ſo viel mächtigere Individualität von Napoleon ſelbſt, noch in ſpäteſter Zeit, eine ſo entſchiedene Gewalt auf ihre Umgebungen auszuüben vermochte.

Außerdem lieferte ein Aufenthalt auf der Bibliothek des Großherzogs geſtern wie heute mir wieder ſo manches Neue. Mit D'Orbigny durchzog ich die Gegenden Süd-Amerika's und mit Gaimard ſtreifte ich durch die Gebirge und Gletſcher von Island. Beide Werke brachten mir zugleich die Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſer (den Erſtern ſuchte ich in Paris auf, der Andere kam vom Nordcap rückkehrend zu mir nach Dresden) lebhaft wieder in der Erinnerung hervor.

Auch die Abende locken mich noch immer in's Freie, obwohl die Witterung im Ganzen jetzt etwas unſtät iſt.

Geſtern war ich nochmals auf San Miniato, und heute machte ich einen weiten Spaziergang über die vor der Porta San Nicolo gelegene Eiſenbrücke über den Arno und dann um die alten Mauern herum bis abermals zum Triumphbogen der Porta San Gallo. Auch von dieſer obern Eiſenbrücke gewinnt man einen prächtigen Ueberblick dieſer ſo ganz eigenthümlichen Stadt. Und wie wunderbar der Abendhimmel heute von da über Florenz! Das eigene Stahlgrau der dunklen Wolken, das Durchleuchten des grünlich farbigen, oben mit der Venus gezierten Abendhimmels, das ſaftige Braun der dunkel gegen den Himmel abgeſetzten alten Mauerthürme am Arno, das milde Grau der fernen Häuſermaſſen und Olivenhügel von dunklen Cypreſſen unterbrochen — ach, dieſer Reichthum von Anſichten, je mehr ich ihn erkenne und begreife, um ſo mehr macht er mir die Armuth unſerer Gegenden an eigentlich maleriſcher Schönheit deutlich.

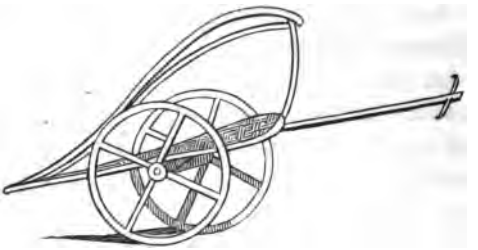
Wenn man von der Porta St. Croce um die Porta Pinti nach Porta San Gallo geht, ſo trifft man unterwegs, an die alten Stadtmauern angebaut, den engliſchen Kirchhof, mit eiſernem Gitterthor, dunkler Belaubung und hohen Cypreſſen. Heute Abend im Zwielicht ſah er recht eigenthümlich und ſchwermüthig aus. In ſeiner Nähe ſind mancherlei Lachen mit ſtehendem Gewäſſer, aus denen mir die Fröſche ihr monotones Lied in dieſem Jahr zum erſten Male ertönen ließen. So zeitig hatte ich ſie noch nie gehört.

Florenz, den 25. März, spät Abends.

Wie schön stand heute in der Dämmerung die Mondsichel dicht unter dem Abendstern, und doch, gerade unter dieser astrologisch günstigen Constellation schwindet mir mehr und mehr die Hoffnung, diesmal auch Rom zu erreichen! Man wird mich schwerlich hier fortlassen, bis ich ganz und gar nach Dresden zurückkehre.

Nun, wir sammeln einstweilen, was sich sammeln läßt! Gestern besuchte ich das neue hiesige ägyptische Museum. Die Sammlung ist seit etwa zwölf Jahren durch den regierenden Großherzog begründet und besteht hauptsächlich in der Ausbeute von Rosellini's Reise. Zum Lokal dient ein großer Saal eines ehemaligen Klosters in der Nähe von San Marco. Große Malereien, von den Wänden der unterirdischen Tempel und Todtenkammern Ober-Aegyptens abgesägt, große Steinkisten und Mumiensärge finden sich längs der Wände aufgestellt; ferner mehrere Mumien, welche jedoch leider durch das Seewasser benetzt worden und von der andern Atmosphäre dergestalt angegriffen sind, daß sie in ein feines Mehl durch und durch zu zerfallen drohen. Nächstdem finden sich eine Menge Gefäße, Schnitzwerke, Glasidole und Putz, so wie ein wahrer Schatz mannichfaltiger Früchte und Sämereien. Alle diese Sachen habe ich übrigens wohl auch in andern Sammlungen gesehen; eines jedoch ist der hiesigen ganz eigenthümlich, und dies ist ein freilich aus Hunderten von Stücken wieder zusammengebauter und künstlich ergänzter hölzerner Streitwagen, dessen Trümmer in einem jener alten Gräber gefunden worden sind, auf dessen Wänden Kämpfe der Aegypter, Perser und Skythen sich dargestellt fanden. Höchst merkwürdig ist es, daß dieser Wagen, dessen Räder sich dadurch auszeichnen, daß

jedes nur vier Speichen hat, genau den auf den Wandmalereien angebrachten ſkythiſchen Streitwagen glich (ägyptiſche und perſiſche Streitwagen waren immer mit mehr Speichen gemalt), ſo daß die höchſte Wahrſcheinlichkeit ſich ergab, es ſei dies wirklich ein ſkythiſcher, im Kriege erbeuteter Streitwagen geweſen und dem Kämpfer und Sieger mit in's Grab gegeben worden! Der ganze Wagen iſt höchſt einfach gearbeitet, die Form etwa ſo:



Der Boden, auf welchem der Wagenlenker ſtand, iſt mit einem Riemengeflecht geſchloſſen. Alles andere iſt Holz, aber ein ſehr hartes. Es iſt unglaublich und wunderbar zu ſagen, was in jenem trockenen Lande und in den alten Steinhöhlen Alles der Zeit Trotz bietet! Von dem, freilich größtentheils erneuerten Ledergeflecht des Bodens z. B. haben ſich doch noch an den Rändern beträchtliche Stellen ſo durch ein Paar Jahrtauſende hindurch erhalten!

Nachdem ich mit Aufmerkſamkeit dieſe Sachen durchgeſehen hatte, ließ ich mir noch die Sammlung von Maſchinenmodellen aufſchließen, welche in demſelben Gebäude ſich befindet. Auch dieſe Sammlung, für polytechniſchen Unterricht beſtimmt, enthält aus alter und neuer Zeit des Intereſſanten viel. Ich ſah dort unter andern das Modell einer großen Galeere aus den Zeiten der toskaniſchen Republik; ſah manche andere ſinnreiche Vorrichtungen, ſo Windmühlen, eingerichtet, um Waſſer zu ſchöpfen; Kornmühlen durch Menſchenhand und mit geringem Kraftaufwand

in Bewegung zu ſetzen; Vorrichtungen, um Waſſereimer aus entfernten Brunnen bis in den vierten Stock hinaufzuziehen und hinabzulaſſen u. ſ. w. Dabei war als vorzüglich merkwürdig zu beachten, daß die meiſten der letztgenannten Vorrichtungen von einem hieſigen Blinden, einem gewiſſen Turchini, erfunden und ausgeführt waren — ein abermaliger Beitrag zu der ſo oft gemachten Erfahrung von großer Entwicklung des Getaſts beim gänzlichen Mangel des Geſichts.

Wie ich ſchon bemerkt, liegen dieſe Sammlungen in der Nähe der Kirche und des Kloſters San Marco, wo Fra Angelico da Fieſole Kloſterbruder war. Ich hatte längſt gewünſcht, jene große von ihm al Fresco gemalte Kreuzigung wiederzuſehen, welche ſich dort befindet, und ſo ging ich denn unmittelbar da hinüber. Gewiß, es iſt eines der außerordentlichſten Werke jener Zeit! Dieſe tiefgefaßte Individualität, dieſe Klarheit, ja, was mehr als Alles iſt, dieſe Gottinnigkeit in den meiſten dieſer Köpfe! Man darf von dieſem Werke ſagen: es ſei nicht mit der Hand, ſondern mit der Seele gemalt! Dabei iſt das Werk mit einem Tiefſinn entworfen, der um ſo mehr ergreift, je geſammelter wir uns der Betrachtung hingeben. Wie der große Augenblick des Dahinſcheidens eines ganz in Gott lebenden Menſchen auf ſo verſchiedene Weiſe auf Mit- und Nachlebende wirkt; wie er hier in Mitlebenden das innigſte Gefühl ſchmerzlichen Verluſtes aufregt; dort in Nachlebenden das freudige, ſehnende Hinſchauen nach der Verklärung des Dahingeſchiedenen entzündet: das ſprechen die trauernden Jünger zur Linken, und vor allen der das Geſicht mit der Hand bedeckende Johannes eben ſo trefflich aus, als die zur Rechten verſammelten Heiligen und Kirchenväter. Das Bild will einſam, lange und vorbereitet betrachtet ſein, darum wirkte es jetzt auf mich ſo ganz anders und tiefer als vor dreizehn Jahren, wo ich es nicht allein ſah. Es faßte mich als ein ganz neues!

In der Mittagsstunde hatte ich noch ein Zusammentreffen auf der Specola mit den Professoren Amici und Mazzi verabredet (Letzterer ist für vergleichende Anatomie hier angestellt, jedoch ohne im mindesten dazu befähigt zu sein). Einige Zitterrochen hatte man aus Livorno frisch herſenden lassen, und mikroskopische Untersuchungen über die letzte und feinste Nervenverbreitung in den elektrischen Organen wurden nach meinem Wunsche veranstaltet, welche mir manches Neue über diese geheimnißvollen Werkstätten einer in Elektricität sich entladenden Innervation gelehrt haben.

Des Nachmittags war ich im Garten (Selvatico) der Marcheſe Mazzi, unterhalb des Klosters Monte Oliveto. Das Wetter war schön, die Berge leuchtend, aber ich fand nicht die Stille und das gemüthlich Heimische wie im Selvatico zu Fieſole.

Von dem heutigen Tag ist wenig anzumerken. Der Vormittag verfloß ganz unter ärztlichen Consultationen. Es war das Fest der Santiſſima Annunziata, der Schutzpatronin von Florenz, und der Hof fuhr in Gala hinüber nach der Kirche St. Annunziata, wovon ich indeß wenig gesehen habe. — Mittags aß ich bei Graf Moltke. Der Reiz eines gebildeten, kleinen, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Kreiſes, welcher belebt wird durch eine junge, geistreiche Frau, wird uns erst dann recht fühlbar, wenn wir, so wie ich hier, größtentheils auf uns selbst hingewieſen und von allen heimischen Beziehungen abgetrennt sind.

Nachdem ich in der Dämmerung noch einmal meinen Lieblingsspaziergang über die Eiſenbrücke oberhalb der Stadt wiederholt und im Hauſe der Unger noch das aus Rom und Neapel wiederkehrende und nun nach Dresden zurückreiſende Künstlerpaar der Schubert's begrüßt hatte, erwartete mich für den Spätabend eine muſikalische Soirée im Hauſe des Dr. Barzelotti. Es war mir nicht unintereſſant, dergleichen auch einmal hier zu erleben! Es gestal-

tet ſich ſo etwas immer nach Volk und Oertlichkeit auf verſchiedene Weiſe. Die Signorinen Muſſini, Töchter eines in Berlin angeſtellt geweſenen und dort verſtorbenen Kapellmeiſters, ſangen und ſpielten mit großer Fertigkeit und italiäniſchem Feuer! Es iſt etwas Eigenes, dieſe blaſſen Geſichter mit durchaus lebendigen Zügen, mit der eigenthümlichen Anmuth um den Mund, und dieſen dunklen Locken! Die Geſichter waren nicht gerade ſchön, aber der leidenſchaftliche Ausdruck gab ihnen etwas Hinreißendes. Dabei die Geſellſchaft eben ſo leidenſchaftlich, und nach jedem Tonſtück in heftiges Applaudiren und Zurufen ausbrechend.

Dergleichen Reunions ſind am Abend der heiligen Annunziata übrigens, wie ich höre, volksthümlich, und ein nothwendiger Theil der Bewirthung beſteht dann — wie bei uns zu Weihnachten in den Chriſtſtollen — in der aus geſtampften mit Honig gemengten Kaſtanien bereiteten Battona, einer Art fad ſüßlicher breiter Kuchen, der weich und warm auf einem Brete aufgetragen, mit Fäden zerſchnitten und umher gereicht wird. Außerdem werden nur allerhand ſüßes Backwerk, feinere Weine und Liköre präſentirt. Auf Thee hat man ſich hier noch nicht eingerichtet.

Dieſer Abend brachte mir wieder mannichfaltige neue Bekanntſchaften. Ein alter Herr, Sekretär im Staatsrath, Albiani, wurde mir als großer Muſikliebhaber und (was ganz barbenhaft erſchien) ſehr geübt auf der Harfe vorgeſtellt. Beiläufig legte mir auch Herr Benvenati das erſte Heft eines jetzt unternommenen Kupferwerks über die Gallerie degli Uffizi vor. Die Stiche waren nicht ſehr ausgezeichnet; den beſten hatte jedenfalls noch unſer Steinla dazu geliefert.

Florenz, den 28. März, früh.

Abermals ist dieses Florentiner Leben um einige Tage weiter gerückt, und wieder darf ich einige erfreuliche Erfahrungen diesen Blättern anvertrauen.

Vorgestern Nachmittags fuhr ich hinaus nach der schönen Villa des Großherzogs — Castello. Schon vor dreizehn Jahren machte sie mir mit ihren prächtigen Cypressen, den dichten immergrünen Eichen, den weithin den Blick eröffnenden Terassen und ihrem seltsamen mit allerhand Gethier von Bronze verzierten Grottenwerke einen tiefen Eindruck; wie viel mehr jetzt, wo ich am prächtigsten Abend so ganz still und ungestört mich ihrer erfreuen konnte. Ich versuchte dort wieder eine kleine Studie zu malen; aber wer vermag die Glut dieser Abendröthen in schwachen Farben wiedergeben! — Ich labte mich an der Blumenfülle, am Anblick der mit fast reifen Zitronen üppig bedeckten Orangerie, und auch an dem einfachen friedlich heitern Treiben der Gärtnersleute. Ach, an so einem Orte versteht man erst recht, warum Göthe's Tasso in die einfache Welt eines Gärtners in solchem fürstlichen Garten sich gerne hineinträumt!

„Dort schickt mich hin! dort laßt mich Euer sein!
Wie will ich Deine Bäume pflegen! die Zitronen
Im Herbst mit Bretern und mit Ziegeln decken
Und mit verbundnem Rohre wohl verwahren!
Es sollen schöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln schlagen; rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen sein!"

Armer Tasso! — Gestern war ich am Vormittage auf der großen Gallerie, wo der Director, Ritter Montalvi, die Güte hatte, mir einen Einblick in die köstlichen, hier verwahrten

Handzeichnungen, Schätze, welche man jetzt in musterhafter Weise gesichert und verwahrt findet, zu gestatten. Ich sah diesmal nur die Kleinodien der Sammlung: die Handzeichnungen von Perugino und von Raphael, durch. Es ist wunderbar, wie uns diese oft nur flüchtigen und manchmal schon wieder halb verblichenen Züge so entschieden in die Zeit und das Leben jener alten Künstler versetzen! Ihre Bilder wird nur Der ordentlich verstehen, der auch ihre Handzeichnungen kennt. Selbst bei Perugino, von dem man immer nur ernstandächtige Gemälde zu sehen gewohnt ist, entdeckt man zuweilen mitten unter den Studien zu kleinen Engeln Züge eines frischen derben Humors, die da zeigen, daß er, wie jeder Künstler und jeder ächte Mensch es sollte, keiner Art von lebendiger Regung des Gemüths ängstlich verschlossen gewesen sei, und daß er den Muth hatte, sich innerlich immer frei zu erhalten. — Von Raphael sind treffliche Blätter hier; vorzüglich ist eine größere Zeichnung höchst merkwürdig, welche Raphael nebst mehreren andern für Pinturicchio entworfen hat, von dem sie sodann im Dome von Siena ausgeführt worden ist. Bekanntlich sind diese Bilder in jenem Dome aus der Geschichte des Aeneas Sylvius, späterhin Pius II. Die Zeichnung, von welcher ich spreche, enthält den Auszug zu der Reise des dereinstigen Pabstes nach Genua; und Raphael hat darauf selbst einige Notizen über die hier vorgestellte Geschichte beigeschrieben. Die Zeichnung ist mit der Feder gemacht und leicht angetuscht; oben ist das Blatt etwas beschädigt. Die Gestalten, die Köpfe, die Rosse — Alles ist mit Schönheit und Tüchtigkeit ausgeführt. — Die Handzeichnungen anderer alten Meister behalte ich mir für ein anderes Mal vor durchzugehen.

Als ich übrigens das Zimmer dieser Zeichnungen verließ und durch die große Gallerie fortgehen wollte, erblickte ich von weitem in einem der Nebensäle das prachtvolle Bild Tizians — die Flora — das Brustbild einer wunderschönen

großartigen Frau, nur mit leichtem Hemd bekleidet und Blumen in der rechten Hand haltend. Ich trat näher und sah diesmal von der ganzen großen Gallerie nur dies eine Bild! Gewiß, es ist das für Malerei, was in der Plastik die Venus von Milo. Wie vor dreizehn Jahren die Judith von Allori, so wirkt diesmal diese Unbekannte des Tizian am tiefsten und ich möchte sagen magnetisch auf mich, und wenn ich die Größe und Naturreinheit der letztern erwäge, so muß ich dieses Uebertragen für ein Zeichen eines innern Wachsthums halten.

Ich darf es aussprechen, dieser Morgen hatte überhaupt wohlthuend und befreiend auf mich gewirkt! Hatte doch seit vorgestern eine gewisse Verstimmung sich meiner bemächtigt, hervorgebracht durch den Gedanken an den Verlust von Rom und an die sich immer auf's Neue wiederholenden Beschränkungen des Lebens. Dergleichen unfreie Stimmungen werden aber allemal durch große Eindrücke der Geschichte, des Lebens oder der Kunst am besten beseitigt; und so war es schon vorgestern ein gutes Geschick, als mir auf der Bibliothek des Großherzogs die Reise von Charles Terier (**Description de l'Asie mineure. Paris** 1839) in die Hände fiel und ich die schön geschriebene Vorrede las, welche uns den Blick eröffnet auf die große Vergangenheit jener asiatischen Küsten des schwarzen und Mittelmeeres, auf das Verschwinden ganzer Nationen nicht nur von der Erde, sondern auch so zu sagen aus der Geschichte! Ich zeichnete mir folgende Stelle an: „**Lorsqu'on aperçoit au milieu de la plaine cette longue enceinte des murailles de Perga, flanquées de tours élevées et defendues par un fleuve profond, on s'etonne de ne pas entendre le bruit qui annonce l'approche d'une grande ville. Tout est silencieux, on avance, on franchit les portes, et ce n'est qu'avec peine que l'on renonce à son illusion. Perga est deserte depuis dix siècles.**“ Eben so ergriff mich eigenthümlich das Folgende: „**Sous les**

empereurs byzantins, la religion chrètienne domina dans la Lycie; le voyageur est souvent arreté par l'aspect d'un monastère, d'une vaste cathédrale, elevées dans un lieu desert et sauvage; mais aucune voix humaine ne rétentit sous ces voutes, et depuis cinq siècles, le vieux temple est devenu le repaire des chacals et des vautours."

Welche Bilder müßten ſich dort ergeben! Ich wanderte dort im Geiſte, und der Genius der Geſchichte enthüllte mir die großartigſten Erſcheinungen. Wie der Herodot ſchon unterwegs mich innerlich erfriſcht und von manchem Unmuth geſchützt hatte, ſo wirkte jetzt jener Blick in eine ſeltſame Vergangenheit Das, was alle ächte Kunſt der Hiſtorie immer bewirken ſoll: nämlich Kräftigung des Gemüths und Rettung von unfreien Stimmungen. Die Anſchauung jener Schönheiten Raphaels und Tizians ſtellte dann die innere Harmonie der Seele völlig wieder her.

Abends fand ich mich zu einem Concert bei Hofe eingeladen. Man verſammelte ſich um halb neun Uhr in den glänzenden obern Sälen des Palaſtes und um halb zehn Uhr verfügte man ſich in den Concertſaal, ein Saal wie er im Palaſt Pitti erwartet werden kann, von der ſchönſten großartigſten Wirkung und trefflich erleuchtet. Manche reizende Erſcheinung unter den verſammelten Damen machte ſich bemerklich — italiäniſche und engliſche Schönheiten zu vergleichen war reichliche Gelegenheit! — Eine ſehr hübſche Wirkung machte der Kranz von Damen auf erhöhten Sitzen längs der Wände. Uebrigens Uniformen aller Art, auch griechiſche, und ein ſchottiſches Coſtüm aus den Hochlanden. Ich ſelbſt war übrigens anfangs unter ſo viel fremden Geſichtern ſehr iſolirt, ſpäterhin begegnete ich unerwartet dem Oberbaurath Wiebeking aus Bayern und manchen mir hier bekannt gewordenen Perſonen. Das Concert ſelbſt — Donizetti, Mercadante, Roſſini, ja ſelbſt Raſtrelli, doch auch Einiges von Meyerbeer! Die Unger mit Moriani

ſangen wirklich ſehr ſchön. — Es war mir ſonderbar genug, als ich um 12 Uhr mit Federhut und Mantel im Hofkleide mit langem ſpitzen Stahldegen über den Platz Pitti ging, auch dergleichen hier einmal zu erleben!

Florenz, den 29. März, Abends.

Der gestrige Sonntag war ziemlich trübe, aber warm, wie etwa bei uns ein später, mit einem Frühlingsgewitter schwangerer Maientag. Ich war des Mittags zu einem ärztlichen Diner bei Betti eingeladen, welches er auf seiner Villa nahe bei Florenz, oberhalb des Piano di Ripoli nach der Gegend von Fiesole hin, mir zu Ehren veranstaltet hatte. Wie schön war es nicht dort oben! Die Fernen schimmerten im herrlichsten Duft und prächtig lag, von der Terrasse der Villa aus, Florenz mit seiner mächtigen Kuppel vor mir! Auch die Villa selbst — an ihrer Vorderseite leichte, im Sommer ganz offene, kleine Gewächshäuser mit üppig blühendem Azaleen (die Camelien hatten hier schon verblüht), daneben an einer Mauer hinaufgezogen eine schon über und über blühende neuholländische Acacia, weiterhin die Zitronenhäuser mit einer Fülle von Früchten. Der Oel- und Weingarten der Villa dehnte sich weit am Hügel hin, und unter den Oelbäumen blühte hie und da eine eigene feingebaute wilde rosenfarbene Tulpe. Es interessirte mich sehr, alles Das, so wie die Einrichtung des Hauses, mit Betti durchzugehen. Unter dem Hofe war eine große bedeckte Cisterne angelegt, in welche alles Regenwasser von den Dächern zusammenströmte und aus welcher es mittels einer Pumpe zum Haus- und Gartenbedarf heraufgepumpt wurde: hier natürlich eines der nützlichsten und nothwendigsten Stücke der Oekonomie. Mein alter Freund hatte die Besitzung vor einigen Jahren für 14000 Scudi, wie sie stand und lag, mit Mobilien — dabei selbst ein Billard mit allem Zubehör — an sich gekauft. Die Gegend des Piano di Ripoli ist als eine der fruchtbarsten Toskana's bekannt. — Wir tranken bei Tisch verschiedene Weinsorten, Erzeug-

niſſe der Villa! Ein dreijähriger weißer und rother Wein (beſonders der letztere) waren vorzüglich zu nennen; dagegen der ſogenannte hier bereitete Champagner nicht wohl gerathen. Zum Glück fehlte es nicht an ächten!

Auf dem Rückwege fuhr ich mit Dr. Punta, dem Leibarzte des Großherzogs, mit welchem ich hier die Prinzeſſin behandle, noch nach der Porta romana, wo heute die Fiera gehalten wurde. Das Volk von Florenz, Hohe und Niedere, vereinigte ſich nämlich ſeit alten Zeiten für jeden Sonntag der Quareſima an irgend einem, ebenfalls immer feſt beſtimmt geweſenen Orte zum Spazierengehen oder Fahren, und dies nennt man die Fiera, ohne daß eben ſonſt dabei eine Meſſe für Handel und Wandel gehalten würde. Für dieſen Sonntag iſt nun allemal Boboli und die Porta romana bis Poggio imperiale der ſolenne Ort, und ſo war denn an dieſem Abend Alles dort mit Heimkehrenden dicht erfüllt. Auch der Hof begegnete uns, und ich hatte Gelegenheit genug, die Eigenthümlichkeit der Florentiner in manchen Zügen zu ſammeln.

Abends ſah ich die Puritani, auf welche man wegen Moriani meine Aufmerkſamkeit gelenkt hatte. Im Ganzen blieb die Aufführung durchaus auf der Linie des Beliſario, über den ich oben meine Gedanken niedergeſchrieben habe. Einige Melodien ſind immer bei Bellini noch tiefer empfunden, aber im Allgemeinen iſt es doch durch und durch verwerflich. Weiß der Himmel, was ſich dieſe Componiſten für eine Vorſtellung von der Kunſt und insbeſondere vom Drama gemacht haben! Mitunter glaube ich, daß ſie meinen, die dramatiſche Muſik ſei eigentlich eine Art von gymnaſtiſcher Uebung für die Gehörorgane, damit ſie zu gewiſſen Zeiten gehörig umgerüttelt, aufgeſchüttelt und ausgeklopft werden, etwa wie man es bei alten Teppichen nöthig hat! Und dergleichen nun von ſo forçirten italiäniſchen Kehlen vortragen zu hören: von dieſem Moriani, welcher der ausgeſprochene Liebling des Publikums iſt, und bei einer ſehr

kunstreichen Methode des Gesanges doch ganz gewaltsam, und zwar mit etwas verbrauchter Stimme aufträgt; und von dieser Strepponi, welche mit scharfer Violinstimme oscillirend die höchsten Töne, aber ohne die wahre Anmuth des Gesanges herausgiebt, so daß ich höchstens in der Zauberflöte als Königin der Nacht sie hören möchte! Dabei noch diese unangenehmen sogenannten reservirten Plätze im Parket, welche der Fremde allein haben kann, da in keiner Loge Billets zu einzelnen Plätzen ausgegeben werden, wobei ich für diesen Abend fast unmittelbar hinter der Mündung des zweiten Waldhorns zu sitzen kam, und so diese schneidenden Bellini'schen Dissonanzen gerade aus der ersten Hand empfing! Ich denke, es wird das letzte Mal gewesen sein, daß ich hier meinen Ohren diese Gymnastik zugemuthet habe.

Der heutige Tag war diesmal der erste regnicht-kalte, deutsch-grau-windige in Florenz; ich habe ihn denn auch außer der Zeit der Krankenbesuche meistens zu Hause schreibend und lesend zugebracht. Nur in der Mittagsstunde machte ich eine neue Erfahrung, indem mich Graf Martellini im Atelier des hiesigen ersten Bildhauers Bartolini einführte. Ich gestehe, ich ging hin mit einem gewissen Vorurtheile gegen alle italiänische Bildhauer — ein Vorurtheil, welches durch das Monument Dante's noch gesteigert worden war; allein ich wurde durch die Tüchtigkeit der Arbeiter bald eines Bessern belehrt. Gleich beim Eintritt fesselte die kolossale Marmorstatue Napoleon's meine Aufmerksamkeit. Eine Wirkung der französischen Schule zwar unverkennbar, aber doch großartige, selbständige Auffassung! Eben so das Monument für General von Neipperg, Gemahl der ehemaligen Kaiserin Marie Luise, den ich bei meiner vorigen italiänischen Reise in Parma persönlich kennen lernte. Der Mann, dessen feine Bildung mir schon damals bemerklich wurde, erhielt als bezeichnend vom Künstler die Gestalt des Mars-Apollo — Mars sitzend, die Lyra haltend. Eine schöne kräftige Gestalt! — Jetzt kam Bartolini selbst, um uns

nisse de [illegible] „forêt de statues“, wie er
(besor [illegible] Joviales, Humoristisches und
der [illegible], etwas stark und mit wenig weißem
ra' [illegible] Blick den ungetrübt lebendigen
[illegible] sind besonders die großen Marmor-
[illegible] Monument des hier verstorbenen Demidoff.
[illegible] ein hoher Würfel, oben Demidoff mit dem
[illegible] Sohne, Beide wenig und im römischen
[illegible] bekleidet; an den Ecken des Würfels vier große
[illegible]: die Wahrheit, das Mitleid, die emblematische
[illegible] für Sibirien und die Muse fröhlichen Lebensgenusses.
[illegible] sagte auf die Frage des Grafen nach ihrer Be-
[illegible]: c'est la muse du vin de Champagne — ma foi!
il en a donné assez! — und in Wahrheit, er hatte ein
allerliebstes Figürchen daraus gemacht: halb nackt mit Wein-
laub bekränzt und einen zierlichen Mischkrug in der Hand
haltend. Und dabei dieses herrliche Material! Welche Freude
muß es sein, in diesem Marmor seine Gedanken zu ver-
körpern! — Noch Vieles war sonst in Arbeit. So das
Monument der Hortense, Gemahlin von Ludwig Buona-
parte. Mit langem zurückgeschlagenen Schleier kniet sie am
Rosenkranz betend, wie man hier oftmals Frauen um den
Altar kniend beten sieht — einfach und schön; wie sie denn
im Leben als schöne Frau wohl bekannt war. — Sehr ori-
ginell und auf antik gegenständliche Weise eine an sich ganz
moderne und selbst humoristisch bittere Idee aussprechend
war eine andere, auch für Demidoff ausgeführte Arbeit.
Eine etwa 5 Fuß Durchmesser haltende weiße runde Mar-
morplatte — man sollte sie sich als Tischblatt denken —
trug drei Genien: einer in der Mitte aufrecht sitzend, der
Genius der Hygiäa mit aufgehobenem Zeigefinger wa-
chend über einen zweiten, den Genius des wohlhabigen
genießenden Lebens, welcher umgeben von Trauben und
Ranken und wohlgenährt, trunken des süßen Mostes, über
den Beinen des erstern liegend eingeschlafen ist. Ein

dritter iſt der Genius des werkthätigen Lebens — ein Zirkel neben ihm — auch er, mager und ermüdet, iſt eingeſchlafen, aber ihm kehrt der Genius der Hygiea den Rücken, und nicht genug, daß ihm die Mühen des Lebens zu Theil geworden ſind, hat er auch mehr von den Unbilden und Schädigungen des Lebens zu tragen, als jener bequem Genießende. Die Ausführung war trefflich und die zarten jugendlichen Formen müſſen, wenn das Werk vollendet iſt, einen ganz reizenden Eindruck machen. Nächſtdem war hier eine Unzahl Porträtbüſten. Liſzt's Kopf fiel durch ſeine markigen Formen ſogleich beſonders auf. Bartolini lud mich ein, ihn vor meiner Abreiſe noch einmal zu beſuchen, um mir ein neues begonnenes Werk zu zeigen. Wir fuhren dann noch zum Palaſt Pitti, wo in den untern Hallen ſeine berühmte Caritas aufgeſtellt iſt: ein Werk von vortrefflicher Ausführung, aber von minder vorſtechender Genialität. Neben ihr ſteht ein großes Bild von Bezzoli aus der ältern florentiniſchen Geſchichte. Es erinnerte mich an die Bilder, die ich von Camuccini einſt in Rom geſehen hatte.

Abends war das Wetter etwas milder, und ich machte noch einen einſamen Spaziergang längs des Arno und am Palazzo vecchio vorbei. Ich war diesmal recht ungeſtört und das Beſondere, großartig Feſtgehaltene im Styl dieſer Stadt wurde mir ſo ganz anſchaulich. Dieſe gewaltigen Unterbauten und hohen Thore der Häuſer, die ſtark vorſpringenden Dächer, die grünen Jalouſien, die hohen Fenſter, die ſo oft dicht unter die Wohnhäuſer hineingebauten und mit dem Giebel der Straße zugekehrten alten braunen Kirchen, die hie und da aufgerichteten großen freien Säulen auf einigen Plätzen, der plattenbelegte Boden der Straße, als wäre die Straße ſelbſt Hausflur — es hat etwas entſchieden Eigenthümliches!

Geht man dann ſo etwa am offenen oder nur mit Eiſengitter verſchloſſenen Thore eines Palaſtes vorbei, und ſieht hinein in den meiſt engen und oft als Garten benutzten

weiter zu orientiren in seinem „forêt de statues“, wie er sich ausdrückte. Er hat etwas Joviales, Humoristisches und Kluges. Ziemlich bejahrt, etwas stark und mit wenig weißem Haar zeigt der leuchtende Blick den ungetrübt lebendigen Geist! — Merkwürdig sind besonders die großen Marmorarbeiten für das Monument des hier verstorbenen Demidoff. Das Ganze ein hoher Würfel, oben Demidoff mit dem vor ihm stehenden Sohne, Beide wenig und im römischen Costüm bekleidet; an den Ecken des Würfels vier große Gestalten: die Wahrheit, das Mitleid, die emblematische Gestalt für Sibirien und die Muse fröhlichen Lebensgenusses. Bartolini sagte auf die Frage des Grafen nach ihrer Bedeutung: c'est la muse du vin de Champagne — ma foi! il en a donné assez! — und in Wahrheit, er hatte ein allerliebstes Figürchen daraus gemacht: halb nackt mit Weinlaub bekränzt und einen zierlichen Mischkrug in der Hand haltend. Und dabei dieses herrliche Material! Welche Freude muß es sein, in diesem Marmor seine Gedanken zu verkörpern! — Noch Vieles war sonst in Arbeit. So das Monument der Hortense, Gemahlin von Ludwig Buonaparte. Mit langem zurückgeschlagenen Schleier kniet sie am Rosenkranz betend, wie man hier oftmals Frauen um den Altar kniend beten sieht — einfach und schön; wie sie denn im Leben als schöne Frau wohl bekannt war. — Sehr originell und auf antik gegenständliche Weise eine an sich ganz moderne und selbst humoristisch bittere Idee aussprechend war eine andere, auch für Demidoff ausgeführte Arbeit. Eine etwa 5 Fuß Durchmesser haltende weiße runde Marmorplatte — man sollte sie sich als Tischblatt denken — trug drei Genien: einer in der Mitte aufrecht sitzend, der Genius der Hygiäa mit aufgehobenem Zeigefinger wachend über einen zweiten, den Genius des wohlhabigen genießenden Lebens, welcher umgeben von Trauben und Ranken und wohlgenährt, trunken des süßen Mostes, über den Beinen des erstern liegend eingeschlafen ist. Ein

dritter ist der Genius des werkthätigen Lebens — ein Zirkel neben ihm — auch er, mager und ermüdet, ist eingeschlafen, aber ihm kehrt der Genius der Hygiea den Rücken, und nicht genug, daß ihm die Mühen des Lebens zu Theil geworden sind, hat er auch mehr von den Unbilden und Schädigungen des Lebens zu tragen, als jener bequem Genießende. Die Ausführung war trefflich und die zarten jugendlichen Formen müssen, wenn das Werk vollendet ist, einen ganz reizenden Eindruck machen. Nächstdem war hier eine Unzahl Porträtbüsten. Liszt's Kopf fiel durch seine markigen Formen sogleich besonders auf. Bartolini lud mich ein, ihn vor meiner Abreise noch einmal zu besuchen, um mir ein neues begonnenes Werk zu zeigen. Wir fuhren dann noch zum Palast Pitti, wo in den untern Hallen seine berühmte Caritas aufgestellt ist: ein Werk von vortrefflicher Ausführung, aber von minder vorstechender Genialität. Neben ihr steht ein großes Bild von Bezzoli aus der ältern florentinischen Geschichte. Es erinnerte mich an die Bilder, die ich von Camuccini einst in Rom gesehen hatte.

Abends war das Wetter etwas milder, und ich machte noch einen einsamen Spaziergang längs des Arno und am Palazzo vecchio vorbei. Ich war diesmal recht ungestört und das Besondere, großartig Festgehaltene im Styl dieser Stadt wurde mir so ganz anschaulich. Diese gewaltigen Unterbauten und hohen Thore der Häuser, die stark vorspringenden Dächer, die grünen Jalousien, die hohen Fenster, die so oft dicht unter die Wohnhäuser hineingebauten und mit dem Giebel der Straße zugekehrten alten braunen Kirchen, die hie und da aufgerichteten großen freien Säulen auf einigen Plätzen, der plattenbelegte Boden der Straße, als wäre die Straße selbst Hausflur — es hat etwas entschieden Eigenthümliches!

Geht man dann so etwa am offenen oder nur mit Eisengitter verschlossenen Thore eines Palastes vorbei, und sieht hinein in den meist engen und oft als Garten benutzten

Hof, mit großen Büschen blühender Camelien, wachsend aus mächtigen, mit Arabesken verzierten Gefäßen in gebranntem Thon, so gewährt auch das ein merkwürdig gestimmtes Bild! Dabei doch nun wieder eine große Ungenirtheit und oft ein nicht geringer Schmutz auf den Straßen, das Durcheinander der kleinen Caritellen, der Facchini's und eleganten Carossen, zwischen viel auf- und abgehendem, in den kleinen Straßen vielfach sich drängendem Volke — doch friedlich sich drängendem, wie etwa in einem gefüllten Salon gebildete Personen sich im Gedränge durcheinander bewegen.

Ich ging auch in die Halle des Orgagna hinauf, wo Gassenbuben sich um die alten Statuen herumjagten und über den Rand der Stufen hinabkletterten. Ich stand am Perseus des Cellini, betrachtete das seltsame Marmor-Postament, von der Zeit und der Berührung des Volks eigen geglättet und gebräunt, prüfte die markigen, doch sehr streng und tüchtig gearbeiteten Formen des Helden — mir gegenüber der immer eigenthümlich imponirende Palazzo vecchio mit seinem schlanken Thurm und seinen Zinnen und Wappen — und versank in Nachsinnen über die hier vorübergegangenen Jahrhunderte.

Florenz, den 1. April.

Der neue Monat fängt mit einem trüben regnicht-kalten Tage an.

Ich habe von vorgeſtern und geſtern nur wenig aufzuzeichnen. Vorgeſtern war ich noch einmal bei Montalvi auf der Gallerie, um Handzeichnungen zu ſehen. Zuerſt legte man mir die des Leonardo da Vinci vor. Manche herrliche Köpfe! Beſonders ein Frauenkopf mit zarteſten ausgeführten Zügen und prächtigem Haar — eine wunderſchöne geiſtvolle Zeichnung! So ſauber iſt das Alles behandelt! Dem Künſtler muß das Original ſehr werth geweſen ſein. Leider iſt das Weiß, womit die Zeichnung gehöht iſt, überall faſt ſchwarz geworden und doch bleibt uns das Blatt ſchön und lieb. Auch Gewandſtudien ſehr ſchöner Ausführung ſieht man von ihm. Ferner ſah ich Zeichnungen von Fra Bartolomeo — aber wie ſchon ſo viel mehr Manier — mehr Können und weniger Wollen! Noch auffallender iſt dieſes Uebergewicht bei den Zeichnungen von Michel Angelo. Freilich hat da das Können in ſich ſelbſt eine höhere Poeſie. Andrea del Sarto hingegen auch in den Zeichnungen, wie oft in ſeinen Bildern, etwas Leeres, Fabrikmäßiges.

Ich ging dann die Zeichnungen aus der ganz alten Zeit durch. Cimabue, Giotto, Maſſaccio, Buffalmaco, Bennozzo Gozzoli, Fra Filippo Lippi und Andere — ſie ſind großentheils von der Art, daß das Können oft gar zu weit hinter dem Wollen zurückbleibt. Am Zierlichſten ſind noch die Sachen von Gozzoli; unter Andern iſt eine kleine Madonna mit dem Kinde, auf der Rückſeite eines runden, mit einem Genius bezeichneten Blattes, ein wahres Kleinod. Von Fieſole hat man an Zeichnungen nichts ſehr

Bedeutendes; von Mantegna gar nichts. Ich konnte die Gallerie nicht verlassen, ohne noch einmal vor der Flora Tizian's zu weilen. Eine Dame saß davor und copirte sie. Wird man sich denn niemals überzeugen, daß dergleichen Sachen überhaupt nicht, oder nur von sehr großen Meistern zu copiren sind!

Des Nachmittags fuhr ich nach Villa Careggi — sie gehörte sonst den Medicäern und noch sieht man eine schöne, buntgemalte Loggia, in welcher der Wissenschaft und Kunst liebende Cosmus gern einen lebhaften Kreis von Gelehrten und Künstlern versammelte. Er selbst ist dort gestorben und man erzählt von dem traurigen Schicksal seines Arztes, den die von diesem Tode heftig bewegte Dienerschaft ebendaselbst in einen Brunnen gestürzt haben soll. — Der Abend war schön, wenn auch etwas wolkig; ich wanderte dort durch die Oelberge, malte ein hübsches Studium und ließ mir dann auf der Villa, wo die Lorbeerhecken schon in Blüthe standen, noch ein Bouquet abschneiden, worin der weiße türkische Flieder, den ich noch nie so zeitig im Freien blühen sah, nicht vergessen werden durfte.

Gestern erwiederte ich den Besuch eines hier seit einigen Jahren lebenden Berliners: er nennt sich Cavalier de Schmidt und ist mit der Tochter des englischen Entomologen Spence verheirathet. Er malt in Oel so in englisch-französischer Manier ganz tüchtig und hat sehr interessante Sammlungen von Insekten und Vögeln angelegt. Manches interessante Produkt der toskanischen Maremmen wurde mir hier bekannt und Tauschangelegenheiten von Naturalien wurden besprochen. Er führte mich noch zu dem amerikanischen Bildhauer Bawers, von dessen Werken er mir Großes erzählte. Ich fand dort einige sehr gute und charakteristische Büsten amerikanischer Notabilitäten, so die von Jackson und van Buren, allein für einen bedeutenden Bildhauer möchte ich ihn deßhalb nicht erklären, und eine Eva, die er modellirt hatte und an welcher er noch arbeitete, erschien trocken genug.

Nachmittags fuhr ich hinaus vor das Thor St. Croce, ſah in dem verlaſſenen Kloſter San Salvi das Abendmahl von Andrea del Sarto (auch ein nicht bedeutendes und nur gemein empfundenes Werk), und ging dann wieder weit hinauf zwiſchen Gärten, Villen und Oelbergen, bis ich von mäßiger Höhe das weite Thal von Florenz, und diesmal, von Oſten her, mehr als Ebene, in herrlicher Abendſonne überblicken konnte. Es war da draußen ſo weit und frei, die hohen Mauern, mit denen alle Wege nahe um Florenz eingehegt ſind, waren hier verſchwunden; ich malte ein kleines, mir zu Danke gerathenes Studium und vergaß dabei Manches, was mich hier mehr und mehr beengt, ja beläſtigt.

Heute lebte ich bei dem regnichten Wetter viel in meinem Zimmer und ſah nur noch auf der Bibliothek Pitti manch intereſſantes Werk durch. Eigen wurde ich berührt, als ich eine Stelle in Jacquemont's Reiſe nach Oſtindien und dem Himalaya aufſchlug, allwo er erzählt, daß er dort der Pfauen als Wildvögel zuerſt anſichtig geworden ſei und einen erlegt habe, ja wie auch unſere Haushühner dort im wilden Zuſtande vorkommen und wie wunderlich der Eindruck ſei, früh den Hahnenruf aus wildem Walde zu hören, den wir nur gewohnt ſind als Anzeichen der Wohnſtätten friedlicher Landleute und cultivirter Ortſchaften zu vernehmen. Er ſagt: „Je ne saurais dire l'impression singulière que me fit éprouver cette voix sortant des solitudes des montagnes et répétée par leurs échos, elle qui, dans le monde habité, nous eveille chaque jour à l'aurore. Jamais je ne sentis autant combien j'etais loin de ma patrie.“ Gewiß, gerade ſolche einzelne Eindrücke ſchneiden in weiter Entfernung von der Heimath oft am tiefſten in die Seele.

Mittags aß ich bei der verwittweten Gräfin Boutourlin — eben dort, wo ich vor dreizehn Jahren noch den alten, ſeitdem verſtorbenen Grafen inmitten ſeiner mächtigen, nun längſt verſteigerten Bibliothek fand. Diesmal intereſſirte

mich in ihrem Palaste insbesondere der Garten, welchen ich mit dem Haushofmeister der Gräfin, einem Engländer, nach Tisch zu besichtigen Gelegenheit hatte. Der Umfang ist nicht allzu groß. Aber er war in diesem Augenblicke höchst merkwürdig durch die prachtvolle Flor der die eine Hälfte des Gartens erfüllenden immensen Camellienbüsche — einer hatte bis 18 Fuß Höhe und war bis oben mit Blüthen bedeckt. Eben so ein Rhododendron arboreum mit prächtigen dunkelrothen Blüthenbüscheln und von 15 Fuß Höhe. Die Magnolien hatten schon verblüht. — Glückliches Klima, wo man diese Prachtgewächse so ganz im Freien und auch im Winter unbedeckt erhalten kann! — Man erreicht den starken Trieb dieser Büsche besonders durch dick aufgestreuten Mulm aus hohlen, alten, guten Kastanienbäumen der Gebirge. Auch Azaleenbüsche blühten schon üppig. Dabei zwei Fontainen im Garten, und der Palast (sonst der Familie Niccolini gehörig) von einer Ausdehnung, daß er hundert und einige vierzig Zimmer zählt.

O, diese alten Florentiner, sie wußten zu leben!

Florenz, den 4. April, früh.

Am 2. des Vormittags habe ich eine schöne und fast erloschene Erinnerung wieder aufgefrischt und neu belebt: ich war auf der Bibliothek Riccardi. Dort ist die wunderschöne von Benozzo Gozzoli ausgemalte Kapelle, um welche der regierende Großherzog sich das Verdienst erworben hat, durch Anlegung eines größern Fensters Licht zu leiten, so daß nun die früher kaum zu erkennenden Gemälde vollkommen sichtbar geworden sind. Wie eigenthümlich und wie prächtig erhalten sind doch diese alten Werke! An den zwei kleinen Wänden neben dem Altare Schaaren knieender Engel in Paradiesesgärten; um ihre Häupter sind reiche Goldscheine gezogen, in deren jedem zu lesen ist: „Gloria in excelsis!“ Auf den drei größern Wänden der Kapelle sieht man den Zug des griechischen Kaisers Paläologus und seines Patriarchen zum Florentiner Concilium. Ueber Berg und Thal, umgeben von reichem Gefolge, ziehen sie daher; Alles ist sorgsam dargestellt: wie die blumenreichen Gehege des Paradieses, so die Felsen und Berge und Ströme um die Reisenden, so die Pracht des Zuges, so die zur Jagd abgerichteten Leoparden und Falken, die Vergoldung am Purpurgewande des Kaisers und an der Zäumung der Rosse, und eben so die kleinen Vögel und Eichhörnchen im nächsten Vordergrunde. Wenn irgend ein Bild so recht in die alt-romantische Wunderwelt einführen kann, so ist es dieses! —

Dann auch die Bibliothek selbst, ihre alten Säle mit ihrem freundlichen Bibliothekar und den prächtigen Manuscripten; namentlich ist hier eins der Divina Comedia aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, mit goldenen und gemalten Anfangsbuchstaben, und ein anderes von Dante's

lyrischen Gedichten. Hier möchte man so einsam sitzen und aus diesen alten Blättern den Geist jener Tage einmal recht sichtlich heraufbeschwören.

Dann fuhr ich nach Tisch hinaus zu der alten Abadia, unterhalb Fiesole. Wie schön war es auch dort! Unten im Grunde die kühngewölbte Brücke über den Mugnone, oben die weite Aussicht über das Arnothal und Florenz. Ich hatte mich in einen Garten verstiegen und setzte mich am Fuße eines alten Oelbaumes, um einen Theil der von der Zeit gebräunten Baulichkeiten jener aus Olivenlauben hervorragenden Abtei zu malen. Lange hatte ich schon so gesessen, da wandte ich mich, und zwischen den Aesten und dem Laube des Olivenstammes, an dem ich saß, lag die Kuppel und der Glockenthurm von Florenz wie in einem Rahmen eingeschlossen als fertiges Bild vor mir. Ach, wo ist hier anzufangen, wo zu enden!

Als ich wieder gegen die Brücke hinabstieg, wo ich meinen Wagen gelassen, lief mir eine junge Frau nach: „O Signor Professore! la prego di vedere un ammalato — il mio marito!“ Ich konnte nicht umhin, zu dem kleinen Hause zu folgen, wo sie mir ihren kranken Mann vorstellte — der fremde Arzt, den der Großherzog hatte kommen lassen, seiner Tochter zu helfen, er sollte auch hier noch rathen und retten! Leider war wenig Hilfe denkbar; ich verordnete jedoch Einiges und schied mit Dank überhäuft. Aehnliches ist hier mir schon mehrfach begegnet. Giebt es doch überall Leidende, selbst ohne Hoffnung noch Hoffende!

Am gestrigen Tage verlebte ich den Morgen theils unter Kranken, theils wieder auf der Bibliothek in Pitti. Ich sah Lauvergne's Voyage autour du monde, sur la corvette le Bonite durch und fand manche interessante Darstellung aus Rio Janeiro, Valparaiso und Manilla. Dann Dubois voyage en Crimée au Caucase et en Armenie, ein Werk, welches für Alterthumskunde und selbst für Geologie viel Wichtiges enthält, neben einer Menge leider sehr

schlecht gezeichneter Veduten. In den Mittagsstunden gelang ein für meinen hiesigen Beruf wichtiger Versuch: meine hohe Kranke, die Erzherzogin Karoline, welche seit fünf Monaten ihre Zimmer nicht verlassen hatte, ließen wir bei dem köstlichen warm trockenen Wetter zum ersten Mal wieder in einer neu eingerichteten Sänfte in den Garten tragen. Ich begleitete den stillen Zug durch wenige Corridors und Treppen über den freien sonnigen Platz hinter dem Palaste in einen der Laubgänge von Boboli. Wie erfreute es mich, die heitern Züge des blassen zarten Gesichts beim Wiedererblicken dieser schönen Umgebungen zu beobachten! Die Hoffnung günstiger Fortschritte leuchtete aus allen Gesichtern — und doch konnte ich die trübe Ahnung nicht abwehren! — Auch ich brachte vor wenigen Jahren eine inniggeliebte Tochter bei scheinbarer Besserung in die leuchtende Frühlingssonne — aber der matte Lebensfunken ließ sich nicht zur Flamme wieder anfachen.

Das herrliche Sonnenlicht des Nachmittags zog mich in die Cascini. Ich ging einsam dort in der durchleuchteten Frühlingsluft unter knospenden Bäumen und blühenden Blumen längs des Arno hin — ein volles Frühlingsgefühl, wie sonst wohl vor langen Jahren im Rosenthale an den schönsten Maientagen, zog durch meine Seele. — Die Pinienschirme auf ihren mit Epheu umwundenen Stämmen standen hoch in blauer Luft, die Lorbeerbüsche blühten, und hinter dem prächtigen alten Florenz stiegen die Gebirge bis hinan, wo der Schnee am letzten höchsten Kamm der Apenninen nur noch als zarteste und glänzendste Dekoration der Gegend leuchtete. Alles neue und außerordentliche Erscheinungen. Ich fuhr dann, immer noch in Betrachtung der Stadt und der Apenninen verloren, über die Eisenbrücke hinüber nach Montoliveto und stieg hinauf unter seine alten Oelbäume. Jetzt röthete nun die Abendsonne das ganze weite prächtige Thal; über dem Monte Murello und hinter den fernen Apenninen lagen die schönsten Cu-

muluswolken und ließen die prächtigen Farben der irdischen Gegend am Himmelsbogen fortschimmern. So wartete ich das Abklingen der Farben vollends ganz ab, und erst als das dämmernde Grau des Abends die Stadt verhüllte, stieg ich hinab, um zur Stadt zurückzufahren.

Abends erwartete mich abermals eine musikalische Akademie bei Hofe. Man führte auf — was glaubt ihr wohl, meine Freunde? — den Paulus von Mendelssohn! — Man kann sich vorstellen, welches Stückwerk und wie mangelhaft die ohne bedeutendes Orchester und ohne deutsche Tradition unternommene Aufführung war! Nichts desto weniger hatte sie für mich, dem so lange Nichts von ächter Musik vorgekommen war, etwas sehr Wohlthuendes. Namentlich für den Vortrag der Choräle fehlte es ganz an Ruhe und Präcision, dagegen gingen die hastigen Chöre der Juden gut genug, und die Recitative wurde von dem fast erblindeten Fräulein Miquelier mit schöner an Kirchenmusik gewöhnter Stimme vorgetragen. Nebenbei fehlte es auch nicht an einigen neuen schönen Gestalten, um den Reiz der Gesellschaft zu erhöhen.

Piſa, den 6. April, Abends.

Der verfloſſene Sonntag, der 4. April, war ein wahrer deutſcher Regentag in Florenz. Um Mittag fuhr ich auf eine Stunde in eine Sitzung der Academia dei Georgofili, eine Geſellſchaft für Ackerbau, Gartenkunde und Naturgeſchichte, welche ſchon vor dreizehn Jahren mich ihren Mitgliedern einverleibt hat. Ihr Vorſitzender iſt der Marcheſe Ridolfi, welcher ſich ſehr für Agricultur intereſſirt und dieſem Vorſitze ſich vielleicht mehr eignet als dem der allgemeinen Geſellſchaft der Naturforſcher und Aerzte, welche diesmal im September in Florenz zuſammentreten ſoll. Ich hörte von ihm einen Vortrag über den Anbau der Bataten und die beſte Art ihrer Cultur. Nächſtdem wurden Proben der in den vulkaniſchen Gegenden von Volterra dem Boden abgewonnenen Borarſäure vorgelegt.

Um 2 Uhr war ich zur Tafel bei dem Großherzoge und lernte dort den Maler Sabatelli aus Mailand kennen, welchen der Großherzog hat kommen laſſen, um Galiläi's Halle in der Specola mit Frescobildern zu verzieren. Der Mann iſt ein Sechziger, aber die Perſönlichkeit heiter und lebendig. Von ſeinen Werken habe ich nichts geſehen. — Den Abend beſchloß ich in der Familie des Grafen Martellini, welchem ich ſchon um ſo viele Freundlichkeit während meines Aufenthaltes in Florenz verſchuldet bin. Als ich an ſeinem Hauſe in Borgo ogni Santo abſtieg, hatte ich noch den eigenthümlichen Anblick einer ſchnell entſtehenden und ſchnell verſchwindenden Illumination, hervorgerufen durch das Glöcklein, welches verkündet, daß das Venerabile zu einem Kranken getragen wird. Es ſieht wirklich ſchön aus, wenn ſo plötzlich aus den meiſten Fenſtern erſten, zweiten, dritten Stocks die ſchönen allbekannten antik ge-

formten dreiflammigen Lampen herausgehalten werden, und nun mit einem Male die Dämmerung der Straßen in blitzende Helle verwandelt wird, um dem Priester seinen Weg zu erleuchten.

Am gestrigen Tage hatte ich mit Vorbereitungen zu diesem Ausfluge nach Pisa zu thun, wohin mich die Professoren der Universität, so wie einige mir abverlangte Consultationen ziehen. Vormittags fand ich jedoch noch Zeit für das Kabinet der geschnittenen Steine und Münzen auf der großen öffentlichen Gallerie. Der Ritter del Monte, zweiter Direktor der Gallerie, mit welchem ich Tags zuvor beim Großherzoge gespeist hatte, war selbst, mit dem alten wohlunterrichteten Professor Miliarini, so freundlich, mir diese dem Publikum sonst nicht geöffneten Schätze zu zeigen und sie mit rechter Muße mich betrachten zu lassen.

Wie leuchtet doch — wie aus tiefem Schacht das Gold, so hier der Geist des Alterthums aus diesen edlen Gesteinen hervor! Welche reiche Gedanken, welche ingeniöse Einfälle! Welche Physiognomien ich möchte sagen aus einer titanenhaften Periode der Menschheit! Da ist ein Leander — was jugendliche Schwärmerei der Liebe heißt, leuchtet aus diesen Zügen; da sind Minervenhäupter — Ausdruck der vollen platonischen Schönheit reiner Erkenntniß; da gaukeln die prächtigsten Amorinen auf Delphinen; da erglüht Herkules der Schönheit der Hebe! Kurz, das ganze Alterthum spiegelt sich in diesen blanken Cameen und Intaglios. — Man kann hier Abdrücke dieser edlen Werke in Gyps haben, und eine Auswahl habe ich nicht verfehlt mir zu bestellen.

Ich hatte früher diese Sache nur flüchtig und von den Münzen namentlich gar nichts gesehen. Diesmal thaten sich auch diese Schätze auf, und insbesondere die heitern ächten Werke griechischen Alterthums führte Miliarini in reizender Auswahl mir vor. Wie edel sind diese Gepräge, und wie leuchten die Häupter eines Philipp von Macedonien

und ſeines großen Sohnes Alexander von den ſilbernen oder goldenen Münzen. Es iſt etwas eigenthümlich Ergreifendes in dieſen Werken! — Daß unter jenen Herrſchern ſelbſt dies Metall geprägt wurde, und daß es damals von Hand zu Hand ging und doch jetzt ſo rein und blank vor uns liegt — es hat etwas ganz Dämoniſches. Raum und Zeit ſcheinen aufgelöst und verſchwunden!

Abends gegen zehn Uhr ſetzte ich mich auf die Diligence, welche wöchentlich mehrmals in der Nacht von Florenz nach Piſa fährt. Ein junger Arzt, Dr. Baralay, welcher viel Intereſſe für meine phyſiologiſchen Unterſuchungen zeigt und die franzöſiſche Ueberſetzung meiner vergleichenden Anatomie eifrig ſtudirt hat, hatte um die Erlaubniß gebeten, mich auf dieſer Fahrt begleiten zu dürfen. Zufällig fand ſich auch noch Profeſſor Mazzi mit im Wagen, und ſo fuhr ich unter mannichfachen Geſprächen die mondhelle, oft auch regnichte Nacht hindurch, und war gegen ſieben Uhr früh hier in Piſa, wo ich am Lung-Arno im Gaſthof alle tre Donzelle eine recht anmuthige Wohnung gefunden habe.

Dies Piſa hat doch ſo eine ganz andere Phyſiognomie als Florenz! — ſo etwas Weites, Flachhingeſtrecktes, Reinliches, aber auch, mit Ausnahme der Gegend um den Arno, etwas ſehr Oedes.

Mancherlei Kranke habe ich hier zu berathen, und finde an Profeſſor Savi und Matteucci intereſſante Gelehrte und Freunde. Wir haben gleich Manches zuſammen durchgenommen und nur gegen die Dämmerung hin war mir ein Spaziergang möglich in die Umgebung des Doms.

Wie eigen lagen der große überhängende Campanile, der wunderbare byzantiniſche Dom und das mächtige Batiſterio in der einbrechenden Dämmerung vor mir! Dahinter die alte hohe Stadtmauer mit ihren Zinnen, und das langhingeſtreckte Campo Santo; darüber das dunkle Gewölk eines fernen Gewitters und der leuchtende Abendſtern! Auf dem großen weiten Raſenplatze vor dem Dome gingen

ein Paar ganz entfesselte Pferde grasend wie in einer öden Steppe umher, Fledermäuse schwirrten, und nur hie und da sah man einen verspäteten Bewohner der Stadt über den weiten Platz schreiten. — Texier's oben mitgetheilte Schilderungen aus Kleinasiens Wüsteneien fielen mir unwillkürlich dabei ein.

Als ich gegen den Arno kam, zog eine in lange weißwollene Gewänder gekleidete Brüderschaft mit verhüllten Gesichtern vorüber. Es war ein Leichenbegängniß. Knaben mit schwarzverhülltem Kruzifix und zwei auf Stangen getragenen Laternen voran; dann Paar und Paar, etwa 14—16 Verhüllte, halb singend, halb Gebete murmelnd. Endlich der schwarzverhüllte Sarg, auch von Verhüllten getragen und gefolgt — es stimmte ganz zu den vorigen Eindrücken!

Kaum nach Hause gekehrt, kam das Gewitter — für mich das erste dieses Jahres — heran und entlud sich unter heftigen Blitzen und einigen Schlossen, während ich noch mit den beiden Savi's in die mannichfaltigsten naturwissenschaftlichen Discussionen gerathen war, welche uns dann auch trotz meiner vorigen durchwachten Nacht noch lange und spät beschäftigt haben.

Piſa, den 7. April, Abends.

Der heutige Tag war reich an mancherlei Eindrücken. Früh ſchon der Blick auf die Stadt! Der Lung-Arno mit ſeinen Brücken und ſchlanken Gebäuden im heitern Morgenlichte vor meinem Balkon; der Hauch der friſchen Meeresluft, welcher von der nicht fernen Küſte heranzieht; die warme Sonne — es hatte Alles einen abſonderlichen Charakter.

Dann mehrfache Conſultationen. Eine im Hauſe eines vornehmen Piſaners, Toscanelli, intereſſirte mich theils wegen des ſchweren Falles, eines jungen Mannes, die Freude der Eltern, nun von gefahrvollen Bruſtleiden ergriffen, theils aber auch wegen der Eigenthümlichkeit der Familie und der glänzenden, aber gewiß ſteifariſtokratiſchen Einrichtung des Hauſes. Ich gedachte der alten Piſaner, ihrer Kriege und ihrer Nobili.

Ferner ein Beſuch im Atelier des Landſchaftsmalers Marco, eines Ungarn, deſſen großes Talent mir ſchon in Florenz gerühmt worden war. Der Mann hat ſich in Rom gebildet, iſt jetzt bejahrt und ſieht ſehr kränklich aus. Seine frühern Werke mögen ſchön geweſen ſein. Ich ſah noch eins aus der Umgegend von Rom, welches mich anzog. Die ſpätern kleinen Arbeiten, die ich ſah, waren bunt und geiſtlos.

Um zu Savi zu kommen, ſetzte ich dann über den Arno, eben da, wo die wunderbare kleine gothiſche Kirche — man nennt ſie hier La Spina (wohl ihrer hohen gothiſchen Spitzen wegen) — an und faſt in den Fluß gebaut iſt. Sie iſt äußerlich von höchſter und ganz originneller Zierlichkeit und recht einladend zu maleriſchen Studien. Innen wurde eben Meſſe geleſen; ich trat einen Augenblick hinein. Sie iſt da ſehr einfach und von hohem Alter gebräunt.

Bei Savi, den ich in seinem reichen zoologischen Museum fand, wo sich noch andere Professoren und Studirende versammelt hatten, wurde mir manches Neue gezeigt und Anderes, besonders von unsern neuern mikroskopischen Entdeckungen legte ich ihnen vor. Ging dann noch mit dem jüngern Savi, dem Professor der Botanik, durch den botanischen Garten zu den großen Cedern, der prächtigen Magnolia und dem frei am Hause bis in's zweite Stock hinauf sich rankenden blattlosen Cacteenstamm (Cereus peruvianus), und wandte mich dann zum Campo Santo. — Wie eigen und groß wirkte doch auch heute wieder dieser freie stille Raum auf mich. Der Triumph des Todes von Orgagna ist recht eigentlich das Symbol dieses Todtenhofs, dieser eigenthümlichsten und mysteriösesten aller christlichen Grabstätten! So möchte man auch sagen: der hängende Thurm sei wie ein prophetisches Sinnbild vom künftigen Verfall von Pisa, in jener alten mächtigen Zeit schon dem Geiste des Baumeisters sich aufdrängend. Ich verweilte lange in Betrachtung der alten Frescobilder der großen Gallerie des Campo Santo. Die Werke von Bennozzo Gozzoli verfallen mehr und mehr der Zeit — die Seeluft zerstört sie — und doch sind noch herrliche Sachen sichtbar. Auch das jüngste Gericht von Orgagna hielt mich lange fest. Ich glaube es dem Custode wohl, daß das Campo Santo im Mondlicht die herrlichste Wirkung macht. Leider ist heute der Mond schon zu sehr im Abnehmen.

Im Herausgehen gab mir das Monument für den thätigen und menschenfreundlichen Arzt und Augenarzt Vacca von Thorwaldsen noch einen schönen Eindruck: die Heilung des erblindeten Vaters durch den jungen Tobias — eines der einfachsten und vollendetsten Basreliefs! — Am Ende eines reichen werkthätigen Lebens an diesem feierlichen Orte und unter einem solchen Monumente eine Ruhestätte zu finden, ist schon mancher Mühen des Lebens werth.

Ich ging dann in das Batisterio — wundervoll und

reich von Außen, ist es auch im Innern durch seinen großartigen byzantinischen Styl sehr schön und eigenthümlich. In seiner Mitte der alte große Taufstein, wichtig für die Erklärer des Dante, denn nur hier begreift man, wie Jemand in einem Taufbecken in Gefahr kommen könne zu ertrinken (m. s. d. 19. Gesang des Inferno). An den vier Ecken finden sich tiefe in Stein ausgehauene Löcher, in welchen die taufenden Priester standen (Dante wählt sie a. a. O., um die Gruben anschaulich zu machen, in welchen Verdammte, den Kopf nach unten, festgehalten sind), und in der Mitte ist das einem großen und tiefen Wassertroge gleichende Bassin, welches heute wirklich voll Wasser stand, indem es der Bischof für die Osterceremonien geweiht hatte.

Der Dom ist innen jetzt durch und durch erneuert und zwar etwas zu bunt gemalt worden; nichts desto weniger ist seine Wirkung würdig und groß. Die zierliche Kanzel mit den reichen Ornamenten ihrer Marmortreppe von Giovanni Pisano ist, gleich der auch sehr schönen von Nicolo Pisano, dem Vater des Giovanni, gar wohl erhalten.

Endlich stieg ich noch auf den Glockenthurm, dessen Fundament jetzt etwas mehr vom sich aufhäufenden Schutte befreit ist. Ich erstieg die langen Wendeltreppen, wandelte auf den wegen ihres schiefen Bodens immer einigen Schwindel erregenden Gallerien und erreichte die Plattform, wo in den offenen Arkaden die Glocken hängen. Es war das schönste Wetter! Prächtig lagen die Berge von Lucca vor mir und im weiten blauen Bogen zogen sich die Gebirgsketten bis Porto Venere hinaus. In Südwesten glänzte im Sonnenlichte das Meer. — So sehe ich es also doch — da ich es diesmal nicht gen Rom befahren soll! — Gorgona, Elba, und in äußerstem Dufte auch Corsika, ragen mit blauen Rücken aus der weiten Meereslinie hervor, und von Jahr zu Jahr mehr Raum der Küste einnehmend, breitet Livorno sich aus. Es ist ein Anblick, von dem man nur schwer wieder loskommt. Wie manches Bild wäre hier zu entwerfen!

Um sechs Uhr ging ich zu einer englischen Familie zum Diner. Herr Brandt, ein Deutscher aus Hamburg, für gewöhnlich aber in London ansäßig und dort, wie man zu sagen pflegt, ein Haus machend, hatte mich mit zuvorkommender Freundlichkeit aufgesucht und eingeladen. In dieser liebenswürdigen Familie fand ich auch Rosellini, den der Großherzog, nach vollendeter ägyptischer Expedition, in Pisa als Professor und Bibliothekar angestellt hat, einen lebhaften und auf interessante Weise sich mittheilenden Mann. Ich saß neben Madame Rosellini, einer jungen sehr artigen Pariserin und wie es sich später ergab einer Tochter Cherubini's. Es freute mich, der Tochter noch den Dank an ihren Vater aussprechen zu können für manche tief empfundene Melodie, und sie versicherte mich, nicht verfehlen zu wollen, dies dem alten Herrn nach Paris zu vermelden, da er sich immer mit Freuden seines Aufenthaltes in Deutschland erinnere. Nach Tisch erschien auch der bekannte Schriftsteller Rossini, schon bejahrt und etwas breit, sonst vielfach unterrichtet, so daß er mich oftmals an unsern verstorbenen Böttiger gemahnte. Dann kam noch mehr Gesellschaft; es entwickelten sich einige musikalische Leistungen und es wurde neun Uhr, ehe ich von meinem Diner zu Hause kehrte. — Der Mond stand schön über der Brücke des Arno und leuchtete breit im Strome wieder.

Florenz, den 9. April.

Den gestrigen Tag habe ich noch bis Nachmittags drei Uhr in Pisa zugebracht. Ich kann wohl sagen, daß ich die Freudigkeit, welche es gewährt, auf ein thätiges der Wissenschaft förderlich gewesenes Leben zurückzublicken, nirgends noch so empfunden habe, als in diesem Pisa.

Die Herzlichkeit und Aufmerksamkeit, mit welcher die jungen Aerzte und die Professoren mich umdrängten; die Art, wie die tüchtigsten dieser Leute, die beiden Savi's, Matteucci und Civinini gleich früh um acht Uhr bei meinem Frühstück sich bei mir einfanden, um über manche Punkte der Physiologie meine Meinung zu haben; der Eifer, mit dem sie bemüht waren, mir ihre Sammlungen zu zeigen und auf dem Museum den Neuigkeiten zu folgen, welche ich ihnen am Mikroskop vorlegte: das Alles hatte etwas Erhebendes und Rührendes zugleich. „Il faut exploiter, Monsieur Carus!“ sagte Savi und Alle wünschten nur, daß ich länger verweilen möchte, um noch so manches Problem zu besprechen. Wie ich endlich schied und Alle noch hinunter an das Thor des Museums mich begleiteten, wo die Equipage des Monsignore Toscanelli mich erwartete, um mich nach meinem Hotel zurückzuführen, wie ich Savi und Matteucci umarmte und von Allen herzlichen Abschied nahm, da regte sich in mir ein Gefühl, welches immer in mir fortklingen wird!

Ist doch vielleicht nichts, wodurch so lebendig der Begriff der geistigen Einheit der Menschheit herangeführt wird, als die Verbrüderung, welche ein tiefer gehendes ernstes Studium der Wissenschaft zu erzeugen im Stande ist.

Es waren diesen Morgen auch noch mancherlei Kranke zu sehen und so blieb mir kaum Zeit, mit Dr. Barelay

mein Mittagsmahl zu nehmen, während dessen mich auch Herr Brandt und dessen Sohn noch durch einen freundlichen Abschiedsbesuch überraschten, worauf wir dann unter heftigem Gewitterregen gegen drei Uhr uns zur Abfahrt anschickten. — Mein Reisegefährte hatte einen ihm bekannten Vetturino gedungen und richtig brachte uns dieser schon Abends 11 Uhr hieher nach Florenz. Ein Geistlicher und ein junger Studirender von geistreicher glücklicher Gesichtsbildung machten unsre Reisegesellschaft aus. — Der Himmel erheiterte sich bald wieder vollständig, und gegen Sonnenuntergang hatte ich noch den schönen Blick auf das prächtige Val d'Arno bei Villa franca. Schön glänzten im Abendlichte die hohen Apenninen und überall waren vom vorgestrigen Gewitter die hohen Kämme mit frisch gefallenem Schnee decorirt. Glückliches Land, wo auch ein Gewitter, anstatt vielfältiger Zerstörungen, gewöhnlich nur eine glänzende Zierde der Umgegend zurückläßt!

Florenz, den 11. April, Nachmittags.

Dieser Ostermorgen in meiner hiesigen Einsamkeit hatte mir einen gewissen trüben befangenen Eindruck gegeben. Ich schlug den Faust auf, dessen Osterscenen mir vieljährig „der Frühlingsfeier freies Glück" verkündeten und ich las erfrischt:

„Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß,
Reißet von Banden
Freudig euch los!"

Aber da trat mein Domestico ein und meldete „il Servizio della corte!" und draußen stand der heute zum Osterfest ungewöhnlich bedreßte Staffiere, um mich zu der heute ebenfalls festlichen Equipage hinabzugeleiten. Uebrigens haben wir jetzt ein kaltes windiges unbeständiges Wetter, welches gegen die schönen Tage des März sehr absticht.

Besondere neue Erscheinungen haben mir die vergangenen beiden Tage nicht gebracht. Vorgestern hielten ärztliche Geschäfte mich den Tag über fest und nur gegen Abend fuhr ich vor die Porta St. Gallo, stieg einen Hügel hinauf und lies mir die Villa eines Contadino öffnen, um in stiller Ruhe mich am Reichthum dieser Umgegend zu weiden.

Die Leute waren so freundlich, freuten sich, daß es mir dort gefiel und ließen mich ganz ungestört. Ich saß hier unter Oelbäumen, blühenden Pfirsichen und dunkelroth blühenden Schotenbäumen, malte ein kleines Studium und sah dann das glühendste Abendlicht über Florenz sich ausbreiten.

Am gestrigen Tage (Osterheiligabend) fuhr ich gegen Mittag zum Dome, um die Osterfestlichkeit zu sehen, welche das Volk die Colombina nennt. — Ich muß dabei bemerken,

daß die Oſterzeit hier überhaupt eine eigenthümliche Phyſiognomie annimmt. Vom Mittwoch der Charwoche an ſchlägt keine Uhr und hört man kein Glockenläuten, die Schildwachen ſtehen mit geſenktem Gewehr und alle Sammlungen und Collegien ſind geſchloſſen. Am Donnerſtag beſucht der ganze Hof zu Fuß ſieben Kirchen der Stadt, und am heiligen Abend (Sonnabend) wird gegen Mittag im Dom ein feierliches Hochamt vom Erzbiſchof gehalten und ſo die Trauerzeit beſchloſſen. Von jetzt an ſchlagen nun wieder die Uhren und läuten nun wieder die Glocken, und dies große Hochamt iſt es, welches allemal durch ein ſolennes Feuerwerk auf dem Domplatze begleitet und gefeiert wird. Sobald der Erzbiſchof am Altare das „Gloria in excelsis“ anſtimmt, entzündet ein Laienbruder an der Colonade um den Altar ein kleines Feuerwerk in Geſtalt einer Taube, welches dann längs eines Drahtes durch das geſammte lange Kirchenſchiff hinausfliegt, wo zwiſchen Dom und Battiſterio der feſtlich aufgeputzte, mit Schwärmern und Kanonenſchlägen gefüllte Carro ſteht. An dieſem haftet die Colombina, ein Feuerregen ſprüht heraus und alsbald donnern nun die Kanonenſchläge und fliegen und krachen die Schwärmer.

Ich war zuerſt in dem mit Menſchen erfüllten Dome, mitten unter dem Gedränge um den Hochaltar, ſah die Geiſtlichen im Feſtornat mit den großen entzündeten Candelabern und den ſchweren Silberſtäben aus der Sakriſtei nach dem Altare ziehen, wo der Erzbiſchof unter einem Baldachin ihrer wartete, und ſah wie an den vordern Säulen der Bogen, welche den Hochaltar gleich einer Arena umgeben, der Mann auf ſeiner Leiter bereit ſtand, welcher die Colombina entzünden ſollte, wenn das Gloria erklang. Dann ging ich wieder hinaus, um aus meinem Wagen mit Bequemlichkeit die Volksmaſſe und den Lärm des Feuerwerks zu beobachten. Zwiſchen Dom und Battiſterio, von Militär im weiten Kreiſe umgeben, ſtand das hohe Gebäude des Carro, einer Art dunkelfarbigem, oben mit bunten Pa-

pierguirlanden und Wappen verzierten Mauſoleum zu vergleichen. Unten ruhte es auf vier breiten Rädern, und oben, wo das Feſtgebäude gut die Höhe der zweiten Etage der Häuſer erreichte, lag wagrecht ein großes, mit Kanonenſchlägen geladenes Feuerrad. Die Figur des Ganzen war etwa ſo:

Eine große Menſchenmaſſe bedeckte die Stufen des Doms und den Platz; Wagen mit geputzten Damen waren neben mir aufgefahren und die Fenſter der Häuſer bis oben hinauf mit Schauenden erfüllt. Jetzt flog der Zünder rauſchend aus dem Dome hervor, die Glocken läuteten und das Feuerwerk, mit heftigen Kanonenſchlägen untermengt, knallte von den verſchiedenen Zinnen des Wagens. Oben begann das große Feuerrad ſich ſprühend zu drehen, während immer von Zeit zu Zeit ſeine Kanonenſchläge ſich entluden; auch flogen knallende, knatternde Schwärmer unter das Volk und erregten, wohin ſie kamen, Auseinanderſtäuben und

Geſchrei, und Gelächter der andern unbetheiligten Menge! Es ſah hübſch aus: wie der Pulverdampf, von dem kalten Winde durch die ſtreifenden Sonnenlichter getrieben, zwiſchen dem altergrauen Dome und dem zierlichen Battiſterio hinaufſtieg, während die von den Exploſionen zerriſſenen Papierguirlanden in der Luft flatterten; wie die Volksmaſſen ſich theilten, wenn Schwärmer nach dieſer oder jener Richtung herausflogen (ſonſt pflegen Schwärmer das Volk anzuziehen); wenn die Roſſe an den Equipagen unruhig wurden und den Boden ſcharrten; wenn Schlag auf Schlag vom Carro ertönte, und wie die Pulverblitze von den Gallerien des Wagens wie Kanonenfeuer von Baſtionen leuchteten! Damit es aber zum Schluß auch an einer andern Volksſcene nicht fehle, ſo erhob ſich plötzlich, als das Feuern ſich beruhigte, am Battiſterio ein Geſchrei im dichteſten Volkshaufen; ein Taſchendieb mochte attrapirt worden ſein, die Wachen ſprangen zu und das Volk drängte nach der Gegend ſich hin. Bald war jedoch auch dieſer Lärm beſchwichtigt, die Wagen begannen abzufahren und das Volk fing an ſich zu zerſtreuen. Der Carro ſelbſt wurde übrigens, nachdem die Hälfte ſeines Feuerwerks vor dem Dome abgebrannt war, nun, dem alten Herkommen gemäß, zum Palaſte der Pazzi gefahren, und dort entzündet man nun den Reſt des Feuerwerks. Ich hörte noch ſpäterhin das Krachen der Kanonenſchläge von Weitem.

Einſt ſoll Einer aus dem Hauſe der Pazzi im gelobten Lande ein Stück vom Tempel zu Jeruſalem erbeutet und mit nach Florenz gebracht haben, wo es im Dome eingemauert wurde. Von ihm ſoll dann dieſe Feſtlichkeit des Carro [1] geſtiftet ſein, und nicht nur hat ſie ſich bis jetzt im Volke erhalten, auch nachdem die Familie der Pazzi theils vertrieben, theils ausgeſtorben iſt, ſondern ſelbſt die Ab-

[1] Dieſer Carro ſcheint den bereits bei Dante vorkommenden Heerwagen (Carruccio), gleichſam das auf Räder geſetzte Hauptquartier der mittelalterlichen Armeen Italiens, bedeuten zu ſollen.

brennung der zweiten Hälfte des Feuerwerks vor dem jetzt in ganz andern Besitz übergegangenen ehemaligen Hause der Pazzi läßt die Menge sich nicht nehmen.

So haften alte Gebräuche an Städten und Völkern, wie Angewohnheiten an einzelnen Menschen; sie ziehen von Geschlecht zu Geschlecht, und unvermerkt knüpfen sich noch Vorstellungen der verschiedensten Art mit an. So bei dieser Colombina! Vieles Landvolk kommt immer zur Stadt, um den Lärm mit anzuhören, und es ist hiebei vollkommen zum Aberglauben geworden, daß wenn die Colombina gut fliegt und prompt das Feuerwerk im Carro sich entzündet, so bedeute das ein fruchtbares Jahr; das Gegentheil deute auf Mangel und schlechte Ernten. Selbst die Behörde nimmt deßhalb jetzt ihre Maßregeln, damit das Feuerwerk gut von Statten gehe. Was daher dieses Jahr betrifft, so muß, wenn die Colombina richtig prophezeit hat, Ueberfluß und Segen abermals Toskana beglücken.

Dabei erregte es meine Betrachtung, wie unter allen diesen Kirchenfeierlichkeiten das Volk in seinem gewöhnlichen Treiben sich so gar nicht irre machen läßt. Die meisten Arbeitsgewölbe sind offen, eben so viele Verkaufslokale, und auf den Straßen treiben sich die Kärrner und Landleute mit ihren Eseln ganz wie alltäglich umher. Irren würde übrigens Der, welcher in diesem Verhalten ein Mißachten der Kirche suchen wollte — es hat dergleichen vielmehr offenbar den Sinn, daß die Kirche an sich zu hoch steht, als daß ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit durch solcherlei Treiben irgend gefährdet werden könnte. Daher erklärt es sich auch, daß in den Kirchen das Volk sich gar nicht irre machen läßt, wenn Fremde da, während sie dem Gebet sich hingeben, neugierig umherwandeln, mit dem Cicerone auf die Altarstufen steigen und Bilder betrachten u. dergl. mehr. Das ist ihnen wie der Staub auf einem Heiligenbilde — es stört sie nicht, und wenn sonst nichts weiter darum und daran sich knüpfte, so wäre mir dieser Sinn weit freier

und poetiſcher als unſre oder gar die puritaniſch engliſche Aengſtlichkeit, größten Anſtand und ſteifſte Etiquette dem Herrgott gegenüber auch in Aeußerlichkeiten der Sonntagsfeier zu bewahren!

Florenz, den 11. April, Abends.

Als geſtern der Volkslärm der Colombina ſich etwas verlaufen hatte, benutzte ich noch eine freie Stunde, um ein Paar andere Bildhauerateliers zu beſuchen. Zuerſt fuhr ich zu Coſtoli, einem noch jungen Manne, welcher vom Großherzog mit Ausführung der Statue des Galilei für die Gallerie der Specola beauftragt worden iſt. Die Statue war ziemlich fertig und der Marmor iſt ſehr tüchtig, doch ohne beſondern Genius bearbeitet. Wie ihn etwa jeder akademiſch gebildete Plaſtiker auffaſſen würde, ſo iſt Galilei hier erfaßt: aufrecht geſtellt, von einem ſtattlichen Mantel — dieſer allgemeinen Nothhilfe unſerer Bildhauer — umwallt und gen Himmel blickend. Ich ſagte dem Künſtler, der mir von einigen noch anzubringenden Attributen ſprach: ich würde nur ein einziges ihn ſcharf bezeichnendes kennen und dies wäre die Inſchrift jener denkwürdigen Worte des aſtronomiſchen Proteſtanten ſeiner Zeit: „**e pur si muove!**“ Coſtoli lachte und mochte wohl das Treffende fühlen, wird aber ſchwerlich wagen, etwas der Art anzubringen. Freilich müßte dann auch aus der ganzen Geſtalt ein anderer Geiſt leuchten. — In Wahrheit! ſollte ich den Entwurf zu ſolchem Denkmal machen, ich würde Galilei nie anders nehmen; denn eben in jenen Worten, als proteſtirender Reformator, erſcheint er erſt in ſeiner eigentlichen hiſtoriſchen Bedeutung.

Der Künſtler hatte auch noch einen Pegaſus in Marmor gearbeitet, welchen der Großherzog für die Cascinen beſtimmt hat, und ich kann ſagen, daß dieſer mir eigentlich beſſer gefiel als Galilei. Ich ſah noch mehrere kleinere Arbeiten, alle indeß von geringem Belang. — Von Coſtoli fuhr ich in das Atelier von Santarelli. Der Künſtler ſelbſt

war nicht anwesend, doch sah ich mehrere seiner neuern Arbeiten. Das bedeutendste war eine Marmorstatue des Michel Angelo, für die Halle des Orgagna, in Folge einer Subscription, bestimmt, durch welche für eine Anzahl berühmter Florentiner an verschiedenen öffentlichen Orten Statuen begründet werden sollen. Die Ausführung war sehr kräftig und vollendet, indeß fehlte mir doch auch darin das Urgeistige, der eigentliche Funken des Genius. Daneben stand ein anderes ziemlich vollendetes Werk: ein Amor mit dem Pfeil einen Schmetterling quälend. Der Gedanke — er war dem Künstler aufgegeben worden — war eigenthümlich und eindringlich genug, jedenfalls aber hätte die Ausführung inniger und lebensvoller sein müssen, um das Bedeutende dieser Aufgabe ganz zu erreichen.

Mittags war ich bei Graf Moltke zu Tisch; die Unterhaltung war anmuthig und lebhaft.

Abends ging ich meinen Lieblingsweg nach San Miniato hinauf. Ach, wie war selbst nach diesem kaltwindigen Tage doch das Abendlicht schön! Wie poetisch lag das altehrwürdige Castell St. Croce inmitten seiner Oliven, wie still war der Platz unter den großen Cypressen vor der ernsten Pforte der Kirche und wie dunkel rosenfarbglühend leuchtete das Abendgewölk von drüben herüber durch die dunkeln Stämme!

In dieser Kirche war ich noch nicht gewesen; heute, wo es so menschenleer, so dämmernd war, trieb es mich hineinzugehen. Stehen doch diese Kirchen immer offen, wie es eben überall sein sollte! Es war fast schon dunkel in dem alten weiten Raume; kaum unterschied man noch das Gebälk des Daches, welches frei auf den hohen Seitenwänden ruht. Tief im Hintergrunde schimmerten am Hochaltare nur wenige Kerzen; ein Paar Frauen knieten hie und da am Boden still betend. Es war sehr feierlich! Auch mir zog die tiefe Empfindung eines osterheiligen Abends durch das Gemüth. Ich blieb lange in Gedanken verloren stehen

und als ich endlich wieder in's Freie trat, lag Florenz schon tief im Nebelduft eines grauen Zwielichts.

Der heutige Vormittag verfloß mir sehr ungestört, und ich konnte so eine Entdeckung nutzen, die ich vor mehreren Tagen zufällig gemacht hatte. Mein alter Wirth Francesco, der bei meinem Frühstück und Diner oft mich zu unterhalten sich anstrengte, erzählte mir nämlich, wie er, um das Wetter zu beurtheilen, gar fleißig nach dem Löwen auf dem Palazzo vecchio sehe; drehe der „Leone" sich dem Arno zu, so werde das Wetter gut, im entgegengesetzten Falle komme gern ein „tempo brutto". Ich begriff nicht, wo er die Thurmfahne jenes alten Palastes sehen könne, aber er versicherte: oben von der Loggia seines Hauses übersehe man den größten Theil der Stadt. Natürlich stieg ich bald da hinauf und siehe da — da lag das schöne Florenz vor mir! Da St. Maria del Fiore mit dem schönen Campanile, da Palozzo vecchio, da der Palast Pitti, da zogen die Gebirge sich hin, da leuchtete Fiesole herab!

So hatte ich mich denn innerlich lange beklagt, daß ich in ein Haus ohne alle Aussicht einquartirt sei, und nicht leicht irgend sonst wo hatte ich einen so aussichtsreichen und so ruhigen, zum Entwerfen eines Studiums geeigneten Platz gefunden als hier oben! O, Kurzsichtigkeit des Menschen, die so oft mißvergnügt sich anstellt, weil ihr ein Gut gegeben wird, dessen Werth sie vielleicht nur erst spät erkennt! Da oben also habe ich heute angefangen, ein Studium zu malen, welches hoffentlich noch in späten Tagen mir Freude machen und diese Oertlichkeit lebhaft vergegenwärtigen wird. Ach, hier wäre Stoff zu Studien dieser Art auf lange, lange Zeit!

Gestern Abend fuhr ich nach der Petraja, einem Lustschlosse des Großherzogs, nahe an Castello hinaus. Das Wetter war mild und schön geworden, und der Schnee der Gebirge oberhalb Valombrosa leuchtete prächtig in der Abendsonne. Was ist auch diese Petraja für eine herrliche Be-

ſitzung! Welche Terraſſen, welche Cypreſſen- und Pinienwaldung hinter dem großen Wohngebäude, welche prächtige immergrüne Eichen, welche Ueppigkeit des Wuchſes überhaupt! Da ſtand eine alte Platane und um Stamm und Aeſte hing ein ungeheurer Weinſtock mit weithingeſtreckten Zweigen, gleich mächtigen Rieſenſchlangen, herum! Dort ſah man im Freien einen großen Buſch aufſproſſender Fächerpalmen (**Chamærops humilis**), deren eine ſchon einen ſtarken Stamm getrieben hatte, und der Gärtner ſagte mir, daß er nicht nöthig habe, ſie im Winter zu bedecken; ja weiter oben am Felſen kommen im Freien die großen Agaven zuweilen in Blüthe. Da blühten lange Beete voll der zierlichſten Ranunkeln und dort öffneten ſich die Verſchläge, in denen unendliche Citronen und Orangen gehegt und gepflegt werden. Auch fehlen große von Goldfiſchen belebte Waſſerbehälter und ſpringende Fontainen nicht. Kurz, zum heiterſten fröhlichſten Lebensgenuß ladet hier Alles ein, und doch wer weiß, ob nicht bald hier oder im nahen Caſtello alle Sorge und alles Leiden, wie es nur die Krankenpflege theurer Angehörigen uns bereiten kann, ganz einziehen wird. — So ſoll es denn immer doch an Etwas im Leben fehlen!

Florenz, den 14. April, früh.

Die beiden nächst verflossenen Tage konnten keine neue Erscheinungen bringen, denn da dieses Florentiner Leben nunmehr seinem Ende sich nähert, so hielt die Vollendung eines ausführlichen französisch zu gebenden Gutachtens über den Leidenszustand meiner hohen Kranken mich in dieser Zeit bis spät in die Nacht unausgesetzt fest. Nur vorgestern konnte ich nicht umhin, doch wenigstens eine Mittagsstunde dem großen Florentiner Volksfest, dem Wettrennen der Pferde in den Cascinen, zu widmen.

Schon seit einer Reihe von Jahren ist diese Festlichkeit vom Großherzoge und zwar namentlich zur Förderung toskanischer Pferdezucht eingeführt worden. Der zweite Osterfeiertag ist der wichtigste dieses mehrere Tage dauernden Festes. Das Rennen selbst pflegt durchaus nach dem Muster englischer Wettrennen, mit Pferden, von leicht und bunt gekleideten Jokeys geritten, gehalten zu werden. Ich fuhr gegen zwei Uhr hinaus; das Wetter war schön, nur etwas windig, und der Himmel nicht ohne Gewittergewölk. Eine der schönen sehr großen Wiesen der Cascinen, umgeben von Eichen, gewöhnlichen und schönbelaubten dunkeln, und immergrünen, und überragt von hohen bis an die Krone mit Epheu umwundenen Pinien, war zum Platz des Wettrennens eingerichtet, mit leichten Schranken umgeben und mit zwei Tribünen (einer sehr stattlichen für den Hof) geziert. Unendliches Volk war in der Umgebung und auf der Tribüne versammelt, Carabiner ritten umher und waren in der Richtung des Rennweges (auf dem das Gras ganz kurz abgemäht war) postirt; Infanterie hielt das zudringende Volk in Ordnung, und auf dem Fahrwege standen lange Reihen von Equipagen aufgefahren, in welchen

die Damen im besten Staat ihren Cavalieren Audienz gaben und jedem Wettlauf mit den Augen folgten.

Während der Zwischenakte einzelner Rennen sah man auch auf der Wiese vielerlei Reiter sich umhertummeln und fast war es mir, als zeigte meinem Geiste schon das so viel nähere Afrika sich an, als auf einem stattlichen silbergrauen Rosse ein Mohr im Turban und alttürkischer Kleidung dahergeritten kam. Es war der Diener eines reichen florentiner Nobile aus der Familie der Strozzi. Wird doch von reichen Florentinern bei dieser Gelegenheit Alles aufgeboten, um sich in altem Glanze zu zeigen. Auch die Wetten, die man hier eingeht, sind oft glänzend genug. An 100000 Scudi mögen, wie der Großherzog mir Abends selbst sagte, an diesem Tage wohl auf dem Spiele gestanden haben. Ein Fürst Poniatowski hatte sehr bedeutende Summen gewonnen.

Nach einiger Zeit wurde jetzt mit einer Glocke ein Zeichen gegeben; Alles ordnete sich und fünf Renner mit schön gekräuselten Mähnen — durchaus toskanische Zucht, doch mit englischem Blut veredelt — kamen mit ihren verschiedenfarbig gekleideten Jokeys heran. Endlich das Zeichen zum Ablauf; allein eine Trompete rief sie nochmals zurück, weil der Ablauf nicht vollkommen gleichzeitig geschehen war (man nennt das eine **Cattiva partenza**). Nun ordnen sie sich noch einmal und nun stäuben die Rosse die glatte Rennbahn hinaus. Nicht lange, so kommen sie auf der andern Seite der Wiese wieder herunter — ein Reiter in Carmoisin gekleidet hat den Vorsprung gewonnen. Jauchzen und heftige Bewegung im Volke, das nun zudrängt, die richterliche Entscheidung zu hören.

Es war schon spät geworden, und da ich zu Louis Buonaparte zu Tisch geladen war, fuhr ich jetzt schnell zurück durch Nebenwege der Waldung, wo überall auf Rasenplätzen Volksgruppen sich fanden, um die großen, in Korb eingeflochtenen Weinflaschen und Obst und Backwerk gelagert.

Der kürzeste Weg führte mich über die Eisenbrücke neben den Cascinen nach Hause, aber schon dort auf dem Arno erhob sich Sturm; Staubwolken trieben von der Stadt her und ein Sommergewitter zog heran, welches bald durch Regen mit Hagel untermengt und starke Donnerschläge sich entladete. Ich fuhr dann unter noch fortwährendem Gewitter zu Buonaparte, doch, wie in diesem Lande das Unwetter nur kurz zu sein pflegt: schon bei Tisch leuchtete helles Sonnenlicht wieder durch die Fenster.

Dieses kleine Diner, mit noch ein Paar Aerzten, bei dem alten gelähmten Napoleoniden, umgeben von lauter Erinnerungen an jene große Kaiserzeit, war mir übrigens in jeder Hinsicht sehr merkwürdig. Neben mir hing das große Porträt Murat's in reicher spanischer Kleidung, von Gerard gemalt; vor mir eine Scene aus der Atala, von Coterau; zur andern Seite ein großes mythologisches Bild von Lebrun. In dem Kaffesalon hingen eine Menge Familienporträts und standen Büsten, in der Ecke eine kolossale Marmorbüste Napoleon's, von Canova. Der alte Herr, ci-devant König, war munter, man erzählte allerhand Geschichten und es war wohl halb sechs Uhr geworden, ehe ich zum Fortgehen Zeit fand. Der Abend war schön geworden und ich entschloß mich noch zu einem Spaziergange um die alten Mauern von Florenz.

Wenn man zur Porta romana hinausgeht und links den Weg längs der Mauer hinauf einschlägt, so hebt sich der Weg fast wie nach San Miniato hinauf. Felsmassen kommen zum Vorschein, hohe Thürme ragen aus der mächtigen, von Epheu überwachsenen Mauer, und sogleich war wieder in der Abenddämmerung ein Bild in ganz großem ernsten Styl vor meinen Augen erschlossen! — Es ist unsaglich, wie hier herum Alles immer so in eigenthümlicher großer poetischer Weise zu Erscheinungen aus Dante's Zeit sich gestaltet! Die Natur ist dieselbe geblieben, mit schöner Treue hält sie die tüchtigen Gebilde aus früher Zeit noch

in ihren Armen, aber die Menſchen ſind klein und unpoetiſch geworden; in induſtrieller Geſchäftigkeit halb, und halb in gemeinem Lebensgenuß, oder in ſchwächlicher Poeterei, voller Oſtentation, treiben ſie ſich unter dieſen großen Erſcheinungen umher, ohne ſie eigentlich gewahr zu werden. Wenn ich doch auch nur eine Spur geſehen hätte, daß ein hieſiger Künſtler oder Dichter das tiefpoetiſche geheime Leben dieſer Umgebungen zu erfaſſen und durch ſeine Werke auszuſprechen im Stande geweſen wäre.

Mein Weg führte mich oben hinter der Fortezza herum, vor mir lag ein Thal voll Oelbäume und drüben herüber winkte mir San Miniato und St. Croce zu; der Rauch von den kleinen Häuſern in meiner Nähe zog durch den Abendnebel des Thales; es war wieder ganz außerordentlich! Ich kam dann beim Thor von San Miniato wieder herab, ging noch ein Stück weiter und kehrte durch den mächtigen Thurm der Porta San Nicolo im Scheine des Abendſterns durch die ſchon dunklen Straßen nach meiner Wohnung zurück.

Alle ſolche lebende Bilder geben denn aber auch größere Empfindlichkeit gegen die Abbilder des Lebens. Als ich geſtern beiläufig Gelegenheit fand, die Studien eines jetzt hier lebenden deutſchen Landſchaftmalers v. H. durchzuſehen, gab mir nur die Anſicht und Ausſicht des Theaters von Taormina, genau nach Naturſtudien ausgeführt, eine wahrhaft angenehme Wirkung; dagegen konnten mir die in Menge ausgeführten Studien aus der römiſchen Campagna, aus den Umgebungen von Neapel und aus Sicilien ſchwerlich genügen. Gerade das Tiefpoetiſche dieſer Natur und der Zauber unendlicher Zartheit und doch Macht dieſer Farben war durchaus nicht erreicht, ja nicht einmal erfaßt und gewollt. Aber bei alle Dem wirkte dieſe Schau doch in etwas tantaliſcher Weiſe auf mich — auf mich, der ich alle dieſe Herrlichkeit der Natur, von welcher der Maler hier geborgt hatte, ohne wiederzuzahlen, diesmal nicht werde erreichen können.

Florenz, den 15. April, früh.

Gestern war ich wieder einmal auf der Gallerie degli Uffizi, und wie es dann geht, daß man hier immer wieder etwas Neues findet, wenn man sich nur umsehen will, so kam ich da in ein Paar Säle, welche ich früher vor Fülle andrer Schätze immer nicht aufmerksam durchwandelt hatte. Der erste war der Saal der Malerbildnisse. Hieher ist seit ein Paar Jahren ein Stern erster Größe gekommen: das Porträt des Pietro Perugino von ihm selbst gemalt. Das Bild hatte früher etwas versteckt in der Gallerie Pitti unter dem Namen irgend eines Porträts von Perugino gemalt gehangen. Erst neuerlich bei einer Säuberung und Unterbringung in neuen Rahmen bemerkte man auf der Rückseite die alte Inschrift des Meisters, welche besagt, daß er hier sich selbst gemalt habe. Zur vollständigen Ueberzeugung ließ man aus Perugia, allwo im Cambio der Maler bekanntlich sein eigenes Porträt angebracht hat, eine Durchzeichnung desselben kommen und fand alsbald jeden Zweifel gehoben.

Das Bild ist außerordentlich! Das reine, treue, feste, tiefpoetische Gesicht, mit einer Weichheit und Vollendung gemalt wie Weniges; das schwarze Wamms mit dem schönen rothen Unterfutter und Vorstoß; die feingebildeten Hände, deren eine ein Papierröllchen hält, worauf man liest: **Timete Deum**; die klare grüne Landschaft dahinter — es ist etwas ganz Vortreffliches! Gleich darüber hängt der einfach schöne Kopf Raphael's, durch den Kupferstich bekannt, darunter das ehrwürdige Bildniß des Leonardo da Vinci, längst ebenfalls gestochen. Weiterhin fand ich auch das treuherzig sauber, aber ängstlich und kleinlich behandelte Brustbild unsres lieben Landsmannes Albrecht Dürer. Auf dem Bilde steht geschrieben: „Dies malt ich nach meiner

Gestalt, da ich war 24 Jahr alt." Nicht weit davon hängen zwei Porträts von Quintin Messis, von denen das größere besonders recht frei und schön behandelt ist — und so manches Andere! — Aber ein wahrer Jammer ist es, in dem gegenüber gelegenen Saale die Bildnisse der neuen Maler zu sehen! Wie arrogant, wie geziert und oft wie Rokoko! Da hängt gleich dem Eintritt gegenüber so ein Herr, der in grüner, reichgestickter Hofuniform mit einem mächtigen Orden, die Palette in der Hand, vor seiner Staffelei sitzt! Wenn man eben den Perugino verlassen hat und sieht durch die offene Thüre in diese Misère — es ist zum Verzweifeln! — Noch am interessantesten war es mir, das sehr originell in Pastell gemalte Porträt des Liotard, des sogenannten peintre turc, von dem wir in Dresden so hübsche Pastellbilder haben, zu finden. Ein wunderliches kleines Gesicht mit großen Augen, dicker Stumpfnase, aufgeworfenen Lippen und langem Bart, hiebei das völlige Costüm eines griechischen Popen. Auch das schwächliche Bild unserer Angelika hängt dort, und ihr gegenüber die ganze Figur eines englischen Malers, der unter alten Baumstämmen mit der Palette sitzt, aber mit steifer Frisur und abgeworfenem Rock, so daß man glauben möchte, er wolle sich mit der Natur nicht sowohl befreunden, als vielmehr boxen. Kurz, es ist hier zu den mannichfaltigsten Betrachtungen reichliche Gelegenheit.

Ich kam dann zu den kleinern Hallen, in welchen die Antiken: griechische, römische, ägyptische, aufgestellt sind. Hier liegt denn auch der wundervolle Hermaphrodit, diese schöne weiche Blüthe einer Wollust-trunkenen Seele. Es ist ein Geheimniß hier verschlossen, zu welchem manche Stellen im ersten und im dritten Bande meiner Physiologie den Schlüssel geben könnten — es ist das Geheimniß höchsten menschlichen Empfindens im mannweiblich Einen, in einem Ganzen, wie es in der Platonischen Mythe die ersten Menschen als mannweibliche waren, welche Jupiter späterhin

zertheilte, ſo daß nun das ſich Suchen der Geſchlechter nur ein Anſtreben zweier Hälften zum ſonſtigen Ganzen war. So hatte ich dieſes Werk früherhin noch nie verſtanden als nun, wo ich es in der Schönheit des Marmors vor mir ſah! Wenn aber auch bei irgend einem Werke, ſo gehört hier die ganze weiche Vollendung der Ausführung in Marmor hinzu, um es zu erfaſſen — faſt möchte ich ſagen, man muß es anfühlen, um es zu begreifen.

Und was iſt noch Alles hier! Der prachtvolle Torſo; der jugendlich ſchöne Bachus; die Venus-Erzeugerin; die Büſten des Sophokles und Ariſtophanes, welche, der des Sokrates gegenübergeſtellt, zu manchen Betrachtungen über Kopfformen Veranlaſſung geben.

Auch die Schönheit dieſer kleinen, von oben erleuchteten Hallen an ſich, mit der Menge eingemauerter alter Inſchriften verziert, iſt ſehr anzuerkennen. Es war eine reiche Stunde Zeit, die für manche unangenehm zugebrachte Entſchädigung ſein konnte!

Noch im Fortgehen trat ich wieder ein zu meiner Flora Tizian's. — Ja, das iſt Etwas, das man unmittelbar nach den Antiken ſehen kann! — Fand übrigens neulich bei einer reichen engliſchen Familie Cosveldt, die ich als Arzt öfters beſuchte, noch ein anderes Bild von Tizian; auch merkwerth und ſchön. Es war die ſchöne Frau, einen Fruchtkorb in die Höhe haltend, welche man auch in Berlin ſieht. Dort iſt ſie reich coſtümirt, hier war ſie ganz einfach gekleidet und mit bloßen Armen. Auch ſie iſt ſchön, aber mit meiner Flora doch gar nicht zu vergleichen. Dieſer Engländer hat eine große Gallerie beſeſſen, aber größtentheils verkauft. Er hatte hier noch ein gutes Bild von Sebaſtian del Piombo und einen trefflichen Albano.

Abends wanderte ich längs des Arno den Caſcinen gegenüber hinab. Die Gegend flacht ſich hier ſehr ab; am grünberasten Ufer lagen eine Menge Schiffernachen; man ſieht oberwärts die beiden Stadttheile durch die Brücken ver-

bunden. Ich kann ſonſt keine beſondere Aehnlichkeit zwiſchen Florenz und Dresden zugeben, aber hier hatte es Etwas, das mich an meine Abendſpaziergänge im kleinen Gehege bei Dresden erinnerte. Die Sonne ging unter dunklen Regenwolken unter, und auch dies hatte etwas Deutſches — aber plötzlich erſchien das Dunkelgrau des Gewölkes mit einem ſo leuchtenden Rubinroth geſäumt, daß ich mich gleich wieder ganz in Italien fühlte.

Florenz, den 17. April, früh.

Mannichfaltige und heftige Bewegung gestern wie in der Atmosphäre so in meinem hiesigen Leben! Der Vormittag warm und schön; Abends stark gewitterhaft. Doch ich will erst noch erzählen, wie ich den vorgestrigen Tag zugebracht hatte, damit in dem Bilde dieser meiner wunderlichen Florentiner-Existenz so viel als möglich keine wesentliche Lücke bleibe.

Ich ließ aber an diesem Tage auf ein abermaliges Studium in der großherzoglichen Bibliothek noch einen, vielleicht den Abschiedsbesuch in der Gallerie Pitti folgen. Hier war vor wenig Tagen erst das große Bild von Perugino: die Grablegung — ich hatte es schon lange vermißt — mit frischem Firniß-Ueberzug versehen, wieder aufgestellt worden, und in langer Betrachtung habe ich vor diesem Bilde verweilt. War es doch, als wäre mir durch die genauere Bekanntschaft mit den Zügen seines Angesichts der Meister selbst auch in seinen Werken lieber und verständlicher geworden! Welche Innigkeit, ja man könnte sagen Gott-Innigkeit, in den Gestalten dieser Grablegung! Diese unsagliche Liebe, diese Trauer, diese Ergebung! Ach, es giebt doch eigentlich unter den Tausenden von Bildern des Leibes wenig Bilder der Seele! Dies ist eins von den wenigen! — Außer ihm habe ich an diesem Tage nur wenig Bilder angesehen. Raphael's Leo X. mit den beiden Cardinälen hielt mich insbesondere wieder fest. Das ist auch ein Bild, wo man nicht den Menschen bloß ansieht, sondern wo man in den Menschen hineinsieht! Es ist wunderbar, wie die Bilder, die ich damals vor dreizehn Jahren beschrieb, jetzt so viel weniger auf mich wirken! Dergleichen

iſt ein recht merkwürdiger Maßſtab für das Wachsthum der Seele.

Wie ich da noch ſo zum Abſchiede vor Tizian's Geliebten ſtand, und noch einmal die unendliche Zartheit, Weichheit, Schönheit der Formen bewunderte, redete mich Jemand franzöſiſch an: es war der Chevalier Gariaut, deſſen Frau — ſie iſt die Tochter des jüngſt verſtorbenen Lazzarini, eines der beliebteſten Aerzte von Florenz — ich auch einmal ärztlich berathen hatte.

Er beſchäftigt ſich mit Kunſtgegenſtänden, hat Bilder gekauft und verkauft, und ich erfuhr beiläufig von ihm, er beſitze ein von Raphael gemaltes Porträt. Er lud mich ein, es zu ſehen und ich ging mit ihm. Das Bild — halbe Figur eines nicht allzubejahrten Geiſtlichen in ſchwarzer Kleidung, mit ſchwarzem kleinen Barett — war äußerſt lebensfriſch gemalt und ich zweifle nicht, daß es von Raphael ſei, wenn auch keines ſeiner höchſt vollendeten. Iſt es übrigens als Gemälde geringer, ſo darf man es dagegen vielleicht um ſo merkwürdiger als Bildniß nennen; denn mehrere Umſtände treffen zuſammen, welche es wahrſcheinlich machen, es ſtelle jenen Geiſtlichen, den Oheim unſers Malers, dar, mit welchem er oft Briefe gewechſelt hat und welcher auf die Entwicklung des jungen Raphael's, wie auch aus Paſſavant's Werk hervorgeht, nicht ohne Einfluß geweſen zu ſein ſcheint. Eine Familien-Aehnlichkeit mit Raphael iſt nicht zu verkennen; es war vielleicht ſogar zu einem Pendant für ſein eigenes (jetzt auf der Gallerie degli Uffizi befindliche) Bildniß beſtimmt, und dies könnte dann erklären, warum der Maler auch ſich in dem ſchwarzen Kleide und einem gleichen ſchwarzen Barett gemalt hat. Der Beſitzer hofft aus Familienarchiven noch weitere Nachrichten über die Schickſale des Bildes zu erhalten.

Am Nachmittage dieſes Tages vollendete ich meine Studien der Anſicht von Palazzo vecchio auf der Loggia meines alten Francesco.

Geſtern führten meine Krankenbeſuche mich in den Vormittagsſtunden an der Specola vorüber, und ich trat auch hier noch einmal ein: theils um noch ſo manche vorweltliche Ueberreſte aus dem Val d'Arno zu ſehen, theils um mir die angefangene Halle des Galilei zeigen zu laſſen. Profeſſor Neſti, unter deſſen Direction die mineralogiſche und paläologiſche Sammlung ſteht, führte mich in ein Vorrathslokal, wo jene merkwürdigen koloſſalen Reſte noch einſtweilen ordnungslos an der Erde liegen. Eine zweckmäßige Aufſtellung derſelben wird vorbereitet, aber mir erſchienen ſie gerade ſo noch wie eben aufgegraben, recht eigenthümlich. Drei ungeheure Elephantenhäupter, eins noch mit beiden Stoßzähnen, liegen gleich am Eingange. Die Stoßzähne des letztern hatten gut die Stärke eines Mannsſchenkels, waren aber zerbrochen. Von einem jüngern Elephanten liegt da der Oberkiefer mit zwei gegen dritthalb Ellen langen Stoßzähnen, und außerdem wandelt man noch unter einer Menge von Schulterblättern, Backenknochen, Wirbeln und Schenkelknochen dieſer ungeheuern Thiere. Der häufigſte Bewohner dieſer Gebirge und Ströme indeß war in der Vorzeit der Hippopotamos; denn als Neſti vor einiger Zeit 6 — 8 Wochen im Val d'Arno bei Arezzo verweilte, um dort die Ausgrabungen zu leiten, wurden nur in dieſer Zeit die Ueberreſte von zwölf Nilpferden zu Tage gefördert. Auch das Nashorn kommt häufig dort vor, und ſo erinnert uns Alles daran, daß in einer ſo frühen Periode des Planeten in jenen Gegenden eine Thierwelt lebte, ganz der ähnlich, welche der unermüdliche afrikaniſche Reiſende Burchell auf den ungeheuren vom Cap aus erreichten und durchſtreiften Gebirgsebenen angetroffen und ſehr gut beſchrieben hat. Auch dort auf unabſehbarem Plateau, ohne Baum und Strauch, Heerden von Elephanten, Nashörnern und, in der Nähe der Ströme, häufigſt das Nilpferd; dazwiſchen oft zu Tauſenden große Antilopen; und ganz ähnlich alſo ſcheint es hier auf den Gebirgen Ober-

Italiens freilich bei einem noch andern Klima in frühen Perioden des Erdlebens geweſen zu ſein! Zu welchen Betrachtungen und Unterſuchungen hätten dieſe Trümmerhaufen wohl noch Alles Veranlaſſung geben können!

Was die Halle des Galilei betrifft, ſo iſt Alles noch im Bau begriffen, doch wird ſie ſehr reich; die Decke wird mit vielen Vergoldungen und Malereien geſchmückt. Die Statue Coſtoli's wird ſich gut hier ausnehmen.

Um 6 Uhr ſpeiste ich bei Graf Martellini, mit Bartolini und der Unger, nebſt ihrem neuangetrauten Gemahl, Sabatier. Das Diner war das eleganteſte, und nach Tiſch hätte ich wohl auch noch gern Muſik und Geſang der Unger gehört, wenn mich nicht für dieſen Abend ernſtere Geſchäfte (eine Schlußberathung mit den großherzoglichen Leibärzten) ganz in Beſchlag genommen hätten.

Durch ſolche Discuſſionen über einen ſo ſchweren und in vieler Hinſicht betrübten Fall fühlte ich mich heute beſonders bewegt, und es war mir lieb, auf meinem erſt gegen 12 Uhr aufgeſuchten Lager die vielfach und heftig ſich regenden Gedankenzüge durch die Lektüre eines intereſſanten Buches beſchwichtigen zu können, deſſen Mittheilung ich der Gräfin Moltke verdanke. Es war der in Italien wegen ſeines Carbonarismus ſtreng verbotene Roman von Charles Didier: **Rome souterraine.** — Es iſt ſonderbar genug, daß ich, der ich diesmal Rom nicht ſehen werde, es mir gerade in dieſem franzöſiſchen Spiegel vorführen laſſen muß! — Das Buch iſt übrigens mit ausnehmender, ja ich möchte faſt ſagen mit zu vieler Lokalkenntniß geſchrieben und führt äußerſt lebendig in die jetzige römiſche Welt ein. Auch Situationen und Charaktere ſind ſcharf gezeichnet und die Wirkung des Ganzen war bedeutend zu nennen. Wie die meiſten neueren Produkte dieſer Art, iſt es zugleich herb und endigt in Blut und Tod. An manchen tüchtigen Gedanken fehlt es keineswegs; einen konnte ich nicht umhin, mir aufzuzeichnen. Es heißt da einmal ſehr treffend: „**Dans les**

grandes crises, l'homme fort s'inspire de lui même, il s'excite à l'action par la contemplation calme et prolongée de sa propre pensée; l'homme faible au contraire n'aspire qu'à s'étourdir et qu'à s'échapper à lui même."

Florenz, den 19. April, Abends.

Unter mannichfaltigen Consultationen und Demonstrationen ist mir die erste Hälfte des vorgestrigen Tages vergangen. Ich hatte Professor Zanetti versprochen, ihm im Spital St. Maria nuova noch Mancherlei unter dem Mikroskop zu zeigen und erreichte meinen Zweck vollkommen. Am Nachmittag goß ein tüchtiger Regen nieder, den man wohl als eine Krisis der Witterung betrachten darf und hinderte weitere Unternehmungen. Der Abend führte mich theils in eine mir von Dresden bekannte englische Familie, theils zum letzten Mal in Betti's ärztliche Gesellschaft.

Reicher hingegen war der gestrige Sonntag, welcher mit echt italiänischer Sonne anhub und mit einem prächtigen Sonnenuntergange endigte — ein wahrer Sonnentag!

Zuerst sah ich früh die reiche Conchylien-Sammlung des Professors Mazzi durch. In instructiver Folge hat dieser Mann in mühsamer Geschäftigkeit mit den jetzt lebenden Conchylien, insbesondere Toskana's, die fossilen Conchylien, welche in tertiären und aufgeschwemmten Gebirgsschichten namentlich um Siena gefunden werden, zusammengestellt. Von jeder Species findet man hier Hunderte von Schalen, und der unendliche mikrologe Eifer dieses Sammlers verdient alle Anerkennung, obwohl es in Wahrheit eine Art von geistigen Schwindel erregt, die ungeheure Menge der Geschlechter und Arten dieser Gebilde zu betrachten, welche oft in mikroskopischer Kleinheit den Sand dieser Schichten gleichsam als einen uralten Meeressand erfüllen, ja bilden. Und der Mensch vermißt sich, diesen Sand des Meeres zu zählen!

Am Nachmittage dieses Sonntags war das Teatro di Jorno zum ersten Male in diesem Jahre wieder eröffnet und auch hievon wollte ich mir durchaus einen gegenständ-

lichen Begriff verſchaffen, wenigſtens eine Stunde dort zubringen.

Wirklich hat dieſes offene, tageshelle, ſonnebeſchienene Theater eine eigenthümliche Wirkung auf mich gemacht! Es war mir, als wäre ich durch einen Traum in die altrömiſche Zeit verſetzt, und wirklich gleicht die Einrichtung der des Theaters in Pompeji ſo vollkommen, daß man wohl ſieht, das Ganze iſt noch eine Erinnerung an die alte Zeit, und iſt weit älter, als alle unſere jetzigen Schauſpielhäuſer. In Wahrheit, ſo hatte ich es gar nicht erwartet: ein im Halbkreis aufſteigendes kleines Amphitheater, aus gemauerten, mit Stufenreihen unterbrochenen Sitzen; oben eine bedeckte Gallerie mit Stühlen und auf ihrer Bedachung abermals Plätze für Zuſchauer (die wohlfeilſten Plätze, was wir die Gallerie nennen); unten auf der ganz offenen Arena Bänke und Stühle und ein in ein hölzernes Gatter eingeſchloſſenes kleines Orcheſter; gerade quervor das aufgemauerte Portal der Bühne, links der Eingang, rechts der Eintritt zu dem Kaffe; prächtiger blauer Himmel oben, Sonnenſchein ſchief einfallend und die Bühne beſtreichend. Ich hatte ein Billet genommen in die bedeckte Gallerie, allwo auch eine drappirte Loge für den Hof angebracht iſt, und es war mir ganz eigen zu Sinne, wie ich da oben in meine, übrigens noch faſt ganz leere Loge trat, wie unter mir allmählig die amphitheatraliſchen Sitze ſich füllten, wie das meiſt elegant gekleidete Publikum ſo hie und da zu den Sitzen heraufſtieg, Tücher auf die gemauerten Sitze breitete und Platz nahm, und wie auch über mir die offenen Gallerien endlich mit mehreren Zuſchauern ſich füllten. Es war Alles ſo ganz anders wie in unſern Theatern. So haben ſchon einſt die altrömiſchen Bewohner von Florenz ſich zum Schauſpiel verſammelt; ſo waren die Sitze, auf denen ſchon nach der Vorſchrift Ovid's der Jüngling ſich der Geliebten durch manchen kleinen Dienſt bemerklich machen ſollte; und doch waren dieſe Stufen vielleicht erſt wenige Decennien alt und

nur derſelbe Himmel und nur dieſelbe Sonne leuchteten noch immer den leichtvergnügten Zuſchauern. Es dauerte noch lange, ehe das Stück anhob; man trug Kuchen herum; Einige ließen ſich Kaffe geben; mitunter liefen auch ein Paar Hunde über die Arena. Endlich wurde der Souffleurkaſten aufgeſetzt, der Souffleur kam aus ſeinem Mauerloche herauf, breitete ſich einen Teppich aus, rückte ſich Mütze und Kaſten zurecht und das Orcheſter ſpielte einen abgedroſchenen Donizetti'ſchen Satz. Hierauf abermals eine Pauſe, dann noch ein Stück Muſik und plötzlich geht der Vorhang auf und man ſieht eine Zimmer-Dekoration, wie bei uns etwa auf einem Privat-Theater, doch mit ziemlich neuen, grünbeſchlagenen und mit Goldtreſſen verſehenen Möbeln. Ein alter, engliſcher Caſtellan tritt auf, und es beginnt ein Schauſpiel in Iffland'ſcher Manier, noch leidlich genug vorgetragen, nur durch und durch mit dem affektirten italiäniſchen Pathos verbrämt. Die Damen waren nicht eben liebenswürdig; die eine ſchien der beſondere Liebling des Publikums und wurde beim Auftreten heftig applaudirt, ſo ſehr, daß ſelbſt ein Hund mit anfing zu bellen. Ihre Deklamation ging ſo recht in den getragenen, ſcharf accentuirten Tönen dahin, wie man es hier eben gern hört. Durch ein beſſeres Aeußere unterſtützt, wäre ſie vielleicht nicht unangenehm geweſen. Die zweite Dame, die Lady vom Hauſe, gab ſich viel Mühe, durch gezwungen vornehm ſein ſollende Stellungen ihre geſegneten Umſtände zu verbergen; beſſer ſpielte und erſchien die dritte, welche die Kammerjungfer vorſtellte. Der Komiker in der Rolle des alten Caſtellan ſpielte recht gut, aber um ſo ſteifer die beiden Lords. Ich habe bei alle Dem den erſten Akt des Stücks nicht ohne Intereſſe abgewartet; iſt doch ſchon die Lokalität ſo ganz eigenthümlich! Dieſe gemauerten Stufen! eigentlich erſchienen ſie mir ganz wie etwa auf einem öffentlichen Platze die Stufen einer Freitreppe, wenn dieſe vielleicht bei irgend einem Feſtgepränge ganz von Zuſchauern beſetzt wird; und

ist nicht die Art, wie das Volk bei dergleichen Gelegenheiten sich übereinander drängt, doch wohl die erste Veranlassung zum Bau amphitheatralischer Sitze vor Schaubühnen gewesen?

Um 5 Uhr verließ ich das Theater, um noch einmal die Schönheit dieses Thales und sein ganzes reiches, vielbebautes Land zu überblicken. Ich hatte diesmal mit dem Fernrohr von der Loggia meines Hauses eine weit hinaus an den Bergen gelegene Ruine als Ziel einer letzten hiesigen Wanderung ausersehen. Lange fuhr ich durch die Olivengärten vor dem Thor St. Croce. Alles war heute auf den Straßen voll Leben. Sonntägig geputzte Mädchen mit ihren hübschen großen Strohhüten und flatternden Bändern, und junge Burschen in ihren braunen Manchesterjacken, trieben sich in dem hellen Sonnenlichte, zwischen den grünen Hecken und den schon Blätter tragenden, langgezogenen und über die Bäume hängenden Weinranken umher. Es war noch einmal ein recht frisches Bild italiänischen Frühlinglebens! Endlich stieg die schmale Straße in die Berge hinauf, immer reicher wurden die Aussichten auf die fernen Berge und nach Florenz zurück, und endlich gelangte ich an einen kleinen Flecken, zwischen Cypressen und alten Oelbäumen gelegen, wo man aussteigen mußte. Höher und höher schlang sich nun der steinige Fußweg an den Bergen hinauf; alle Cultur hörte hier endlich auf. Ein spärlicher Cypressenwald auf der Höhe und auf dem dürren steinigen Boden machte eine eigene Wirkung; die Fernsicht war prächtig.

Nach manchem Auf- und Absteigen und wieder Aufsteigen erreichte ich endlich nicht ohne Mühe die unterhalb Castell-Poggio gelegene Ruine. Auch hier ländliche Spaziergänger, die sich diese Ruine zum Ziel ihres Weges gewählt hatten — Knaben trieben sich jubelnd zwischen den Trümmern umher; sie zündeten Reißig an und warfen es in den alten noch offenen vertrockneten Brunnen des Burg-

hofs, während andere ſich erluſtigten, oben Steine von den Mauern loszubrechen und herunterzuſtürzen. Die Ausſicht nach Florenz hin war weit ausgebreitet und herrlich! Das kleine alte Schloß ſoll der Palazzo eines gewiſſen Gallo geweſen und in den Fieſolaniſchen Kriegen zerſtört worden ſein. Das Ganze war im höchſten Grade intereſſant. Es erinnerte mich an manche Burgruinen in Deutſchland und war doch wieder ſo ganz anders. — Schon neigte ſich die Sonne zum Untergange; die Berge rötheten ſich und durch das zitternde Laub der alten Oliven leuchtete das ſchönſte glühende Gewölk im Weſten, als ich wieder bergab ſtieg und nach ziemlich langem Wege den Wagen wieder fand, welcher noch vor ganz eingebrochener Dämmerung mich zur Stadt zurückbrachte. Ich durfte dieſe kleine Fahrt faſt als die intereſſanteſte in den Umgebungen von Florenz während meines diesmaligen Aufenthaltes betrachten.

Der heutige Tag iſt mir ganz in Vorbereitungen zur Abreiſe vergangen; noch manche Conſultationen drängen ſich zuſammen; allerhand Beſprechungen ſind nothwendig, und ſo konnte ich nur Abends, nachdem ich zeitiger als ſonſt zu meiner hohen Kranken beſchieden geweſen war, noch durch den Giardino Boboli wandern. Noch einmal ſetzte ich mich in der ſchönen ruhigen lauen Abendluft auf eine Bank unter eine Lorbeerhecke, ſah mir gegenüber den Abendſtern über hohen Cypreſſen, und verſank in ernſte ſtille Betrachtung.

Florenz, den 20. April, spät Abends.

So wäre ich denn wirklich am Schlusse dieses meines Florentiner Lebens! Alle Fäden sind heute nach und nach gelöst; alle meine Kranken noch gesehen und berathen; für meine hohe Kranke namentlich Alles und Jedes bedacht und besorgt, und ich habe von den Hoheiten nicht ohne innere Rührung und Dankbarkeit mich verabschiedet. Die Reisekoffer sind gepackt und ich denke morgen Abend in Bologna zu sein, immer hoffend, daß die Rückreise, die ich nun weniger zu beeilen brauche als die Herreise, mir noch vieles Erfreuliche als Erholung von manchen strengangespannten Zuständen gewähren soll.

Mittags war ich noch zu Tafel bei Hofe befohlen und zwar heute im kleineren Kreise. Die Unterhaltung war sehr lebendig und mittheilend.

Vormittags war ich auch noch einmal an der großen Gallerie abgestiegen und noch einmal hatte ich diese reichen Säle, freilich nur im Fluge, gesehen. Mein eigentliches Geschäft war dort nach den von mir bestellten Gypsabgüssen der Cameen zu fragen (sie wurden mir Nachmittags in einem netten Kästchen mit einem verbindlichen Schreiben des Direktors Montalvi als „Erinnerung an die Gallerie" verehrt), und so hatte ich denn nur noch Zeit, der Niobe und meiner Flora einen Scheideblick zu gönnen. Unerwartet sah ich aber doch noch außerdem dort abermals etwas für mich ganz Neues und Interessantes. Es ist nämlich in der südlichen Ecke der langen Gallerie ein kleines Zimmer, ganz erfüllt mit höchst zierlichen Arbeiten in Gold, in Lapis Lapuli u. dergl.; eine Menge prachtvoller Vasen und getriebener Arbeiten, kunstreicher Schmuck und geschnittener Krystall sind dort aufgestellt, und Manches scheint

wohl aus der Zeit der Cellini herzurühren. Ich konnte mich nicht lange verweilen, aber auch Das, was ich eben nur noch mit flüchtigen Blicken der Erinnerung einprägen konnte, überzeugte mich doch von Dem, was Alles in diesen Sälen sich angehäuft findet und wie lange man hier sein und wie viel Neues man immer noch finden kann.

Doch es ist fast Mitternacht! Alles um mich her ist still und so schließe ich denn diesen Abschnitt in der Hoffnung, nachdem der Frühling hier abgeblüht hat, in der Heimath einem neuen Frühling und unter günstigen Constellationen entgegen zu gehen!

Bologna, den 21. April, Abends.

Als ich heute früh aus Florenz fuhr, war der Himmel noch von Nebelwolken umsponnen. Höher hinauf, nach Fiesole zu, zogen schon Sonnenlichter über die Gegend und noch einmal genoß ich des herrlichsten Ueberblicks über dies so reiche Thal, vor mir ausgebreitet im Schimmer des ersten Morgenlichtes. Eine weitläufig gebaute Villa mit schönem Lorbeergebüsch und hohen Cypressen lag eben da am Wege — welch ein Leben wäre unter glücklichen Gestirnen an solchem Orte möglich!

Weiterhin hatte ich einige kleine Unannehmlichkeiten: am Wagen war nicht Alles in Ordnung, der Hemmschuh brach — Aufenthalt war unvermeidlich! Es fiel mir lebhaft ein, wie so scheinbar kleine Dinge oft den frischesten Lebensgang mit einem Male hemmen können! Kleinigkeiten solcher Art hätten mich nach Florenz wieder zurückzwingen können und was hätte sich *da* vielleicht Alles wieder angeknüpft! Diesmal war es wenigstens die Ursache, daß ich spät *hier* ankam.

Schön waren diesmal wieder die Gebirgsformen der Apenninen — sie zeigten sich im wärmsten Sonnenlicht, der Schnee war nur noch auf den höchsten Kämmen von Weitem sichtbar. Wie schnell nimmt man doch schon auf dieser kurzen Fahrt von so Vielem Abschied, was eine südlichere Natur bezeichnet. Diese in Menge blühenden Iris unter den alten Oelbäumen und dahinter die hohen Cypressen, die großen Lorbeerhecken und die Aloe's im Freien — das ist nun schon Alles vorüber; vielleicht doch immer noch nicht ganz vorüber *für mich*!

Die Farbentöne auf den Fernen bei der heutigen Tour waren indeß überall noch ächt italiänisch: von dem hohen

Joch über Caffagiuola die vielen Gebirgswellen mit ihrem Ultramarinblau und fein gebrochenen Tönen, oben immer noch einige tief mit Schnee bedeckte Hochrücken und darüber ein leuchtender Himmel mit schwebenden Sommerwolken; es gab reizende Anblicke. Dann näher gegen Bologna hinter den schön gehobenen Formen die weite lombardische Ebene und das adriatische Meer. Ja, die Erde schlägt Wellen wie das Meer! — hier diese Züge der Apenninen sind solche Erdwellen — ein Unterschied ist, daß sie etwas länger dauern als eine Meereswelle!

Die Straße wurde übrigens auf der letzten Station sehr einsam; es wurde völlig dunkel. Ein Gedanke an die Unsicherheit der Straßen in diesem päbstlichen Gebiet, zumal wenn ich an die Geschenke des Großherzogs dachte, die ich in meinem leichten offenen Wagen bei mir führte, hätte mich wohl beunruhigen können. Indeß vertrauend meinen Sternen fuhr ich ruhig durch die Nacht dahin und gegen 10 Uhr traf ich denn auch ohne Unfall hier in meiner mir schon bekannten Pensione suizzera ein.

Bologna, den 22. April, Abends.

Dieſer Tag in Bologna hat mir mannichfaltige und intereſſante Erfahrungen gegeben. Schon geſtern Abend wurde ich durch ein zierliches Billet der ſo anmuthigen Sängerin Clara Novello überraſcht. Sie, die mich von Dresden aus kannte, bewohnt mit ihrer Mutter ſeit etwa einem Monat eben dieſe Penſione ſuizzera und lud mich recht freundlich ein, bei meiner Durchreiſe nicht zu unterlaſſen, ſie zu ſehen. Eben ſo hatte Profeſſor Aleſſandrini, deſſen großes Muſeum für comparative Anatomie mir noch von dreizehn Jahren her ſo gut im Gedächtniß war, ſchon in Florenz mich einladen laſſen, ſeiner Sammlung einige Stunden zu gönnen; Grund genug alſo, nicht wieder ſo ſchnell wie auf der Hinreiſe durch Bologna zu eilen! Gleich früh kam denn auch Aleſſandrini, einer der gelehrteſten italiäniſchen Naturforſcher und tüchtiger Zootom, zu mir, und wir verabredeten die Beſichtigung ſeines Muſeums, ſo wie, daß ich einer heutigen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften beiwohnen ſollte. Dann beſuchte ich die Novello, welche mich wiederum zu einem Beſuche bei dem Componiſten Roſſini beſtimmte. — Sie hat ſich entſchloſſen, auf das Theater zu gehen und wird in der Herbſtſaiſon hier zuerſt, zugleich mit Iwanoff, auftreten. Morgen geht ſie nach Mailand, um auch dort, wie ſie es hier mit viel Beifall gethan hat, eine muſikaliſche Akademie zu geben. Ich fand ihre ganze Erſcheinung noch weit lebendiger und angenehmer als vor ein Paar Jahren in Dresden. — Später ging ich in's Univerſitätsgebäude, Aleſſandrini's große Sammlung für vergleichende Anatomie zu ſehen. Es iſt wenig dieſer Art in Deutſchland, was einen Vergleich mit ihr aushielte! Ueberhaupt iſt mir dieſer Mann mit ſeinem tüchtigen Wiſſen

in dieſer wiſſenſchaftlichen Wüſtenei der päbſtlichen Staaten ein wahres Wunder. Es geht doch auch in dieſer Beziehung oft wie mit der Kindererziehung — in einzelnen freilich ſeltenen Fällen kommt gerade da, wo für ſie am wenigſten geſchieht, das Tüchtigſte zum Vorſchein. Indeß würde es doch unklug ſein, dergleichen hier öffentlich auszuſprechen; giebt es doch Staaten genug, die dann aus Maxime noch weniger für Wiſſenſchaft thun würden, als ſie jetzt thun. Ich habe in Aleſſandrini's Sammlung des Merkwürdigen viel gefunden. Späterhin ſahen wir noch flüchtig das ſehr ärmliche und beſtaubte mineralogiſche und zoologiſche Kabinet durch. Hier iſt allerdings die hierarchiſche Verwaltung noch ganz kenntlich.

Die Zeit bis zur Sitzung der Akademie ſollte nun Kunſtbetrachtungen gewidmet ſein. Zuerſt wandte ich mich zur öffentlichen Gemäldeſammlung — öffentlich, weil dieſe Säle etwa jährlich zweimal acht Tage lang dem Publikum geöffnet werden! Die Sammlung iſt in der Zahl der Bilder nicht ſehr bedeutend; dafür aber ſind hier Bilder vom erſten Range. Zuerſt die heilige Cäcilia Raphael's! Freilich etwas ganz Anderes als unſere Copie von Julio Romano in Dresden. Wie edel und groß der ſchöne aus dem Bilde herausſchauende Kopf der Barbara, wie viel mehr empfunden und erhalten das Ganze! — Dann der herrliche Perugino — faſt eine Wiederholung des Bildes auf der Akademie in Florenz. Die Madonna erſcheint im Regenbogenkreiſe, unten die drei Heiligen und der Erzengel Michael. Hier ſteht der Engel zur Linken, welcher auf dem Bilde in Florenz zur Rechten geſehen wird. — Ferner die herrlichen Bilder von Francesco Francia. Das ſchönſte iſt das, wo der gelockte Engel unten am Throne der Madonna muſicirt und zur Rechten der gebundene St. Sebaſtian ſteht. Es iſt ein Bild höchſter Innigkeit! Es iſt bezeichnet: „Opus Francesci Aureficis 1490.“ Auch die beiden andern ſind in demſelben ſtrengen, reinen und doch ſchönen Style. Auch

die Bilder von Domenichino ſind intereſſant, gehen aber ſchon ſehr in's Moderne. Das große Bild der Chriſtenverfolgung — oben die Madonna und roſenſtreuende Engel — iſt am meiſten poetiſch gefaßt. Wie ſchön gedacht und gemalt die Epiſode unter den der Verfolgung erliegenden Chriſten! Zwei Liebende — man könnte faſt an Romeo und Julia dabei denken — erſcheinen unten faſt in der Mitte des Bildes. Unter dem Regen der heiligen Roſen ſind ſie vereinigt, und wenn man Beider Jugend und Schönheit beklagen möchte, daß das fürchterliche Geſchick auch ſie ſo früh erreicht, ſo darf man ſie doch zugleich wieder glücklich preiſen, daß ſie, ſelig liebend und feſt ſich umfaſſend, zuſammen ſterben. — Nicht ohne Intereſſe iſt ferner von Timoteo Viti d'Urbino, einem Schüler Raphael's, eine Magdalena. Auch die Kreuzigung von Guido mag man wohl als eins ſeiner beſten Bilder nennen. Uebrigens findet ſich freilich auch eine Menge ſchlechter Bilder hier. Wann wird einmal die wahre Sündfluth kommen für ſchlechte Bilder und ſchlechte Bücher!

Man führte mich hierauf zum Palaſt Palleoti, welcher ebenfalls eine ziemlich zahlreiche Gallerie enthält. Der jetzige Beſitzer, ein Herr P. Sangiorgi, öffnet gern dieſe Säle den Fremden, da er die Bilder allmählig zu verkaufen wünſcht. Des Mittelmäßigen iſt viel hier, doch auch einiges Gute. Zu dem letztern rechne ich beſonders ein Bruſtbild der Madonna mit Landſchaftshintergrund — höchſt wahrſcheinlich vom Vater Raphael's. Es erinnerte mich die Behandlung ſehr an das große Bild dieſes Meiſters auf der Gallerie Brera in Mailand. Der Ausdruck des Geſichts iſt edel und ſchön, und die zum Beten zuſammengelegten Hände ſind ſehr zart ausgeführt. Für die mäßige Summe von ſechzig Napoleond'or wäre es wohl zu haben geweſen. — Merkwürdig ſind auch die Bildniſſe Philipps II. von Spanien und ſeiner Gemahlin Eliſabeth. Das erſte ſoll von Tizian ſein, iſt aber weniger bedeutend. Das andere — ein Geſicht, was uns Schiller's Don Carlos wegen intereſſiren muß — iſt

sehr durchgebildet gemalt und zwar von einer Frau — der Sofonisbe Anguaciolo aus Cremona. Ein kleiner Amor von Pietro Faccina ist vortrefflich gemalt. Das Bild des Glücks von Canterini nach dem bekannten Motiv des Bildes von Guido ist ebenfalls beachtenswerth, und endlich befindet sich hier noch ein sehr tüchtiges Bild von Sodoma. Alles Uebrige würde ich gern dem Besitzer überlassen.

Jetzt war es zwölf Uhr geworden und ich ging zurück zum Universitätsgebäude, um der Sitzung der medicinischen Sektion der Akademie beizuwohnen. Die Versammlung in einem einfachen Parterre-Lokal war nicht sehr zahlreich. Da es doch bei solchen Gelegenheiten nie an etwas Langweiligem fehlen darf, so hielt zuerst ein Arzt einen ausgedehnten geistlosen Vortrag über ein bösartiges Wechselfieber. Er wurde nichts desto weniger am Schlusse, wie das so in Italien gewöhnlich ist, durch allgemeines Applaudiren belohnt. Ein anderer Vortrag hingegen von einem jungen Mann, Professor Calori, über das Nervensystem der Schlangen, interessirte mich sehr, und interessanter war es dem Verfasser, mich, dessen Arbeiten er gerade bei seinem Aufsatze mehrfältig citirte (die französische Uebersetzung meiner vergleichenden Anatomie hat mich in Italien jetzt sehr bekannt gemacht), bei seiner Vorlesung gegenwärtig zu sehen. Alessandrini war Vorsitzender und die Akademie publicirt regelmäßig ihre oft sehr interessanten Arbeiten.

Nach Beendigung der Sitzung wollte ich noch die Gallerie im Palast Mareschalchi sehen; doch ehe wir dorthin kamen, erbot sich noch der Bediente vom Platz, mich in die Sammlung nubisch-ägyptischer Alterthümer zu führen, welche ein hiesiger Arzt, Dr. Ferlini, vor etwa vier Jahren mit aus Aegypten zurückgebracht habe. Ich trat ein — Dr. Ferlini war leider nicht selbst zu Hause. Ein junger Mohr, den er auch von dort mitgebracht hat, öffnete die Zimmer, und es kam dann die Schwester Ferlini's, ein unterrichtetes und artiges Frauenzimmer, um diese Schätze durch ihre

Beschreibungen zu erläutern. In dem ersten Zimmer sieht man nächst dem Modell der Pyramide, in welcher jene Schätze gefunden worden sind, eine Anzahl ausgestopfter ägyptischer Thiere: Ibis, Geier, Ichneumons u. s. w. ohne viel Werth. Im zweiten Zimmer liegen die Schätze selbst ausgebreitet; daneben schöne silberne orientalische Waffen, nubische Kleidungsstücke und andere Seltenheiten. Die Art, wie Ferlini — durch ein gewisses Vorgefühl getrieben — den Gewinn vieljähriger Arbeit und sein eigenes Leben daran setzte, dergleichen Auffindungen zu machen, ist höchst merkwürdig; die Schätze selbst, welche in einer obern Zelle jener Pyramide entdeckt wurden, sind sehr kostbar. Eine Menge schwerer goldener Ringe mit Hieroglyphen; merkwürdige schöngearbeitete goldene Armbänder mit mystischen Figuren; sonderbare goldene Amulete und zierlich gearbeitete bronzene Gefäße; kurz, es hat mich im höchsten Grade interessirt, daß ich diesen Sachen eine recht genaue Betrachtung widmen konnte. Welche Zeit lag wieder zwischen dem des Verfertigens dieser sonderbaren Gebilde und der unsrigen! Eine kleine Abhandlung mit Abbildungen, welche Ferlini herausgegeben hat unter dem Titel: „**Relation historique des fouilles opérées dans la Nubie par le Dr. Joh. Ferlini de Bologné, Rome 1838**“ habe ich nicht verfehlt, mir zu kaufen und mitzunehmen. [1]

[1] In den Wiener Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst (Anzeigeblatt Nr. XCVI. vom J. 1841), allwo auch bereits ein einzelnes Bruchstück dieses meines Tagebuchs abgedruckt worden ist, habe ich die Uebersetzung der Geschichte dieser Auffindungen mitgetheilt — eine Geschichte, welche durch Darlegung der beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmung Ferlini's und die endlich doch noch, trotz aller mangelnden Anzeigen, gleichsam nur wie mittels eines bestimmten Vorausahnens gelungene Auffindung dieser Schätze sehr interessant ist. Ich verweise meine Leser darauf, sie dort selbst nachzusehen, und will hier nur einige Betrachtungen wiedergeben, mit welchen ich die Geschichtserzählung selbst dort eingeleitet hatte. Es sind die folgenden:

„Die gefundenen Schätze Ferlini's haben keineswegs verfehlt, die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich zu ziehen, um so mehr, da vielen andern Reisenden, die mit großen Mitteln ausgerüstet und von

Noch war also der Palast Mareschalchi zu sehen übrig. Er enthält eine noch weitläuftigere Gallerie als der Palast

Regierungen beauftragt, Forschungen anzustellen, wie z. B. dem kenntnißvollen Rosselini, es nicht gelungen ist, irgend etwas Bedeutendes von goldenen Arbeiten zu entdecken. Es hat sogar Se. Majestät der König von Baiern bereits einen kleinen Theil von Ferlini's Schätzen um eine bedeutende Summe für die Münchner Gallerien an sich gebracht; doch alles Dies war nicht, was mich gerade an dieser Auffindung besonders interessirt hat. Das Interesse, was sie mir einflößte, kam insbesondere — von der psychologischen Seite.

Ich verfehlte nämlich nicht, die Geschichte der Entdeckungen des Dr. Ferlini genauer mir bekannt zu machen, und zweierlei mußte dabei gar bald die ganze Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich ziehen, der gewohnt ist, nicht bloß an die Außenseite der Erscheinungen sich zu halten. Erstens nämlich, daß in einem Manne, welcher zwanzig Jahre als praktischer Arzt, bald in Albanien, bald in Griechenland, bald in Aegypten ein sehr beschäftigtes Leben geführt hatte, nun, nachdem er mit erworbenen leidlichen Glücksgütern nach seiner Heimath zurückkehren konnte, mit einem Male der bestimmte Trieb erwacht war, unter jenen geheimnißvollen Resten eines grauen Alterthums nach Merkwürdigkeiten und Schätzen zu suchen, selbst auf die Gefahr hin, das mühsam Erworbene Alles wieder zu verlieren; zweitens aber, daß dieser ganze anhaltlose Zug, welcher bloß auf einem dunkeln Vorgefühle beruhte, trotz aller Widerwärtigkeiten und nachdem es bereits schien, daß alle Hoffnung aufgegeben werden müsse, doch wirklich zu einem so glänzenden, reichlich lohnenden Resultate führen konnte.

Muß man nun auch einräumen, daß hier dieser ganze Vorgang der Ahnung in eine tiefere Sphäre herabgezogen erscheint, da es allerdings bei Ferlini sich zunächst wirklich nur um Auffindung besonders kostbarer Gegenstände handelte; nichts desto weniger bleibt indeß dieses bestimmte Vorgefühl und das vollkommene Bestätigtwerden desselben durch jenen Fund ein psychologisch merkwürdiges Faktum. — Allerdings wenn ein Columbus, mit einem ähnlichen bestimmten Vorgefühle vom Dasein transatlantischer Länder, Alles daran setzt, Jahre lang Hohes und Niederes bewegt, um seine Plane zur Ausführung zu bringen, und endlich wirklich einen vierten Welttheil entdeckt, dann finden wir uns mehr angeregt, jenes schönen Schiller'schen Spruchs zu gedenken:

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, hält der and're gewiß."

Und doch war es auch bei Columbus ursprünglich mehr der Instinkt, das unbewußte Vorausahnen, es müsse seinem Bestreben die Wirklichkeit entgegenkommen; auch ihm, wenn er an Vortheile einer möglichen Entdeckung dachte, waren es bei weitem mehr materielle, nahe liegende, seine eigene und die Bereicherung der Krone in's Auge fassende, als daß ihm schon wirklich im Geiste erschienen wäre das Fortbilden europäischer

Palleotti in vielen sonst sehr wüst aussehenden Zimmern. Alles im Verfall! Auch hier sucht man die Bilder so gut als möglich in's Geld zu setzen. Manche der bessern sind schon fort. Graf Mareschalchi war unter Napoleon Minister, und der Sohn lebt jetzt wegen eines großen obschwebenden Prozesses in Rom.

Ich wurde zuerst in einen großen verstaubten Saal geführt, worin ein altes Billard stand. An den Wänden sieht man mehrere, aus den Mauern eines untern Gartensalons gesägte und auf Leinwand gezogene Fresken von Guido und von Tibaldi (geboren zu Bologna 1577). Sie stellen lebengroße allegorische Figuren dar und sind nicht ohne Werth. Die beiden Gestalten von Guido: die Luft und das Feuer, gehören sicher zu den besten, die man in dieser Art von Guido hat; sie sind in einem breiten und großartigen Style behandelt. Sodann findet man in dem ersten anstoßenden Zimmer eine große Copie von Genari, einem Schüler des Guercino, nach diesem Meister. Es stellt die Susanna im Bade dar. Früher hatte man auch das Original hier; es ist aber nach England gewandert. Indessen auch die Copie ist sehr ausgezeichnet und die nackte schöne Frau mit ihren zwei Badedienerinnen nimmt sich in dem ernsten markigen Colorit des Guercino sehr gut aus. Ferner fand ich hier ein Bild von Guido, das man wohl für den ersten flüchtigen Entwurf der Kleopatra im Palast

Menschheit in einem transatlantischen Welttheile. Kurzum, wir kommen immer wieder darauf zurück, daß in dem Geiste ein Ahnen liege, die Möglichkeit des Vorausschauens eines Künftigen und eines Bestimmtwerdens durch ein Etwas, das noch nicht ist, oder mindestens für uns jetzt noch nicht ist — und das ist dann eben Dasselbe, was in der Thierwelt schon mächtig sich regt, was den wandernden Vogel auf seinen Reisen geleitet, und was der vom Neste weit weggeführten Taube den Weg zu ihrer Brutstätte auf fünfzig und mehr Meilen mit Sicherheit anweist. — Es ist daher interessant, wo wir im Leben des Menschen auf solche Thatsachen treffen, sie wohl zu beachten und zu bewahren; und als eine Thatsache dieser Art dürfen wir allerdings jene Auffindungen Ferlini's betrachten.

Pitti halten darf. In mehrerer Hinsicht gefiel es mir fast besser als das etwas zu nebulose schöne Bild in Florenz. Aus allem übrigen Wust von Bildern, worunter gar wenig von einigem Belang, muß ich doch, bevor ich die Erwähnung dieser Sammlung verlasse, noch eins, nicht sowohl wegen seines besondern Verdienstes, sondern wegen seines psychologischen Interesses, auszeichnen. Es war nämlich von dem bekannten minutiös langweiligen Maler Balthasar Tenner ein Pilger (etwa 1/3 Lebensgröße), welcher im Sturme, der Meer und Land bewegte, sich an eine Eiche stützt. Der Gedanke war so ganz sentimental modern poetisch, daß man ihn bei Tenner gewiß am wenigsten gesucht hätte. Es hat mir indeß schon manchmal im Leben Stoff zu Betrachtungen gegeben, wie zuweilen in wirklich sonst ganz unpoetischen Naturen plötzlich durch irgend ein — und zwar gewöhnlich schmerzliches — Ereigniß die in allen Menschen liegende, nur oft dick verdeckte Dichterader aufspringt, freilich aber dann mitunter auch etwas ungeschickte Produkte zu Tage fördert!

Um 3 Uhr fuhr ich nun mit der Novello und ihrer Mutter zu Rossini; denn auch diese Individualität, der ich doch im Leben manche Anregung und manchen Genuß zu danken gehabt habe, wünschte ich, da es die Gelegenheit gab, in das Album dieser Reise eintragen zu können. Rossini, der sich dieser Sängerin hier mit, wie sie sagte, fast väterlicher Sorgfalt angenommen hatte, war auch bedacht gewesen, ihr hiesiges Engagement in aller Beziehung sicher und vortheilhaft zu stellen und heute eben sollte bei ihm der Contrakt gezeichnet werden.

Rossini besaß früher in Bologna einen großen Palast, den er vor einiger Zeit verkaufte, als ihn der Tod seines Vaters so tief erschüttert hatte, daß er nach Neapel ging, um sich zu erholen. Jetzt bewohnt er einen jener weitläuftigen, halb verödeten und verrotteten Paläste, welche hier wie in Rom den Verfall der vornehmen Familien

bezeichnen. Es war wunderlich zu ſehen: dieſe prachtvollen Freitreppen mit großen Statuen und Reliefs; dieſe Säulen- und Bogenſtellungen nun mit allen Zeichen langer Vernachläßigung und vorrückenden Verfalls; dieſe weiten Vorſäle mit alten beſtoßenen Thüren und ſchlecht oder gar nicht ſchließenden Fenſtern; dieſe beſtäubten Teppiche und halbzerbrochenen Bänke!

Als ich zu Roſſini eintrat, war noch der Sänger Iwanoff, den ich in Venedig gehört hatte, der Theater-Direktor und ein Marcheſe, der Intendant des Theaters, bei ihm. Sein Wohnzimmer war auch ein weiter Saal, worin einige große Tafeln umherſtanden, mit mancherlei Geräth, Schreibereien und Noten bedeckt; darunter auch einige Waffen, ein Paar große, ſilberbeſchlagene Piſtolen und einige Dolche. Roſſini ſelbſt, mit den eigenen ernſten prägnanten großen Zügen, ſtarkem ſchwarzen Backenbart und von großer Statur, mit ziemlichem Embonpoint, dabei aber mit krankem Ausſehen, kam mir ſehr freundlich entgegen, und bat mich, nur etwas zu verziehen, bis er habe den Contrakt unterzeichnen laſſen und die Uebrigen dann entfernen könne.

Auch bei ſolcher Ceremonie ſollte ich alſo einmal auf dieſer Reiſe gegenwärtig ſein! Die Unterzeichnung ging feierlich vor ſich und die Herren entfernten ſich, doch nicht, ohne daß der Theaterdirektor zuvor ehrerbietig die Hand Roſſini's geküßt hätte. Roſſini, der zwar jetzt ſelbſt gar nicht mehr Muſik treibt (er hat nicht einmal mehr ein Fortepiano im Hauſe), der aber doch immer als die erſte Autorität Italiens in allen dieſen Angelegenheiten verehrt wird. Eben wollten wir uns nun zum Geſpräch ſetzen, da kam noch eine Art Hausmann von ſeiner großen Villa in der Ebene von Bologna herein, und es war mir jetzt intereſſant, den Coryphäen dieſer modernen Muſik in dem vollen, barbariſchen Patois des hieſigen Volks, einer wahren Carrikatur des Italiäniſchen, noch allerhand ökonomiſche Angelegenheiten

über Wein- und Oelvorräthe u. dergl. verhandeln zu hören. Was unſere Geſpräche betraf, ſo wendeten ſie ſich bald auf ſeine Geſundheit. Mein Rath ſollte über Manches, was man ihm ſchon empfohlen hatte, entſcheiden. Geht es doch ſo! Alles, was einen reiſenden Arzt ſo unterwegs findet, pflegt ihn zu benutzen! Verlangte doch noch der Poſtillon, der mich die erſte Station von Florenz gefahren hatte, aber, wie ich nicht ohne Lächeln bemerken mußte, wohlweislich erſt, nachdem er ſeine Bezahlung empfangen hatte, einen ausführlichen Rath für ſeine kranke Frau! — Für diesmal ſagte ich Roſſini nach dieſen Beſprechungen Lebewohl.

Wir fuhren nun wieder zu unſerm Hôtel zurück, ſpeisten bei ganz heiterer Unterhaltung an der Wirthstafel, und auch die Sängerin, wie vorher der Componiſt, ſchien nicht abgeneigt, mein Haus in Dresden dereinſt aufzuſuchen. Nach Tiſch wollte ich noch einen Blick auf die Umgebungen von Bologna thun und man ſchlug mir San Michele al bosco als den geeignetſten Ort hiezu vor. Ich fuhr hin. Es liegt dies verlaſſene wüſte Olivataner Kloſter ganz nahe bei der Stadt. Der Hügel, auf dem es Stadt und Gegend dominirt, iſt nicht hoch; halb fuhr ich hinauf, halb erſtieg ich ihn zu Fuß. Ein junger zartgrüner Raſen umgab das große weitläuftig-öde Gebäude, am Abhange ſaßen als zufällige Staffage ein Paar der ſchwarzen Abbates mit ihren wagerechten dreieckigen Hüten, wie man ihnen hier überall begegnet, und dahinter breitete ſich dieſes wieder ſo ganz eigenthümliche Bologna mit ſeinen Kuppeln und Thürmen vor der mächtigen weiten und breiten am Horizont ganz wagerecht abſchneidenden lombardiſchen Ebene aus. Ich ſtand lange in Betrachtung dieſes Bildes verſunken. Die Stadt ſelbſt hat ſo eine ganz andere Phyſiognomie, als z. B. Florenz: ihr eigener röthlicher Farbenton; ihre mehr ſchlanken Kuppeln und die Menge der Thürme, unter denen die Torre Aſinelli durch ihren einfachen feuereſſenartigen Bau und ihre ſehr bedeutende Höhe ſich auszeichnet (ſie verdeckt von dieſem

Standpunkte den noch seltsamern, aber eben so einfach construirten schiefen Thurm: die Carisenda, welche Dante schon zu einem Gleichniß brauchte), dies Alles giebt diesen wagerechten, hingedehnten Häusermassen ein so ganz besonderes Ansehen. Wirklich aber fast abenteuerlich erschien mir das ungeheure grüne, in blauliche Ferne sich verlierende Meer der lombardischen reichbebauten Ebene. Einen ganzen großen reichbebauten Landstrich in dieser absoluten wagerechten Ausdehnung des Bodens am Horizonte gleich der offenen See abschneiden zu sehen: es ruft lebhaft den Gedanken an den alten Meeresstand in dieser langen Einbuchtung des adriatischen Meeres hervor. Uebrigens sind die benachbarten Hügel dieses verlassenen Klosters sämmtlich reich bebaut und mit schönen Villen geschmückt. Alles grünte und blühte in der prächtigen warmen Sonne und unter dem weiten blauen Himmel; die Eichen hatten schon große Blätter und ihre Blüthenkätzchen waren entwickelt; die Natur athmete das köstlichste Frühlingsleben. Ist doch hier in Bologna ein frischeres Blut als in Florenz! Ich sah sehr anmuthige Gesichter mit schöner Incarnation, geistvollen Augen und dunkeln Locken umwallt. — Dem Lord Byron soll Bologna vor Allem in Italien gefallen haben. — Nächst der Seidenzucht ist der Hanfbau hier fast der einzige Zweig der Industrie. Das Volk fühlt, daß freilich viel mehr in dieser Hinsicht geschehen könnte, aber eine zahlreiche Garnison von Schweizermilitär, welche Se. Heiligkeit hier unterhält, stellt eine vollkommene Zufriedenheit her.

Ich ließ mir auch noch das Kloster selbst aufschließen, fand aber nichts als ein weites wüstes Gebäude im völlig gleichgültigen Styl, mit Resten unbedeutender Malereien, übrigens der Luft und den Winden ganz Preis gegeben. Ein Hospital, ein Irrenhaus oder eine große Fabrik würden hier sich trefflich unterbringen lassen; doch von allem Dergleichen ist in den päbstlichen Staaten nicht leicht die Rede.

Zurückgekehrt nach der Stadt ließ ich mir noch das

alte Universitätsgebäude zeigen. Bologna ist bekanntlich die älteste Universität und nach Einigen schon im Jahr 425 von Theodosius d. J., nach Andern doch erst 1116 gegründet. Wie interessant würde es daher sein, wenn von den alten Gebäuden noch etwas Bedeutendes vorhanden wäre; aber im Strom der Zeiten ist das Alles umgebaut, und jetzt, wo eben wieder Restaurationen vorgenommen werden, erscheint das Gebäude ganz im gewöhnlichen ältern verschnörkelten italiänischen Styl; nur eins hat sich aus den alten Zeiten erhalten: die Verzierung der Vorhallen und Treppen mit lauter ausgehauenen, buntgemalten Wappen aller der Studenten aus adelichen Häusern, welche früher die Universität besuchten und hier ihr Gedächtniß stiften durften. Der Ruhm der Universität war aber früher so groß, daß aus allen Gegenden Lehrbegierige zuströmten und die Zahl der Studenten wohl zuweilen bis auf zwölftausend stieg; man kann daher auf die Menge von Wappen schließen. Haben doch selbst Frauen hier vom Katheder gelehrt: eine Clotilde Tambroni griechisch, und Laura Bassi Philosophie — ich möchte wohl wissen, ob die des Plato?

Nicht weit von diesem alten Universitätsgebäude ist die schöne alte Kirche St. Petronio, und ich verfehlte nicht, sie zu betrachten. Sie stammt aus dem 14. Jahrhundert und ist in echt gothischem Style erbaut, nur leider gegen das Chor hin durch ein absurd modernes Bauwerk von Altar verunstaltet. Auf ihrem Fußboden ist die große Mittagslinie des Cassini in eingelegten Messing gezogen und eine im Kirchengewölbe wie ein Stern erscheinende Oeffnung läßt genau um Mittag das Sonnenbild auf diese Linie fallen. Zwei treffliche Pendeluhren nicht weit davon dienen den durch die Kirche Gehenden gewöhnlich zum Richten ihrer Taschenuhren, und freilich möchte man lieber diese zur Richtschnur nehmen, als den „vollkommenen Ablaß", welcher daneben durch die Inschrift an einer der Kapellen

ausgeboten wurde. Es sah prächtig aus, wie von den hohen Fenstern des Kreuzganges her das schräg einfallende Licht der Abendsonne die schlanken Pfeiler erleuchtete und an den mächtigen Kreuzgewölben wiederglänzte; es wäre für Architekturmaler eine reiche Aufgabe gewesen!

So blieb mir denn nun noch übrig, heute Abend einen Blick in das Stadttheater zu thun. Ich ging um halb 9 Uhr dahin. Das große Haus ist trefflich in einem schönen Styl des Palladio ausgeführt. Die großen Bogenstellungen der Logen, welche überall mit schönen Drapperien geschmückt sind, geben einen reichen und edlen Anblick. Alle Logen des ersten und zweiten Ranges sind von einzelnen Familien hiesiger Nobili fortwährend in Beschlag genommen, und in der eigentlichen Theatersaison (September bis November) erscheint Alles im Theater nur im reichen Salon-Costüm und empfängt und giebt Visiten in den Logen. Ich selbst befand mich in einer schönen Loge des ersten Ranges der Familie Pallavicini. Die Familie ist abwesend und man überläßt dann wohl der Dienerschaft, Plätze an Fremde zu verkaufen. Eine **Opera buffa** wurde jetzt alle Abend gegeben: „**Eran due, or son tre,**“ Musik von Ricci. Das Stück war unbedeutend: die bekannte Geschichte, daß Einer, dessen Frau mit Zwillingen gesegnet war, eins davon aussetzen will, aber ergriffen wird und noch ein anderes, vorher von Andern ausgesetztes Kind auch mitnehmen muß. Hiezu war nun noch die Geschichte einer heimlichen Heirath, es waren ein Paar widerspenstige Väter und dergleichen beigemengt; aber gespielt und gesungen wurde doch Alles sehr gut. Die Leute waren sämmtlich fest und geschickt; man konnte sagen: sie verstanden das Handwerk, was man bei uns nur zu häufig vermißt. Das Orchester war auch gut und weit besser als in Florenz; das Publikum aufmerksam und freigebig mit Beifall.

Nach dem Ende des ersten Aktes ging ich nach Hause

und fand dort noch manche interessante literarische Geschenke von Alessandrini und Calori.

Kurz, ich trage von diesem einen Tage in Bologna reiche Erinnerungen mit fort.

Verona, den 24. April, früh.

Ich habe gestern einen Schritt wie mit Siebenmeilenstiefeln gegen die Heimath hin gethan. Von Bologna nach Verona sind nach der Karte 22 Meilen und ich befand mich doch schon gestern Abend gegen halb 9 Uhr hier auf meinem Zimmer im Albergo gran Parigi, nachdem ich früh nach 5 Uhr erst aus Bologna gefahren war. — Ach, wie grau wurde doch schon Abends der Himmel, wie kalt wehte der Regen bringende Wind! Ich muß gegen Wind und Regen schon wieder die Wagenfenster schließen und aller italischer Reiz bleibt mehr und mehr zurück.

Es ist doch ein wahres grünes Meer, diese weite wagerechte lombardische Ebene, die ich gestern so quer durchschnitten habe. In endlosen Krümmungen dehnt sich der glücklicher Weise überall sehr gute Weg zwischen dem Einerlei der Felder mit Ulmen und Reben eingefaßt, zwischen Wiesen und Sumpf und einzelnen Poderien dahin. Anfangs, gegen Modena hin, hat man noch südlich die hohen beschneiten Apenninen in der Ferne und gegen Verona hin tauchen dann die hohen Alpen im Norden auf. — An der österreichischen Douane war man diesmal sehr artig, und durch die dem Fremden so bedrohlich und ernst erscheinende Festung Mantua konnte ich ohne andern Aufenthalt als dem des Wechsels der Pferde hindurcheilen. Diese Stadt hat etwas Wüstes und Aermliches und liegt mit ihren weiten Bastionen zwischen Sumpf und grünem Weiden- und Erlengebüsch recht wie eine Schlange im Grase. Sehr eigenthümlich ist der Rückblick nach der Stadt, wenn man gen Verona hinausfährt, auf den langen Mühlendamm, durch welchen der zum kleinen See aufgestaute Mincio mit grünen klaren Wellen hindurchströmt.

Es freute mich, die artige Novello, welche mit ihrer Mutter in der schweren Diligence schon um 4 Uhr von Bologna aufgebrochen war, an der modenesischen Douane noch einmal einzuholen. Zwischen den vier großen Brückenthürmen stand der gewaltige Postwagen wie ein Haus, und die Douaniers kletterten auf Leitern daran wie an einem Schiffe umher. Schneller war ich expedirt, und als ich an ihr vorbeifuhr, bog sie sich noch einmal zierlich aus dem Schlage und melodisch und deutsch klang mir das „glückliche Reise!“ nach — ein Ton, mir so um so lieber und unerwarteter, als ich Tags zuvor nur französisch mit ihr mich unterhalten hatte. Ich nahm es wie ein gutes Omen mit!

Roveredo, den 24. April, Abends.

Doch wieder ganz eigenthümliche Erscheinungen, welche mir dieser Tag gebracht hat. Früh erst das alterthümliche Verona und Nachmittags den Eindruck eines sonnigen schönen Frühlingstages in voller Blüthenpracht in einem südlichen Eingangsthale der Alpen. Ich zeichne hievon auch noch auf, was irgend etwa am leichtesten in flüchtigen Worten sich festhalten läßt.

Früh hatte ich in Verona mir einen Mentor zu einer Tour durch die Stadt verschafft. Der Mann, als ob ich in Allem den Abschied von Italien fühlen sollte, sprach ein fatales Französisch und wollte sich gar nicht dazu bringen lassen, mit seinem Italiänisch herauszugehen.

Ich hatte Verona vor dreizehn Jahren gesehen, aber damals lag es für mich am Eingange von Italien und wirkte deßhalb bedeutend. Wenn man tiefer aus Italien hieher heraufkommt, wirkt es freilich anders! Es hat nicht das Nette des angenehmen Bologna; dort sind die Straßen breit und hell, fast alle mit schönen Arkaden eingefaßt, unter welchen man die Stadt, immer trocken und im Schatten durchwandelt; hier sind die Straßen eng und oft schmutzig, die Häuser meist unbedeutend; auch hat es nicht den historisch-ernsten Charakter wie Florenz, es fehlen ihm große mächtige Gebäude wie der Dom, der Palazzo vecchio und Palazzo Pitti, und man vermißt ganz die großen castellartigen Paläste der Nobili. Ueberdies war nun jetzt ganz Verona angefüllt mit österreichischem Militär. Oberhalb der Stadt ist eine mächtige Citadelle aufgeführt worden, offenbar, um die Gefühle der Anhänglichkeit an den Kaiser zu steigern. Ueberall sieht man Kasernen angelegt, und überall begegnet

man, bald in Uniformen, bald in Leinwandkitteln, Soldaten; bald böhmischer, bald ungarischer, bald deutscher Zunge. Mein Lohnbediente sagte, als ich ihm dies bemerkte: „**mais on entend beaucoup de Musique!**“ und mir fiel dabei ein, was jener alte österreichische General in der Schlacht einem jungen etwas zurückweichenden Offizier zurief: „o, mein Herr! lernen Sie sterben für **Aerarium!**“

Wir wanderten zuerst nach der Kathedrale, diesem uralten Bau, zu welchem schon die Mutter Karls des Großen, dessen Gemahlin und Tochter, deren drei Bildnisse sich noch über dem Eingange eingehauen finden, beigetragen haben. Sie ist nicht groß, aber doch wirkt ihr mit den Figuren der Helden Karls des Großen gezierter Vorbau, mit den schlanken Marmorsäulen und den abenteuerlichen Gestalten des Löwen und des Greifen, auf denen sie ruhen, so wie überhaupt die ganze byzantinische, in gelb und weißem Marmor ausgeführte Architektur auf bedeutende Weise. — Innen sieht man zu sehr die modernen Einwirkungen und den spätern Baustyl.

Ich ging dann über die alte Brücke der Etsch, dieselbe, unter deren Brückenbogen noch einige das alte Römerwerk zeigen und einst von Vitruv aufgeführt worden sind. In der Kirche San Giorgio, welche da drüben liegt, existiren ein Paar interessante Bilder, eins von Paolo Veronese und eins von Carotto. Unglücklicherweise sollte des andern Tages das Fest des Heiligen sein, und die Altäre waren dermaßen mit Wachskerzen besetzt, daß man von beiden Bildern, zumal dem erstern, so viel als nichts sah. —

Ferner trieb es mich den Garten der Familie des Grafen Giusti wieder zu sehen, welcher mir vor dreizehn Jahren zum ersten Male das Bild italiänischer Vegetation versinnlichte. Jetzt wo mir die Erinnerung an den Boboligarten von Florenz noch so lebhaft war, kam er mir freilich so ganz anders vor. Wie dünn und mager diese Cypressen

gegen die Fülle der florentiniſchen; wie ſpärlich dieſe Lorbeerhecken. Nur da oben am Felſen, wo man auf der Terraſſe ſich der Ausſicht auf Stadt und Land erfreut, iſt es doch immer noch ſehr anmuthig! — Ich denke übrigens bei ſolchen Begegniſſen allemal daran, zu wie viel Betrachtungen eine Wahrnehmung dieſer Art führen könne: ob es etwa nicht eigentlich ſchlimm ſei, etwas Beſſeres zu erfahren, weil dann ein früher gekanntes Gute uns nur unbedeutend erſcheint u. ſ. w.; aber ich beſchwichtige bald mich ſelbſt mit der Ueberzeugung, wie jedes reichere ſchönere Erlebniß uns ſelbſt innerlich reicher und ſchöner werden läßt. Und was ſchadet es dann, daß uns ein anderes nicht mehr ſo genügen will? Iſt etwa der Wilde glücklich, weil jede Korallenſchnur ihm ein unſchätzbares Beſitzthum ſcheint?

Wieder im andern Stadttheile jenſeits der Etſch ſah ich nun die Carmeliterkirche, ziemlich von gleichem Styl mit der Kathedrale, und eine intereſſante Copie von Garofalo nach einer Raphael'ſchen Madonna enthaltend. Nicht weit von dieſer Kirche iſt die Piazza dei Signori, welche mit der kleinlich bunten Architektur ſeiner Gebäude mir immer den Gedanken giebt, alle die alten veroneſiſchen Nobili müßten Kaufleute und zwar keine ſo großartigen als die venetianiſchen geweſen ſein. Auch die Grabmäler der Scaliger ſah ich wieder; die freiſtehenden Sarkophage ſo mitten in der Stadt und die großartigen gothiſchen Ornamente ihrer Umgebungen — es wirkt doch durchaus auf bedeutende Weiſe! Dann hinaus in den weitern offenern Theil der Stadt zu der großen prächtig erhaltenen Arena! Die Bude des Tagtheaters, welches früher einen Theil des Amphitheaters verunzierte, hat man glücklicher Weiſe jetzt weggeräumt und die Größe dieſes alten Römerbaues wirkt nun mit voller Kraft auf den Eintretenden. Dabei war es wieder das herrlichſte Wetter geworden und die Ausſicht von den obern Stufenreihen nach den ſchneebedeckten Alpen war von einer Klarheit und einem Licht, wie man es nur an der Südſeite der

Alpen sehen kann. Uebrigens nicht flüchtigen Besuch wie das vorige Mal, sondern lange Betrachtung, aufmerksames Umherwandeln auf den alten Stufenreihen, ja sorgfältiges Zeichnen einer Durchsicht durch die offenen Bogen über der obersten Stufe nach den Alpen hin habe ich diesmal diesem wohlerhaltenen Werke gewidmet, und noch im Fortgehen trat ich in das kleine antiquarische Gewölbe, welches in dem rohen Gemäuer neben dem Eingange entstanden ist und kaufte von den mannichfaltigen dort feilgebotenen Versteigerungen aus dem Monte Bolca einen schönen Doppelabdruck eines vorweltlichen Fisches.

Bis hieher war ich der Geschichte gefolgt, nun sollte ich auch der Tradition folgen. Ich sollte mir das Grab der Julia und des Romeo, der vielbeweinten Beiden, zeigen lassen.

Man geht da vom Amphitheater hinaus in die Vorstädte; immer stiller und einsamer werdend führt ein Weg zwischen Gärten hinaus, wo das jetzt aufgehobene Franziskanerkloster liegt, allwo der Sage nach die scheintodte Julia beigesetzt worden ist. Es gab mir eine eigene Empfindung, als ich an der alten Pforte stand, während der Bediente vom Platz fortgegangen war, um Jemand zu rufen, daß er öffne. Mit wie verschiedenen Regungen mögen schon so Viele hier gestanden haben! Einer mit kritischen Waffen, um die Nichtigkeit der ganzen Erzählung darzuthun; Einer mit dem unbedingtesten Glauben und innigster Verehrung für diese Märtyrer der Liebe; Einer, der nur die Merkwürdigkeit der Lokalität in seiner Mappe festzuhalten gedenkt, und wieder Einer, der wohl gar mit Stücken Stein von Julia's Sarge einen einträglichen Handel zu treiben beabsichtigt! — Aber muß denn nicht schon Shakespeare's Drama an irgend einem Boden haften! Ist nicht hier der Boden, auf welchen der Dichter sein Liebespaar versetzt, und liegt nicht bei Dingen dieser Art Alles in der Idee, und ist darum dieser Boden minder wichtig, weil sich nicht

mit letzter Bestimmtheit ausmitteln läßt, ob hier einmal eine Julia begraben wurde?

Da öffnete sich nun das alte Thor und ich trat in einen kleinen Raum nicht besser als der Winkel eines Bauernhofs — Stroh, alte Breter u. dergl. umherliegend; aber an den Wänden zeigten sich die Reste alter Frescomalereien, einzelne Theile von Heiligenbildern waren ohne Mühe unter dem Staube zu erkennen und bewiesen, daß dieser jetzt offene und wüste Raum früher die kleine Kirche des Klosters gewesen war. Hier steht denn an der Wand der alte steinerne vielfach ausgebrochene Sarkophag (nur erst seit ein Paar Jahren hat man strenger verboten, daß Reisende nicht mehr Stücke abschlagen dürfen) und daneben liegen zerbrochen die steinernen Säulchen, auf denen er, wie die Sarkophage der Skaliger noch jetzt, sonst im Campo santo des Klosters aufgestellt war. — Ich ging dahin, wo dies Campo santo war und wo jetzt ein Wein- und Gemüsegarten den Pachtleuten dieser Stätte seinen Ertrag liefern muß. Es war so still, so sonnenwarm dort, die Weinranken schlugen eben erst aus, dichter Epheu umrankte die Mauern der alten Klostergebäude, Bohnen und Kohl und Artischoken gediehen prächtig und üppiger Klee wuchs aus dem jungen Rasen. So treibt jedes Frühjahr hier neue Sprossen aus dem Boden dieser seltsamen Stätte, wie jede wiederholte Betrachtung der Shakespeare'schen Dichtung in unserm Gemüth das Gedächtniß der beiden unglücklichen Glücklichen immer wieder erneuert! —

Noch wollte ich auch San Zeno, die älteste Kirche Verona's, wieder sehen. Sie liegt ziemlich entfernt und auf dem Wege dahin kam ich an dem alten Castell, vom Can grande erbaut, vorüber. Wie malerisch erscheint die hinter dem Castell in gleichem Festungsstyl wie das Castell erbaute, mit zackigen Zinnen an ihren Seiten verzierte Brücke über die Etsch! Mit dem Castell zusammen könnte das ein interessantes Bild geben. Was die Kirche betrifft, so hat auch

sie, wie die Kathedrale, denselben Vorbau, dieselben schlanken Marmorsäulen und die gleichen aus den Zeiten Pipin's stammenden rohen Skulpturen. Wunderlicher Weise zeigt die Einfassung der Fensterrose über dem Eingange das Rad der Fortuna mit einerseits aufsteigenden, andererseits fallenden Gestalten. Auch spricht man von einem Tempel der Fortuna, der hier gestanden haben soll, doch ist in jener frühen christlichen Kunst überhaupt die Verbindung heidnischer Vorstellungen mit den kirchlichen etwas Gewöhnliches.

Sehr schön und alterthümlich wirkt das Innere dieser Kirche; die alten hohen byzantinischen Säulen, die cassetirten Verzierungen des einfach aufgesetzten Holzwerkes vom Dach, die breite Treppe, welche gegen den Hochaltar hinaufführt, zu beiden Seiten die Stufen hinunter in die Crypta; dann diese untere Kirche selbst mit dem Grabe des heiligen Zeno — es versetzt den Beschauer gleich um viele Jahrhunderte zurück! Von einem Standpunkte fand sich das Alles zu einem schönen Bilde zusammen; ein schräg einfallendes schmales Sonnenlicht belebte den alten vergilbten Marmor der Säulen, daneben aber sah man in das Dunkel der Crypta hinauf, wo ein kleines gegen den Klostergarten aufwärts gerichtetes Gitterfenster mit eigenem magischen Lichte, oben smaragdgrün, unten violett, aus dem Dunkel heraufleuchtete. — Die Kirche enthält ein Altarbild von Mantegna. Die Franzosen hatten es einmal mit nach Paris geführt. Es hängt zu hoch, um gut gesehen werden zu können; doch kann man wohl bemerken, es walte hier derselbe strenge und herbe Styl, welcher Mantegna bei aller innern Tüchtigkeit doch großentheils charakterisirt.

So ging ich denn jetzt nach der innern Stadt zurück, durchschritt den Triumphbogen des Kaisers Galienus, ein geschmackloses Werk des dritten Jahrhunderts, und besah mir noch Straßen und Volkstreiben, so wie einige Kirchen und merkwürdige Häuser. Unter den letztern wird ein Theil des Hauses der Capulet's noch als aus dem vier-

zehnten Jahrhundert stammend gezeigt. Die Zeit hat es sehr geschwärzt, und nur noch ein byzantinisches Bogenfensterchen, hübsch mit Laubwerk verziert, deutet auf ehemaligen Reichthum der Besitzer. Was die Kirchen betraf, so fand ich noch erwähnenswerth einen St. Rochus, einen St. Sebastian und Jakobus in der Carmeliterkirche, und eine schöne Madonna in St. Fermo und Rustico (Namen zweier in der Arena martyrisirten und später canonisirten Veroneser). Die Straßen und Märkte wurden gegen Mittag sehr belebt. Ein ganz eigener Industriezweig fiel mir auf, nämlich an vielen Orten Verkäufer mit großen Massen gebratener Aepfel, welche in Pfannen immer gewärmt dem Volke verkauft werden. Dieser Geschmack ist denn auch schon gar nicht mehr recht italiänisch.

So hatte ich denn das Bild Verona's wirklich noch einmal aufgefrischt und vervollständigt, und um 1 Uhr fuhr ich in brennender Sonnenhitze den staubigen Weg gegen die Alpen hinaus. Hinter Valdargne treten mächtige Kalkfelsen an die Etsch heran, und man fährt durch die sogenannte Chiusa di Verona. Von hier an eröffnete sich nun eine wahrhaft prachtvolle Scenerei! — Maestuos treten die großen Alpen um den Monte baldo heran; die Wolken spielten um den Alpenschnee, und wenn ihre breiten Schatten in bläulicher Tiefe über die schöngeformten hintereinander geschobenen Rücken der Berge sich legten, so ergaben sich die herrlichsten Wirkungen. Dabei nun in der Nähe des Weges Alles in Blüthenfülle! Schon waren die Eichen ganz grün, die Mandelbäume in den Dörfern hatten schon Früchte angesetzt; darunter noch einzelne Cypressen aufragend. Schön war es, wie an den nahen Bergabhängen auch unter dem wilden Gebüsch sich Alles mit Farben belebte. Da blüthen große Büsche des schönen Goldregens und des Linsenbaums, des wolligen Schneeballs (Viburnum lantana) und des Hartriegels (Cornus); da drängten sich bunte Blumen aus dem Grase unter den Büschen hervor. Von der großen

vielblumigen Maiblume waren oft ganze Felsstücke bestanden und besonders überraschte mich eine schöne große Paeonia, welche ihre weitgeöffneten dunkelrothen und wohlriechenden Blüthen aus den schön gespaltenen grünen Blättern hervor der Sonne entgegendrängte. Hätte jetzt ein Botaniker diese Gebüsche durchstreifen können, wie viel Hübsches und Seltenes würde ihm dort in die Hände gekommen sein. Dabei ferner die mannichfachen, immer wieder zur grünlichweißen Etsch herabführenden Krümmungen der Straße; an den Bergen bald Burgruinen, bald hochliegende Klöster und Kirchen, dann die malerischen Dörfer, deren Bauart weiterhin, so wie man in das südliche Tyrol eintritt, nun auch wieder deutsch wird, so daß die Häuser eben so in das Hohe und Lange übergehen, wie Statur und Gesicht der hübschen tüchtigen Männer, denen man begegnet, diese Dimensionen tragen. Das Alles hatte so viel Abwechselndes und Schönes, daß ich für die Einförmigkeit der langen gestrigen Fahrt, ja für vieles Beschwerliche der ersten winterlichen Hinreise nach Italien mich ganz für entschädigt erachte.

Aber noch ein Seltsames erwartete mich späterhin in tiefer Dämmerung, als Neumond und Abendstern mir schon hell zur Linken leuchteten: es war der Anblick des weitausgedehnten Bergsturzes von Roveredo.

Zuvor hatte mir noch der Postillon hinter Ala die auf hohen Felsen gelegene Kirche St. Valentino gezeigt, zu welcher man Lahme und Krüppel hinaufbringt, die dort oft durch ein Wunder des Heiligen schnell genesen sollen, als die ersten großen Steintrümmer am Wege mir diese mächtige, schon von Dante erwähnte Begebenheit in's Gedächtniß brachte. Es heißt im Inferno (Cant. XII.) von dieser Stelle:

„Qual è quella ruina che nel fianco
Di qua da Trento l'Adice percosse,
O per tremuoto, o per Sostegno manco;

Che da cima del monte onde si mosse,
Al piano è si la roccia discoscesa,
C'alcuna via darebbe a chi su fosse:
Cotal di quel burrato era la scesa."

Und gewiß, nach der ausnehmenden Länge (denn man berechnet, daß über vier Quadratmiglien Landes nacheinander von diesen Felstrümmern überschüttet sind) ist dieser Sturz einer der merkwürdigsten, welche noch in die historische Zeit fallen. Er soll sich um's Jahr 883 unserer Zeitrechnung ereignet haben. Wie ich so in der Dämmerung durch diese Trümmer fuhr, gedachte ich daran, wie manches Mutterkind wohl damals hier ein schnelles Grab gefunden haben mag! Eben ging oben über der Höhe, von welcher der Sturz herabkam, der rothe Mars auf, während links noch tief am andern Bergrande Mond und Venus leuchteten und zwischen den Felstrümmern selbst ein nächtliches Feuer der Hirten sich entzündete. Das Ganze gab einen eigenen elegischen Schluß für diesen reichen Tag.

Brixen, 25. April, Abends.

Es ist mir doch lieb, daß nun die Ortschaftsnamen dieser befahrensten aller Straßen zwischen Deutschland und Italien kein leerer Schall mehr für mich sind. Brixen, Bozen, Trient, Roveredo, Verona — in dieser Stufenfolge trat einst auch Göthe in Italien ein, und wie Viele, die mit den verschiedensten Stimmungen diesem eigensten poetischen Wunderlande Europa's zueilten oder von ihm zurückkamen, sind auf dieser Straße gezogen.

Der Morgen war schön als ich aus Roveredo fuhr, und immer die Etsch hinauf, ihr tiefes Alpenthal verfolgend, kam ich gegen 8 Uhr nach Trient, oder Trento. Man hielt mich hier ungebührlich lange auf mit Unterschreibung des Passes und ich wanderte einstweilen nach der alten Domkirche St. Maria maggiore, berühmt weil in ihr das tridentinische Concilium gehalten worden ist. Sie war geöffnet und der Sonntag hatte eine Masse von Gläubigen dort versammelt. Der Styl erinnert noch sehr an die der alten Kirchen von Verona. An der Vorhalle die gekoppelten dünnen Marmorsäulen, je mit einem Schlangenknoten vereinigt, waren ein eigener Einfall, doch stand es hübsch an dem alten braunen Marmor. Dann über Lawis weiter. Bei Salurn wird der eigenthümliche große Charakter der Tyroler Gegenden immer entschiedener herrschend. Mächtige Bergrücken, unten bewaldet, zeigen sich. Beim Eingange des geologisch berühmten Fassa-Thales in Dolomit-Bildungen übergehend, treten sie basaltartig, perpendikulär gespalten, immer imposanter heran. Einzelne Ruinen stehen gleich Adlerhorsten auf spitzen Felsen, und die Sonne wirft die herrlichsten blauen Schatten an den grünen Bergen. Bei Neumarkt war das Volk der Umgegend zu einem Kirchen-

feste versammelt, eine Art von Jahrmarkt war damit verbunden und um die Kirche hatte man Guirlanden und Bögen gezogen; ich selbst fuhr durch einen prächtigen Triumphbogen aus grünen Tannenzweigen. Der Charakter dieser Gegend und dieses Volksthümlichen ist mir so ganz neu, so daß ich auch diesen Tag mit seinem herrlichen Wetter zu den glücklichsten Begegnungen dieser Reise rechnen darf.

Gegen 2 Uhr war ich in Botzen. Man hörte die Stutzen knallen, denn ohne ein Scheibenschießen an einem Sonn- oder Festtage kann sich der Tyroler nicht behaben. Dafür schießen sie aber auch trefflich, und während ich eine leichte Collation nahm, erzählte mir der Kellner, daß noch kürzlich ein junger Mann, bei einer Wette, unter 30 Schüssen auf 130 Schritt 28mal in's Schwarze geschossen habe. Ein Wildstand kann freilich bei solchen Schützen nicht aufkommen, und Hirsche so wie Gemsen sind hier herum im Gebirge fast ausgerottet.

Von nun an führt der Weg an der schäumenden Eisach hinauf. Nach einer engen Schlucht hinter Bozen wird das Thal flacher, in dem zugleich der Schnee schon näher sichtbar wird, den man bei Bozen noch mehr von weitem, und am glänzendsten auf dem Sternkogel sieht. So kam ich denn schon um 7 Uhr hier an, obwohl der Wirth in Verona meinte, eine Tour von Roveredo bis Brixen in einem Tage (es sind 10 Posten, also etwa 20 Meilen) auszuführen ginge nicht wohl an. Noch jetzt, 10 Uhr, ist die Luft am offenen Fenster prächtig; der Sternenhimmel wölbt sich schön über dem Alpenthale und der Sichelmond hat sich hinter die Berge geneigt. Nun, als Vollmond wird er mich in Dresden begrüßen.

Eine Bemerkung muß ich aber noch beifügen. Wie hat sich schon, nebst vielem Andern, von Bologna bis hier herauf die Bevölkerung geändert! Welch unschöner Menschenschlag hier gegen Brixen hin! Die kleinen Frauen mit dem häßlichen schwarzwollenen Kopfzeug, das wie ein um-

gekehrtes dickes Filtrum das Gesicht überdeckt, ihr ungeschickter dicker Anzug, die kleinen geistlosen Augen — ach, wo sind die hübschen Bologneserinnen geblieben! Auch die Männer haben nicht mehr den Schlag der ächten Tyroler. In unserm Norden soll nur Arbeit und geistige Entwicklung den Verlust der Schönheit decken.

Innsbruck, den 26. April, Abends.

So hätte mir diese Reise doch auch rückkehrend einen freien schönen Blick in die Hochalpennatur vergönnt. Es ist in jedem Sinne dankbar zu erkennen.

Als ich heute früh von Brixen ausfuhr, bei klarem Morgenhimmel und reinstem Weiß der hohen Schneespitzen umliegender Berge, fühlte ich mich von Luft und Licht so erfrischt, wie noch nie auf dieser Reise. Sie hat doch einen eigenen Zauber diese klare Gebirgsluft; sie wirkt elastisch auf unsere Lungen, so auf unser Gemüth.

Dazu nun diese laufenden klaren Gebirgswasser, das Frühlingsgrün der Birken, diese prächtig grünen Wiesen, das Anmuthige dieser Tyroler Bauernhäuser; es war durchaus bedeutend und tüchtig.

Wie gesagt, nur auf dem Menschenschlage dieses Theils von Tyrol ruht kein geistiger, vielleicht zu viel geistlicher Segen. Gleich früh begegneten mir 3 — 400 Männer, baarhäuptig, von einigen Pfaffen geführt, und von Sterzing herab eine Prozession zum heiligen Cassian in der Kirche von Brixen ausführend, Alles geistleere, unschöne, großentheils häßliche Gesichter. Sie gingen in der herrlichen Morgenluft dumpfen Angesichts Gebete murmelnd oder singend dahin; es war ein betrübender Anblick.

Ein Stück weiter im Thale hinauf kommt man da, wo der Weg in tiefe Bergesschlucht hineinführt, an die neue Festung der Oestreicher, als Schlüssel dieser Straße erbaut und Franzensveste genannt. Es war seltsam und interessant, hier auf einmal in den rauhesten bewaldeten Alpenthälern ein ganz modernes starkes Fort mit allen Finessen neuerer Befestigungskunst angelegt zu sehen. Die Trümmer einer alten Ritterburg wären hier freilich male-

riſcher erſchienen! Eigentlich ſind es zwei Forts, ein oberes und ein unteres, beide durch einen unterirdiſchen Gang, über welchen die Chauſſee hinführt, verbunden. Anzugreifen und zu nehmen mag es ſehr ſchwer ſein, ob es aber bei den vielen andern Straßen, die jetzt über die Alpen führen, noch ſo wichtig iſt, mögen Andere entſcheiden.

Das Thal erhebt ſich nun immer höher; in Sterzing erhält man Vorſpann und nun geht es in das bis gegen 5000′ Höhe über dem Meer anſteigende Thal des Brenner (einen Gebirgspaß, welcher noch etwa 2000′ unter der Spitze des Brennerbergs bleibt) hinauf. **Crocus vernus, Gentiana nivalis** und **pumila** blühen am Wege, Waſſerfälle ſtürzen durch die Tannen herab, der Schnee rückt immer näher und endlich finden ſich noch ziemliche Maſſen dicht an der Straße. Ich verweilte etwas in der Poſt auf dem Brenner, um bei den freundlich treuherzigen Wirthsleuten einen Imbiß zu nehmen, erſt aber ging ich da hinauf, wo hinter dem Hauſe ein hoch über die Felſen herabſtäubender Waſſerfall durch einen kleinen Nebenarm eine Schneidemühle treibt. Dort, im hellſten Sonnenlicht, die Schneeberge über mir, das ſtäubende Gebirgswaſſer neben mir, den grünen Wieſengrund des Thales unter mir, fühlte ich mich ſo recht wieder wie ſonſt in der Schweiz, ſo durch und durch in friſcher Luft und Natur. Ich zeichnete noch die maleriſchen Häuſer der Poſt mit der daneben liegenden Kirche und den Bergen dahinter. Was gäbe man zuweilen um nur ein Paar Athemzüge aus ſolcher Luft!

Man rollt nun ſchnell bergab, kommt durch Steinach, ein ächtes Tyroler Dorf, mit hohen, ſteinernen, bunt gemalten Häuſern, nach Schönberg, wo ein herrlicher Blick in das Alpenthal der Rötha ſich öffnet. Von dort leuchtet ewiger, Schnee, und wunderſchön und zart ſchoben die weißen hohen, ſchön gezeichneten Gebirgsrücken ſich hintereinander.

Immer tiefer geht es nun hinab; ein weites Thal

öffnet ſich, und Innsbruck, das ich mir recht alt und gothiſch gedacht hatte, liegt modern und matt wie ein Badeort ganz offen, mit ſeinen Kirchen und friſch angeweißten Häuſern da unten.

Es war etwa 4 Uhr Nachmittags als ich ankam, und ich ſäumte nicht, mich bald nach der Kirche zum heiligen Kreuz führen zu laſſen, wo das Monument Kaiſer Maximilians I., umgeben von ſo mancher ehrenwerthen ehernen Heldengeſtalt, aufgeſtellt iſt. Hier hatte der alte Kaiſer ſelbſt beſtimmt, es ſolle ihm, der ſich in den letzten Lebensjahren ſo viel und gern in Innsbruck aufhielt, eine Grabkapelle geſtiftet werden und da ſolle ſein Bildniß ſein, umher aber ſolle man die Bildniſſe der tüchtigſten Regenten alter Zeiten ſtellen, damit er in guter Geſellſchaft — der Gleiche zu Gleichen — ſich befinde. So entſtanden denn ſchon bei ſeinen Lebzeiten noch 4 dieſer Statuen: König Arthur, Clodewig, Gottfried von Bouillon und Philipp von Burgund, nach ſeinem Hinſcheiden kamen hiezu noch 24 Andere, bei deren Wahl dann allerdings mehr die Verwandtſchaft des kaiſerlichen Hauſes berückſichtigt wurde, ſo daß denn auch mehrere edle Frauen mit in dieſen Kreis aufgenommen ſind. So ſteht denn jetzt dieſe erhabene Verſammlung von 28 fürſtlichen Perſonen um den in der Mitte auf ſeinem Sarkophage knieenden Kaiſer.

Zu wünſchen und zu hoffen bleibt es, daß einmal ein anderer Kaiſer kommen werde, welcher zu dieſer Heldenverſammlung auch das würdige Gebäude gebe; eine ſolche ganz moderniſirte Kirche paßt ſchlecht zu dem Ernſt dieſer großen, dunklen Geſtalten. Und doch, die Erſcheinung iſt ſo großartig, daß ſie alles Andere vergeſſen läßt. Ich ging ſpäter bei einbrechender Dämmerung noch einmal in die Kirche und als das verklingende Licht des Tages von den hohen Fenſtern her über dem großen mit Gitterwerk umgebenen Monumente ſich an der dunklen knieenden Kaiſergeſtalt brach, zu beiden Seiten aber in langer Reihe alle die großen aufrechten

Erzgeſtalten zwiſchen den Pfeilern der Kirche hervorzuſchreiten ſchienen, da gemahnte es mich an Herodot und ſeine Beſchreibung der Gräber der Hunnenkönige.

Auch in künſtleriſcher Beziehung iſt die Arbeit ſehr merkwürdig. Alle dieſe Erzgeſtalten ſind, was den Guß betrifft, das Werk des ehrlichen Büchſenſpanners Kaiſer Maximilian's, Namens Löffler. Bei der Ausarbeitung des Modells ſtanden ihm ein italieniſcher Künſtler del Duca und einige Andere zur Seite. Auch Peter Viſcher von Nürnberg iſt, wie die Urkunden beſagen, dort geweſen, um dabei mit Rath und That zur Hand zu gehen. Die Statue des Kaiſers iſt von del Duca 1582 gegoſſen. Am Sarkophage befinden ſich in 24 Feldern von Collin die wichtigſten Geſchichten aus des Kaiſers Leben, klein, in weißen Marmor ausgeführt. Die Arbeit iſt ſehr mühſam und geſchickt, aber ohne Genius. Dieſer Collin war ein Naturſohn, durch Fleiß und Liebe ſich ausbildend, wie noch jetzt ſo manche Tyroler Holzſchneider; indeß der Wille thut es eben nicht allein. — Auch ein Denkmal Andreas Hofer's iſt in dieſer Kirche, aber herzlich ſchlecht.

Ich ſah hierauf das Ferdinandeum, als Landesmuſeum Tyrol's früher von Graf Choteck geſtiftet und noch jetzt nur aus patriotiſchen Beiträgen unterhalten. Es befinden ſich dieſe Sammlungen in den Gebäuden der kleinen hieſigen Univerſität und werden wöchentlich einige Mal dem Publikum geöffnet. Alles, was von Tyroler Künſtlern Bedeutendes geliefert wurde, was Induſtrie des Landes erzeugt und was die gütige Natur an Mineralien, Pflanzen und Thieren hervorbringt, ſoll in einzelnen intereſſanten Exemplaren hier aufbewahrt werden. Bis jetzt ſieht man freilich vielerlei, aber nicht viel des Bedeutenden. Ein Paar Bilder von Koch und noch mehr eine Zeichnung von ihm zu einem ſeiner Frescobilder in Villa Maſſimi in Rom ſind ſehr merkwürdig; auch unter den Statuen ſind die von den Tyroler Künſtlern Mahlknecht und Haller akademiſch tüchtig gear-

beitet. Wichtiger waren mir: 1, die Sammlung ausgegrabener römischer Alterthümer und Münzen, deren in Tyrol fast überall gefunden werden; 2, manche Belege zu dem, was Fleiß und eiserner Wille leisten kann, in den Arbeiten von Tyroler Landleuten. So die treffliche Pürschbüchse von Pallhueber, mit damascirtem Rohr und reichen ausgelegten Arbeiten, Alles darum und daran allein von diesem alten Tyroler in seinem Gebirgsdorfe gearbeitet; so die geschnitzten Arbeiten von Hall; so eine Cylinderuhr in Holz ausgeführt, und dergleichen mehr. Für Botanik und Zoologie Tyrol's wird diese Sammlung nach und nach ein hübsches Centrum bilden; der Anfang dazu ist bereits gemacht.

Nach diesem Allen schiffte ich in hellem Abendlicht auf einer eleganten Fähre über den nicht breiten Inn, und ging hinauf, wo man vom Garten des Schießhauses hier die beste Uebersicht über Stadt, Land und Gebirge hat. Eben röthete die untergehende Sonne den Schnee der Walddrasser Spitze mit glühenden Farben und das Thal versank in Dämmerung. Gegenüber lag das Dorf, aus dem Speckbacher stammte, und nahe dabei waren die Höhen, wo Hofer einst seine Tyroler gegen die Bayern und Franzosen ordnete. Manches aus jener merkwürdigen Zeit wurde mir dabei erzählt, und mir war es lieb, nun doch auch von den Lokalitäten all dieser Begebenheiten einen deutlichen, gegenständlichen Begriff gewonnen zu haben.

Im nach Hause gehen sah ich noch den gar hübschen alten Erker eines leider ganz modernisirten Gebäudes des frühern Landesfürsten. Es ist wegen der Vergoldung seines Daches unter dem Namen „das goldene Dachel" bekannt, und die Architektur wie die Malerei neben und unter den Fenstern sind wirklich allerliebst. Muß denn nun dergleichen immer mehr zerstört werden!

Doch ich will Morgen früh 4 Uhr gen München aufbrechen und so schließe ich für heute.

München, den 27. April, Abends.

Mit diesem Tage habe ich wahrscheinlich den Beschluß gemacht, von Allem, was als große Naturerscheinung mir Bedeutendes auf dieser Reise begegnen konnte. Aber der Beschluß war schön und groß und von einer Eigenthümlichkeit, wie bisher mir etwas Gleiches nicht vorgekommen ist. Uebrigens war schwer zu sagen, ob man heute mehr über die Gegenden oder über Milde und Klarheit der Witterung sich freuen sollte.

Richtig 4 Uhr war ich früh von Innsbruck abgefahren. Noch leuchteten die Sterne; im Osten über die Alpen von Hall stieg die erste Morgenhelle herauf und über der beschneiten Walddrasser Spitze stand glänzend der Jupiter. Noch in der Stadt, während ich über die Brücke des Inn fuhr, wurden schon die Schneefelder der Hochgebirge leicht geröthet, aber wie ich nun weiter gegen Zirl hinauskam, da lichteten sich die Alpen immer mehr und an ihnen wie an der Gegendämmerung einer reinsten Atmosphäre wurden Farben sichtbar, wie ich sie in solchen Umgebungen und von dieser Schönheit noch nie gesehen zu haben mich erinnerte. Dabei Alles so eigenthümlich: hier die schöne Biegung des Inn durch Wiesen und Gebüsch; hier mannichfaltig ansteigende Höhen mit Wäldern und Ortschaften verziert; hier über mir die ungeheure Martinswand mit der Höhle, aus welcher der jagdliebende Maximilian einst wunderbar genug noch errettet wurde — eine Höhe, welche das große Kreuz der weiten Höhle von unten nur mit äußerster Mühe erkennen läßt — und endlich dort die prächtigen nach dem Vorarlberg sich hinziehenden Alpen, und zwar im Morgenlicht des reinsten Himmels geröthet.

Die erste nahe Poststation bildet das große Dorf Zirl.

Alles, was man wohl Hübſches auf Bildern der Tyroler Welt vereinzelt dargeſtellt ſieht, hat man hier im Ueberblick dieſer prächtigen Lokalität zuſammen. Das Dorf liegt noch hoch über dem Inn in einem kleinen Thale hinauf; ein luſtiges ſtarkes Bergwaſſer durchſtrömt die Ruinen der Sägemühlen und ſtürzt hie und da in ſchönen Caskaden wieder aus den bemoosten Rinnwerken heraus, dann die muntern großen Häuſer mit ihren weit vorgebauten Dächern und laufenden Brunnen, um die ſich das Vieh ſammelt, und die Kirche mit ihrem ſpitzen hohen Thurm, um welche alle die Häuſer und Gärten ſo zutraulich herumliegen. Dabei iſt hier auch der Menſchenſchlag wieder friſcher und beſſer als im Puſterthale, und es war in alle Wege anmuthig zu ſehen, wie es ſo am frühen Morgen in dem ſchönen Dorfe lebendig wurde, während von allen Seiten die Hochalpen hereinſchauen und noch oberhalb des Dorfs an einer gewaltigen Bergwand die alte geſprengte Veſte Frankenſtein als maleriſche Ruine aufragt.

Hinter Zirl ſteigt die Straße eben jene Bergwand ziemlich ſteil hinan und man bringt über zwei Stunden zu, bevor man die Höhe erreicht. Um nämlich von hier nach München zu gelangen, muß der Uebergang gemacht werden aus dem Flußgebiet des Inn in das der Iſar; nun ſind aber in ſolcher Alpengegend natürlich die Joche, welche größere Flußgebiete trennen, von beträchtlicher Höhe, und ſo durfte ich mich hier ſchon auf mühſame Wege gefaßt machen. Wirklich hatten drei Pferde („drei derbe Roß", wie der Poſtmeiſter in Zirl ſagte) Mühe genug, meinen Wagen leer dahinauf zu ziehen, denn ich ſelbſt machte den Weg in der reinen Frühſonne zu Fuß, und erfreute mich neben der ſchönen Umſicht an manchen hübſchen Alpenblumen, die eben in Menge zum Vorſchein kamen und denen ich hier zum erſten Male wieder begegnete; **Dryas octopetala**, **Anthyllis alpestris**, **Globularia cordifolia** und **Saponaria ocymoides** will ich als die zierlichſten anführen.

München, den 27. April, Abends.

Mit diesem Tage habe ich wahrscheinlich den Beschluß gemacht, von Allem, was als große Naturerscheinung mir Bedeutendes auf dieser Reise begegnen konnte. Aber der Beschluß war schön und groß und von einer Eigenthümlichkeit, wie bisher mir etwas Gleiches nicht vorgekommen ist. Uebrigens war schwer zu sagen, ob man heute mehr über die Gegenden oder über Milde und Klarheit der Witterung sich freuen sollte.

Richtig 4 Uhr war ich früh von Innsbruck abgefahren. Noch leuchteten die Sterne; im Osten über die Alpen von Hall stieg die erste Morgenhelle herauf und über der beschneiten Walddrasser Spitze stand glänzend der Jupiter. Noch in der Stadt, während ich über die Brücke des Inn fuhr, wurden schon die Schneefelder der Hochgebirge leicht geröthet, aber wie ich nun weiter gegen Zirl hinauskam, da lichteten sich die Alpen immer mehr und an ihnen wie an der Gegendämmerung einer reinsten Atmosphäre wurden Farben sichtbar, wie ich sie in solchen Umgebungen und von dieser Schönheit noch nie gesehen zu haben mich erinnerte. Dabei Alles so eigenthümlich: hier die schöne Biegung des Inn durch Wiesen und Gebüsch; hier mannichfaltig ansteigende Höhen mit Wäldern und Ortschaften verziert; hier über mir die ungeheure Martinswand mit der Höhle, aus welcher der jagdliebende Maximilian einst wunderbar genug noch errettet wurde — eine Höhe, welche das große Kreuz der weiten Höhle von unten nur mit äußerster Mühe erkennen läßt — und endlich dort die prächtigen nach dem Vorarlberg sich hinziehenden Alpen, und zwar im Morgenlicht des reinsten Himmels geröthet.

Die erste nahe Poststation bildet das große Dorf Zirl.

Alles, was man wohl Hübſches auf Bildern der Tyroler Welt vereinzelt dargeſtellt ſieht, hat man hier im Ueberblick dieſer prächtigen Lokalität zuſammen. Das Dorf liegt noch hoch über dem Inn in einem kleinen Thale hinauf; ein luſtiges ſtarkes Bergwaſſer durchſtrömt die Ruinen der Sägemühlen und ſtürzt hie und da in ſchönen Caskaden wieder aus den bemoosten Rinnwerken heraus, dann die muntern großen Häuſer mit ihren weit vorgebauten Dächern und laufenden Brunnen, um die ſich das Vieh ſammelt, und die Kirche mit ihrem ſpitzen hohen Thurm, um welche alle die Häuſer und Gärten ſo zutraulich herumliegen. Dabei iſt hier auch der Menſchenſchlag wieder friſcher und beſſer als im Puſterthale, und es war in alle Wege anmuthig zu ſehen, wie es ſo am frühen Morgen in dem ſchönen Dorfe lebendig wurde, während von allen Seiten die Hochalpen hereinſchauen und noch oberhalb des Dorfs an einer gewaltigen Bergwand die alte geſprengte Veſte Frankenſtein als maleriſche Ruine aufragt.

Hinter Zirl ſteigt die Straße eben jene Bergwand ziemlich ſteil hinan und man bringt über zwei Stunden zu, bevor man die Höhe erreicht. Um nämlich von hier nach München zu gelangen, muß der Uebergang gemacht werden aus dem Flußgebiet des Inn in das der Iſar; nun ſind aber in ſolcher Alpengegend natürlich die Joche, welche größere Flußgebiete trennen, von beträchtlicher Höhe, und ſo durfte ich mich hier ſchon auf mühſame Wege gefaßt machen. Wirklich hatten drei Pferde („drei derbe Roß", wie der Poſtmeiſter in Zirl ſagte) Mühe genug, meinen Wagen leer dahinauf zu ziehen, denn ich ſelbſt machte den Weg in der reinen Frühſonne zu Fuß, und erfreute mich neben der ſchönen Umſicht an manchen hübſchen Alpenblumen, die eben in Menge zum Vorſchein kamen und denen ich hier zum erſten Male wieder begegnete; **Dryas octopetala, Anthyllis alpestris, Globularia cordifolia** und **Saponaria ocymoides** will ich als die zierlichſten anführen.

Auf der Höhe angelangt, kommt man in einen Gebirgspaß mit jungen Tannen und Kiefern beſtanden, durch welche es ſich ſo ganz anmuthig wie durch unſere Thäler der ſächſiſchen Schweiz hindurchfuhr. Weiter nach Seefelden hin kommt man dann durch noch ſo ein höchſt maleriſches Tyrolerdorf. Da der hohe Röhrbrunnen, wo hübſche derbe Bauernmägde Waſſer holten, daneben die Kirche, dahinter maeſtuoſe beſchneite Alpen, im Vorgrunde dunkle maleriſche Bauernhäuſer — es war ein ganz vollſtändiges Bild. Hier in dieſen Gegenden einmal ſo einen ſchönen Sommermonat zu leben, Studien zu malen, der Bildung der Felſen nachzugehen, die Höhen zu erſteigen und die allerliebſten Gebirgspflanzen zu beobachten, das wäre wohl ein gutes Ding.

Die nächſte Poſtſtation Seefelden hat ſo recht den Charakter der Waſſerſcheiden in Alpengegenden. Es liegt in einer Thalweitung, wo Wieſen ganz mit Crocus vernus bedeckt, und ſtehende Waſſer ſich ausbreiten, rings umher höhere Alpenketten, größtentheils mit reinem Schnee prächtig verziert. Der Poſtillon mußte erſt vom Felde geholt werden und dieſer Aufenthalt gab mir Gelegenheit, noch eine Skizze in mein Büchlein zu tragen von einer Gegend, die ſchon ein ganz fertiges Bild darſtellte. Da ſtreckten nämlich die weiten Wieſenflächen ſich aus, dann zogen maleriſche hölzerne Bauernhäuſer am Rande ſich hin, und dahinter im zarteſten Morgenduft lag nun eine beſchneite Alpenkette größtentheils im Schatten, aber mit glänzenden Lichtern auf den Kanten der Felſen und Schneefelder. Ich habe kaum etwas Schöneres und ſo Abgeſchloſſenes, künſtleriſch Begrenztes in dieſer Art geſehen! Iſt es doch eben der Mangel des Abgeſchloſſenſeins, welcher das Naturwerk einestheils über und anderntheils unter das Kunſtwerk ſtellt, jedenfalls aber beide mächtig von einander unterſcheidet.

„Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künſtlich iſt, verlangt geſchloſſ'nen Raum!"

ist ein Wort aus dem zweiten Theil des Faust, dessen tiefe Bedeutung auch noch Wenigen aufgegangen ist, so wie die dieses ganzen Werks überhaupt!

Von nun an senkt sich der Weg entschieden gegen Baiern und das Isarthal hinab. Hie und da tauchen immer noch hohe beschneite Alpen mit ihren breiten weißen Rücken über den dunklen grünen Tannenbergen herauf; sie hatten mir oft etwas wunderbar Elephantenhaftes! — Bei Scharnitz, wo die österreichische Grenzmauth ist, begrüßt man zum ersten Mal die noch kleine grüne Isar, welche zwei Stunden weiter aufwärts in einem Alpenthal entspringt, und fährt nun gegen Mittenwalde hinab; immer noch ungeheure Wände von Alpenkalk auf beiden Seiten. (Den Granit und Glimmerschiefer als Urgebirge, das Herz dieser ganzen Gebirgsbildung, sieht man nur am Brenner.)

In Mittenwalde tritt man in Baiern ein und erfreut sich des Anblicks eines tüchtigen muntern Menschenschlags und des Ausdrucks von Wohlhäbigkeit in den mit bunten Heiligenbildern und Geschichten bemalten Häusern.

So rollt man nun, anfangs noch der Isar folgend, bald aber sie verlassend, durch flachhügliches, oft bewaldetes Land und zwischen Feldern und Dörfern dahin; endlich senkt sich der Weg in ein tiefes Thal alter Waldung hinab, und plötzlich liegt der schöne grüne Spiegel des Wallersee's vor den erfreuten Augen.

An seinen Ufern hin, durch Walchensee hindurch, folgt man nun, auf Wegen wie in einem Park, den bewaldeten Buchten des von Hochgebirgen schön umgebenen See's, und verläßt ihn endlich, einen andern Bergrücken überschreitend, um sogleich wieder zu einem andern schon weit tiefer gelegenen See — dem Kochelsee — steil niederzusteigen. Dieser, mehr nun an's offene Land stoßend, ist weniger imposant, doch immer noch an der südlichen Seite von bewaldetem Gebirge prächtig umgeben.

Von ihm aus fährt man nun über Wiesenflächen und

durch Felder nach Benediktbeuren. Die Hochgebirge weichen schnell zurück, im Sonnenduft leuchten nur noch von Weitem her die beschneiten Rücken der Alpen, und ungern sagt man dieser schönen Erscheinung Lebewohl.

Von Benediktbeuren bis München ist der Weg einfach; so ganz ächt deutsch schlichthin von nützlichem Korn und Hopfenfeldern umgeben, mitunter sehr langweilig! — Hinter Wolfrathsdorf, einer kleinen Landstadt mit vielen Gerbereien, stößt die aus jenen schönen See'n kommende Loschach, durch Wiesengründe sich herwindend, mit der wilden, immer in breitem Kalkgeröll — fast gleich den italiänischen Flüssen — einherrauschenden Isar zusammen, und oft gewahrt man noch von dem Plateau, auf welchem die Straße dahinführt, wie das grüne Band der Isar, umgeben von dem weißen Schutt der Gebirge, durch das breite umwaldete Thal gegen München immer weiter und weiter hinabeilt. Bald nach 8 Uhr war ich in München und gedenke nun mich einige Tage zu verweilen, um Das, was ich hier einst vor 20 Jahren sah, mit dem jetzigen München zu vergleichen.

München, den 25. April, Abends.

Nach dem alten ernſten, ſo ganz hiſtoriſch in ſich begründeten Florenz macht dies München, halb noch eine altbaieriſch-deutſche Stadt und halb ein modernes Aggregat der verſchiedenſten Bauſtyle in breit um ſich greifender Entwicklung, einen ſonderbaren Eindruck auf mich. Der Graf Buquoi ſagt einmal: „ein Staat läßt ſich nicht organiſiren, er muß ſich von innen heraus ſelbſt organiſch entwickeln," und ſo möchte ich es auch von den Städten wie von den Staaten behaupten. Wenn man ſo, auf einmal, zu viel willkürlich hinein organiſiren will, ſo ſtört man durchaus den großen, lebenvollen und deßhalb auch ſchönen Zuſammenhang. Doch ich will jetzt nicht weiter in allgemeinen Betrachtungen mich ergehen, ſondern im Einzelnen über die prägnanteſten hieſigen Erſcheinungen in Kürze hier niederlegen, was bei deren Erblicken im Innern wiedergeklungen hat.

Ich hatte früh meine Wanderungen am Dom begonnen und ein lieber Verwandter, Hiſtorienmaler Jäger, einer der beſten Schüler von Profeſſor Schnorr, war ſchon hier mein treuer Begleiter, wie er es wohl immer in dieſen Tagen ſein wird. Der alte Dom, wie er eine gewiſſe Schwerfälligkeit ſchon von Außen nicht verläugnen kann, wirkt auch innen nicht recht erfreulich! Die Pfeiler ſind von einer Höhe, welche das rechte Maß offenbar überſchreitet, und dabei fehlt es durchaus an jenen reichen Verzierungen, wodurch ſonſt die Werke gothiſchen Styls aus guten Perioden einen ſo gemüthlichen, ich möchte ſagen liebevollen Eindruck gewähren.

Wir wendeten uns zur Glyptothek. Schon vor 20 Jahren ſah ich dieſe Räume, aber ſie waren noch durch-

aus im Werden; jetzt steht Alles anmuthig vollendet da und die reinen Verhältnisse des jonischen Portikus mit seinen 8 Säulen zeigen sich sogleich von herrschender Gewalt in unserm Schönheitssinne. Langsam durchwandelte ich die schönen, in historischer Folge geordneten Säle. Wie höchst merkwürdig doch diese aeginetischen Bildwerke! Ich sah sie hier zum ersten Male in wahrem Marmor mit Thorwaldson's Restaurationen und wie viel lebendiger wirkt selbst dieser trockene canonische Styl an solchem Material als am Gyps! Es führt zu den eigensten Betrachtungen, wenn man diese Strenge und Abstraction mit der der Statuen aus altgothischer Zeit in Gedanken zusammenhält. In den alten Griechen mehr Klarheit und Freiheit des Geistes; in den altgothischen Werken bei etwas Gebundenem und oft Absurdem eine größere Wärme des Gefühls. Der Saal dieser Aegineten ist doch zu bunt verziert! Am längsten fesselte mich der Saal V, der sogenannte Bacchussaal. Schon bei meinem ersten Hiersein vor zwei Decennien erfüllte mich der Barberinische Faun (ich sah ihn noch in der Bretterkiste, in welcher er angekommen und von welcher nur die Vorderwand abgehoben war) mit lebhaftestem Entzücken, wie viel mehr jetzt, wo Geist und Auge indeß so mannichfaltige Nahrung erhalten hatten! Diese ungeheure, uns jetzt unbegreifliche, und doch so ganz in den Grenzen der Schönheit verweilende Freiheit und Gesundheit der Auffassung! Dahin konnte nur ein Volk kommen, in welchem eine innere Andacht gegen die körperliche Erscheinung des Schönen herrschend war, in welchem der von Gott schön gebildete Mensch eine Berühmtheit im Lande erlangen konnte (Herodot erwähnt dergleichen ausdrücklich), und in welchem mit so freien Ansichten eine innere Größe der Gesinnung sich verband.

Welch prächtige Gestalten ferner die Leucothea, dieser Silen mit dem jungen Bachus. In dem Silen eine gemeinere derbe Natur und doch so durch und durch unbe-

wußt geistig! — Was für interessante Hermen finden sich doch auch hier. Die des Demosthenes und des Perikles besonders merkwürdig. Ausnehmend schön ist das Meduſenhaupt im Niobidensaal; es liegt ein wunderbarer Reiz in diesen steinernen Zügen. Versteineruug durch Schönheit, ein altes Thema, worüber ich schon manchmal nachgedacht habe, kam mir wieder in den Sinn. Ist es doch so, daß der Anblick vollendeter Schönheit etwas fast Erschreckendes hat; man wird an Dante erinnert, der in der Vita nuova sagt, wie ihm Beatrice erschienen sei und: „der Geist des Lebens, der in der verborgensten Kammer des Herzens wohnt, begann da so heftig zu erzittern, daß er in den kleinsten Pulsen sich schrecklich offenbarte und zitternd sprach er die Worte: Ecce deus fortior me; veniens dominabitur mihi.“

In den folgenden Sälen sind römische Kunstwerke aufgestellt, zu welchen eigentlich erst vor Kurzem das Trefflichste hinzugekommen ist, nämlich eine nur vor ein Paar Jahren bei Rom ausgegrabene bronzene Gewandstatue. Leider fehlte an der sonst bestens erhaltenen der Kopf. Thorwaldson und Stiglmeyer haben ihn zwar ergänzt, stimmt aber doch nicht zum Ganzen. Die Arbeit an dieser Gestalt ist vortrefflich; was sie vorstellte, ist nicht auszumitteln. Manche dachten an eine Parze, da die Hände an den entblößten Armen fast wie zum Ziehen eines Fadens gehalten sind; indeß will doch sonst diese Bedeutung nicht passen.

Endlich auch ein Saal für moderne Plastik. Thorwaldson's Adonis ist schön, aber wenn man vorher die griechischen Sachen gesehen hat — ich weiß nicht, es fehlt ihm dann die Gesundheit, die Freiheit der Gestaltung, das Abweichen von der Regel, um eben immerfort in der Regel, d. h. in der Ordnung für alles Lebendige sich zu fühlen.

Die Gallerie ist übrigens hier eigentlich eine doppelte, denn sie hat über den Statuen noch eine Reihe großer

Deckengemälde von Cornelius. Man kann von diesen Werken sagen, wie Faust in jener griechischen Nacht von dem Sphinxen:

„Gestalten grell, grell die Erinnerungen."

Die tiefsinnige Anordnung der Bilder im Götterſaal, wo aus dem Eros hervor in die Verſchiedenheit der Elemente ſich das Bewußtſein durch göttliche Gewalten ergießt, dann im Trojanerſaal, wo aus dem großen Deckenbilde der Hochzeit des Peleus mit der Thetis ſich das ungeheure Drama des trojaniſchen Kriegs entwickelt, indem drei Wandbilder den Zorn des Achilles, den Kampf um die Leiche des Patrokles und die Zerſtörung von Troja darſtellen — ſie fordern zu anhaltendem Betrachten und Nachdenken auf. Freilich konnte Cornelius verhältnißmäßig nur Weniges davon ſelbſt ausführen; aber auch abgeſehen hievon, ſo iſt die Behandlung der Ausführung überhaupt nicht die, welche wir in den großen Muſtern des Vatikan und ähnlichen gewohnt ſind. — Eine gewiſſe Schärfe der vielfach in Falten gebrochenen Gewänder, eine eben ſolche Härte im ſcharfen Hervorheben einer übermäßig, ſelbſt in Frauenkörpern, ſichtbar werdenden Muskulatur, und manche Härte und Ungleichheit im Colorit ſtörte zum wenigſten mich im Verfolgen dieſer großen Gedanken. In Zeichnungen wie im Stich läßt ſich der tiefſinnigen Gliederung dieſer Kunſtwerke offenbar mit mehr Freiheit nachgehen.

Wir gingen hierauf nach der nahe gelegenen noch im Bau begriffenen Baſilika. König Ludwig hat ſie durch den Baurath Ziebland entwerfen laſſen und ſie wird, nach dem Muſter der Paulskirche in Rom ausgeführt, fünf Schiffe, einen Chor und 64 große Marmorſäulen enthalten. Das Dachwerk ruht frei auf dieſen Säulen und das Gebälk wird vergoldet und gemalt, wie die Wände der Kirche ſelbſt. Heß und ſeine Schüler führen die das Leben des heiligen Bonifacius ſchildernden Frescobilder aus. Dem Ganzen wird eine geſchmackvolle glänzende Wirkung nicht fehlen. Mich

stören jedoch alle solche unbedingte Wiederholungen aus vergangenen Jahrhunderten. Hat unsere Zeit nicht des Großen und Eigenthümlichen genug, daß ihr auch ein großer und schöner, in Einheit mannichfaltiger Baustyl werden könnte? Nur den rein griechischen Styl möchte ich ausnehmen, denn er ist der Baustyl par excellence, er ist die Matheſis des Bauens und daher ewig und überall sich selbst gleich, wie die Mathematik zu allen Zeiten nur eine und dieselbe sein kann. Alle andern Bausyle aber sind individuell, Produkte gewisser Volksthümlichkeit, gewisser Länder, gewisser Zeiten, und nur in diesen vollkommen wahr und ächt.

Dann zur Pinakothek, ein Werk von Klenze, großartig ausgeführt, aber in Verhältnissen, die mir weder wahrhaft schön, noch, besonders was die Menge der Fenster betrifft, für eine Gemälde-Gallerie zweckmäßig erscheinen. Wirklich, die langen Seitenfronten, Fenster an Fenster haben etwas Gewächshausartiges! Uebrigens Eintrittshalle, Treppen, Vorhalle, Alles prächtig und großartig, der Zutritt völlig offen, und der Betrachtende durch keinen zudringlichen Custode gestört. Verfehlt finde ich die lange Gallerie mit ihren unsäglichen Fenstern und vielen modernen bunten Decken und Wandbildern. Auch hier ist wieder eine Nachahmung der Loggien im Vatikan angestrebt, aber freilich dort sind es eben offene Hallen, und darin liegt ein mächtiger Unterschied. Heute war dort eine Hitze, daß man südlichste Pflanzen darin trefflich hätte pflegen können. — Und wer soll dann, wenn er zu einer großen Gallerie geht, noch die hundert bunten modernen Wandbilderchen betrachten mögen!

Die eigentlichen großen Säle der Gallerie erhalten ein schönes ruhiges Licht von oben und nehmen sich sehr gut aus. Unter den Bildern fand ich viele, die mich schon vor 20 Jahren erfreut hatten, obwohl die Gallerie im Ganzen, und namentlich was Glanzpunkte italiänischer Kunst betrifft, etwas sehr mager erscheint, wenn man eben

von den Florentiner Gallerien zurückkehrt. Von ſpaniſchen Bildern iſt einiges Vortreffliche hier: zuerſt die prächtigen Murillo's, die an Luft und Sonne vergilbten Gamins von Madrid, in höchſter Behaglichkeit irdiſcher Exiſtenz, wenn ſie ihre Melonen verzehren; dann aber auch große Sachen, namentlich ein ſchönes Bild von Zurbaran: Chriſtus und Maria, neben einander, in ganzer Figur. Man ſcheint dies Bild hier nicht gehörig zu ſchätzen, denn man hat es ſo weit hinaufgehangen, daß es kaum deutlich zu erkennen iſt. Nur der große ernſte Styl in den Gewanden erinnerte mich ſogleich an die Bilder der Soult'ſchen Gallerie in Paris und veranlaßte mich dann, es mit Hilfe eines Glaſes näher zu betrachten. — Bei der Cäcilia von Leonardo da Vinci hätte ich auch, wie bei einigen Bildern in Florenz, allerhand Betrachtungen über verſchiedene Auffaſſung zu verſchiedenen Zeiten anſtellen können. Das Werk erſchien mir wohl noch ſchön, aber in mir ſelbſt war das Bild dieſer Heiligen der Muſik in ihrem Purpurgewande höher und geiſtiger geworden und das vor mir ſtehende wollte mich nicht mehr ganz befriedigen. — Prächtig wirkt das Bild von Bordone, die Dame im rothen Sammtkleide mit ihrem Fächer, und prächtig der Giorgione, das ſogenannte Bild der Eitelkeit. — Mit Bewunderung habe ich dann doch auch die Amazonenſchlacht von Rubens wiedergeſehen! Hier hat ſich mir das Bild geſteigert und die Erinnerung war dahinter zurückgeblieben: ſo vortrefflich hatte ich es nicht mehr geglaubt. Friſchheit, ja Kühnheit der Bewegungen, Schönheit der Formen, Mächtigkeit der Behandlung, Alles verkündet einen außerordentlichen Geiſt! — Ausnehmend auch ſind die Bilder von Flink, dem Schüler Rembrandt's: Jakob und Eſau. Dies Helldunkel! es iſt doch, als hätten dieſe Niederländer mit ganz andern Farben gemalt. — Von Raphael freilich nur kleine Sachen, aber doch Raphael!

Neben den größern Sälen befindet ſich nun eine lange Reihe kleinerer Kabinete, welche unter einer Menge mittel-

mäßiger, ja unbedeutender Bilder doch auch einiges Allerliebstes enthalten. Wie gern sah ich doch in dieser Reihe jenes seltsam heimliche Bildchen von Hook wieder, wo ein warmer Sonnenstrahl in ein tief in einem Hofe gelegenes kleines stilles Zimmerchen sich stiehlt. Man blickt in das einfach stille Leben der Frau hinein, welche dies fast ärmliche Stübchen bewohnt. Da der altmodisch hochlehnige Sessel, wo die Lesende, uns den Rücken zukehrend, sitzt; da die alte von Urvätern ererbte Truhe; dort die hohen Fenster, unten zugesetzt, denn im schmalen Hofe könnte man die gegenübergelegenen Fenster fast mit der Hand abreichen, kurz das Ganze fast gefängnißartig — und doch nun der schmale aber hellleuchtende Sonnenstrahl, der in der übrigen Zimmerluft ein köstliches Helldunkel erzeugt — ist es nicht das herrlichste Bild einer höhern in ein scheinbar oft ganz beschränktes Leben einstrahlenden Seeligkeit, wodurch in ihm ein Reichthum und eine Schönheit sich erzeugen kann, welche so oft dem scheinbar reichsten Leben gänzlich abgeht.

Endlich finden sich in dieser Zimmerreihe die Schätze niederrheinischer altdeutscher Bilder, welche ich einst noch bei Boisserée in Stuttgart gesehen hatte. Hemmlink's Tod der Maria; seine Verkündigung; sein heiliger Christophorus; Bilder, welche uns wieder in einen andern abermals ganz eigenthümlich schönen und bedeutenden Ideenkreis hinüberziehen, in eine Zeit, wo begeisterter frommer Wille mit Unklarheit und Nichtkönnen rang, und die uns deßhalb so rührend wird, weil wir in ihr wie in einem Symbole das Schicksal alles menschlichen Strebens sehen, dem überall eine durchaus befriedigende Erfüllung versagt ist. — Dort ist auch das Christushaupt von Hemmlink, der heilige Lucas, die Madonna malend, von Lucas von Leyden, und noch so manches Merkwürdige dieser Art.

Noch war es Zeit, unsere Wanderungen weiter fortzusetzen und so gingen wir dann erst nach der Ludwigs-

straße, durch die Hallen des Hofgartens nach dem Kunstverein und von da nach der noch im Bau begriffenen neuen Residenz, oder dem sogenannten Saalbau. In der Ludwigsstraße und da herum liegt nun eigentlich jenes moderne München, von welchem ich oben sagte, daß es mich an Buquoi's Worte erinnert habe: daß ein Staat sich nicht organisiren lasse, sondern aus sich selbst entwickeln müsse. — Diese Straße, breit, schnurgerade, fast aus lauter Palästen gebildet, entbehrt eben jenes historischen Princips, und eben dadurch fehlt ihr auch jenes gewisse Zufällige, scheinbar Regellose, wodurch aber die Regel erst recht fühlbar wird, und wodurch alles Lebendige theils von dem Starren, Erstorbenen, theils von der Schärfe des bloßen Begriffs sich unterscheidet. Das absolut Rationale existirt nur in der Welt des Geistes, die Welt der lebendigen Wirklichkeit wird allemal ein gewisses Irrationales enthalten, und es ist der tiefsten Betrachtung würdig, nachzudenken, wie gerade hierin theils ihre Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit, theils ihre Schönheit und ihr Reichthum begründet ist. Wenn der **Canal grande** in Venedig, oder die Straße Toledo in Neapel, oder die Quais der Seine in Paris in durchaus anregender und hinreißender Weise auf uns wirken, so hatte für mich der Blick in diese Ludwigsstraße etwas Leeres, Wüstes! Gleich den in Parade aufmarschirten Regimentern bei einer Revue, reihen diese Paläste sich aneinander. Dabei die geringe Bevölkerung dieses Stadttheils — müßte ich in München leben, hier würde ich gewiß nicht wohnen.

Was die Arkaden des Hofgartens betrifft, so hatte ich von den dort al Fresco ausgeführten historischen Bildern und Landschaften allerdings keine großen Erwartungen gehegt, aber auch diese wurden nicht erfüllt. Was so täglich den Augen des Volks als Kunstwerk hingestellt wird, sollte durchaus nur bedeutend und tüchtig sein. Uebungsstücke angehender, wenn auch oft talentvoller Künstler tau-

gen zu nichts weniger als zu dergleichen. Selbst Das, was Kaulbach hier gemalt hat, bedeutend gedacht und in dem gezeichneten Entwurf gewiß schön, ist in der Ausführung allzu mangelhaft. Am Rohesten und Manirirtesten sind die Landschaften von Rottmann. Anstoßend an diese Hallen ist das Lokal des Kunstvereins. — Tout comme chez nous! — Kleinhistorische Bilderchen, Tyroler Landleute, einige Porträts, große und kleine Landschaften: das ist es, wovon die Kunstvereine jetzt überschwemmt werden, nachdem die bedeutenden Summen, welche von den Vereinen zu Ankäufen verwendet werden können (der hiesige Verein hat jährlich über 20,000 fl. und mehr zu disponiren), die Erzeugung dieser Infusorien der Kunstwelt so unmittelbar und fast möchte man sagen unverantwortlich begünstigen. Indessen: „der Blocksberg und der deutsche Parnaß hat gar einen breiten Gipfel!“ und da mag denn dergleichen auch immer mit im Zeitstrome fortfluthen! Eine große Landschaft von Etzdorf, welcher lange in Norwegen gewesen und von dem wir in Dresden einmal ein schönes Bild nordischer Meeresklippen gekauft hatten, that mir leid: sie war ganz in einem graugelben conventionellen Tone und ohne eigentliches Naturgefühl tapetenhaft gemalt. So schnell war ein Talent, welches mit tieferer Energie die Natur erfassen zu wollen schien, unter dem Produciren verflacht!

Endlich zum Saalbau der neuen Residenz! Geheimerath v. Klenze hat den Entwurf gemacht; es sollte dieser Theil des königlichen Schlosses alle die Räume enthalten, welche dem Glanze des Thrones nöthig sind: Festsäle, Ballsaal, Speisesaal, Thronsaal u. s. w., während der jetzt schon fertige und vom König bewohnte Theil gegen den Max-Joseph-Platz hin die Privatwohnung des Königs bildet. Unter Schnorr's Leitung, als von welchem die großen Compositionen in trefflich ausgeführten Cartons gegeben worden sind, malen in dem Saalbau, den wir jetzt

durchgingen, Jäger, Gießmann und Andere in enkaustischen Farben, und es entstehen hier Werke, welche durch Größe und Schönheit des Gedankens und Pracht der Ausführung durchaus zu dem Eminentesten gehören, was in dieser Zeit und dieser Art überhaupt zu Tage gekommen ist. Der Glanz und Reichthum dieser enkaustischen, von Fernbach erfundenen Farben eignet sich besonders zu Malereien in diesen Prunkgemächern weit mehr als das in seinen Farben so sehr beschränkte al Fresco. Noch viel ist in diesen Sälen zu thun, überall sind Maurer, Stukaturarbeiter, Vergolder und Maler beschäftigt. König Ludwig selbst besucht häufig die Arbeiter und drängt mit Bestimmtheit auf Vollendung von Allem im Jahr 1842. Der erste Saal wird die Geschichte Karl's des Großen enthalten. Der hohe Fries, großentheils von Jäger und Gießmann erfunden und gemalt, war ziemlich beendigt und enthielt schöne lebenvolle Bilder. Daneben ein in dem buntesten Farbenglanze auszuführender, aber auch noch lange nicht beendigter Ballsaal. Die Hauptwerke, welche bis jetzt vollendet sind, sieht man im großen Speisesaal und in der Vorhalle des Thronsaals. Im ersten ist Friedrich Barbarossa, im zweiten Rudolph der Habsburger der Held der Darstellung. Beiderlei Werke habe ich mit wahrer Freude und innigem Genügen betrachtet. Ist es doch so schön, wenn auch in unserer Zeit aus Gemüthern, die mit uns dieselben großen Begegnisse des Jahrhunderts erfahren haben, und nicht immer bloß aus fernliegenden Perioden, die doch zuletzt allemal irgend etwas Unverständliches für uns behalten müssen, das Schöne und in sich Vollendete hervorgeht. Wie gern stand ich vor Friedrich's Sängerfest zu Mainz, wo ein durchaus heiteres großartiges poetisches Leben sich entwickelt (das Bild ist von Gießmann nach Schnorr's Carton trefflich in Farben ausgeführt); wie schön entfaltet sich die Herrlichkeit Venedigs in der Zusammenkunft des Pabstes Alexander mit dem Kaiser Friedrich daselbst; wie mächtig wirkt die (von Jäger

ausgeführte) Schlacht von Ikonium! Eben so sind die Bilder aus des Habsburgers Leben ganz ausgezeichnet. Die Verurtheilung der Raubritter durch Kaiser Rudolph wirkt mit dem ganzen Ernst eines großen historischen Werks. Auch läuft über diesen Bildern ein allerliebster Fries von Genien, welcher das Werk des Wiener Malers Schwind ist.

Sehr wichtig war es mir hiebei, die vortrefflich und sehr im Detail ausgeführten Cartons von Schnorr mit den in Farben ausgeführten Bildern zum Theil vergleichen zu können. Sie wirken in ihrer ungeheuren Größe als ganz fertige Zeichnungen und stellen an sich Kunstwerke dar, denen nur die sorgfältigste Erhaltung und Aufstellung zu wünschen ist. Beiläufig war es auch interessant zu erfahren, unter welchen Bedingungen hier die Künstler beschäftigt werden. Professor Schnorr erhält für die sämmtlichen im Saalbau von ihm und seinen Schülern auszuführenden Gemälde die Summe von 59,000 fl.

Vorzüglich prachtvoll wird der Thronsaal wirken. Er ist ganz weiß mit Gold, zwei Reihen weißmarmorner Säulen mit goldenen Kapitälen tragen die Decke und zwischen ihnen werden die bronzenen vergoldeten Statuen der alten bairischen Fürsten aufgestellt, welche ich nächstens bei Stiglmeyer zu sehen hoffe.

Auch die Räume des Erdgeschosses werden mit mannichfaltigen Kunstwerken geziert; man malt nach Schwanthaler's Entwürfen reiche Bilder aus dem Homer und sieht von Rottmann griechische Landschaften in enkaustischen Farben entstehen, welche, auf Tafeln von Kalkbewurf über ein starkes Drathgitter gelegt, völlig als Staffeleibilder gemalt werden. Daß die letztern besser waren als die der Arkaden im Hofgarten ist nicht zu läugnen, bei dem Allen ist dieser wieder aufgelegte Styl des Caspar Poussin sehr weit von Dem, was ich mir unter echtem landschaftlichen Kunstwerk nothwendig denken muß. Als wir übrigens dort so in einem Portal unter Balken und Mauerziegeln und auf

Schutt ſtanden, ſchritt, ohne daß wir es bemerkt hatten, ein Mann in ſchwarzem Gehrock ſchnell an uns vorbei und verlor ſich in eben nur roh aufgemauerten Hallen. Mein Begleiter ſagte mir: „dieſer kommt alltäglich Mittags 2 Uhr, die Fortſchritte im Bauen zu revidiren!“ Es war König Ludwig von Baiern.

Mittag war vorüber, da erhielt ich den Beſuch des mir ſchon länger befreundeten Dr. Graaf, Leibarztes Ihrer Majeſtät der verwittweten Königin, welcher mich einlud, mit ihm noch einige Sehenswürdigkeiten der Stadt, ſo wie die Sammlungen des anatomiſchen Theaters zu beſuchen. Wir fuhren zuerſt hinaus nach der neugothiſchen Kirche in der Au. Auf dem Wege lag das neue Iſarthor, von deſſen Frescobild ich den ſchöngezeichneten Carton des Malers Neher ſchon in Weimar und Dresden mit Vergnügen geſehen hatte. Das Thor iſt von Gärtner, mit Benutzung der drei alten Feſtungsthürme, in einem hübſchen, modern gothiſchen Styl aufgeführt worden, und über die Außenſeite der beide Seitenthürme verbindenden Mauer verläuft der einige 70 Fuß lange Fries, auf welchen Neher den Triumpheinzug Kaiſer Ludwigs des Baiern in München, und zwar durch eben dieſes Thor, nach dem Siege bei Ampfing, dargeſtellt hat. Das Ganze wirkt auf entſchiedene und erfreuliche Weiſe. Das Bild hat harmoniſche Farbenverhältniſſe; die Zeichnung iſt markig und intereſſant; die Architektur beiſtimmend; ſollte ich etwas erinnern, ſo möchte ich einen leichten Ueberbau oberhalb des Frieſes wünſchen (wie er ſich im gothiſchen Burgthor-Styl ſo leicht hätte anbringen laſſen), um die Farben des Gemäldes etwas länger gegen die Unbilden der Witterung geſichert zu ſehen!

So kamen wir denn hinaus zu der Aukirche, einem Werk des jüngſt verſtorbenen Raths Ohlmüller, in allen Einzelnheiten genau guten Muſtern gothiſcher Baukunſt nach-

gebildet, im Ganzen als ein großes Werk einen angenehmen Eindruck entschieden hervorbringend, und doch von einem echten Bauwerke des 14. und 15. Jahrhunderts ganz wesentlich sich unterscheidend. Der eine hohe durchbrochene Thurm über der Fronte des Haupteinganges erinnert sehr an den Dom von Freiburg, und doch ist Alles wieder so anders. Soll ich es in wenig Worten zusammenfassen, so muß ich sagen, daß auch hier das Irrationale fehlt, und daß die an sich guten Verhältnisse in einer so durchaus rationalen Schärfe durchgeführt sind, daß jene Lebendigkeit, jener Ausdruck des Organischen gänzlich verloren gegangen ist, welcher sonst eben in so hohem Grade die schönsten Werke dieses wunderbaren Baustyls bezeichnet.

Der Maßstab hiefür wird schon durch den Charakter des Malerischen gegeben. Ein alter Münster erregt in uns die Lust, ihn selbst zu zeichnen oder gezeichnet zu besitzen; hundert andere romantische Bilder reihen sich an seine Formen und als Symbol der ganzen seltsamen Dämmerung des Mittelalters wird er uns durch und durch poetisch erscheinen. Bauwerke dieser modernen Art erregen nichts dergleichen, sondern zwingen uns höchstens den Beifall ab über die regelrechte Behandlung des Technischen. Ach, hier liegen noch viele Geheimnisse der Baukunst, ja der Kunst überhaupt verborgen! Hat man doch neuerlich gefunden, daß die edelsten Werke griechischer Baukunst wie das Parthenon in ihren Verhältnissen durchaus nicht vollkommen symmetrisch und nicht vollkommen geradlinig construirt sind. [1] Und worin liegt es denn etwa, daß uns der sauberste architektonische Riß so starr und leblos ansieht, wenn uns die freie Handzeichnung eines schönen Bauwerkes gar sehr als

[1] Man sehe hierüber die nähern Nachweisungen in der allgemeinen Bauzeitung 1838, Nro. 27 und 41, vom griechischen Regierungs-Architekten Joseph Hofer. Die Linie des Architrav ist aufwärts conver, einwärts concav; die Säulen stehen nach Außen etwas schief und sind nicht ganz gleich in ihrer Construction u. s. w.

Kunstwerk erscheinen kann? Und wie viel weiter steht nun die, ihrem ganzen gemüthlichen Wesen nach weit freiere gothische Architektur von der reinen Schärfe des Begriffs, als die griechische Baukunst, die ich oben schon die Mathesis des Bauens genannt habe.

Besser als das Aeußere wirkt das Innere der Kirche auf den Beschauer. Ein Hauptgrund davon mag wohl in der Farbenpracht der bunt gemalten Kirchenfenster liegen; denn sie werfen ein vielfältiges, durch die Wölbungen hin zitterndes Farbenspiel in die weiten Räume, und geben ihnen dadurch eine Mannichfaltigkeit und Poesie, welche ohne solchen Reiz ihnen in weit geringerem Grade einwohnen dürfte. Vergebens sucht auch hier das Auge jene reizenden Zufälligkeiten, jene, daß ich so sage, historische, d. h. im Zeitenlaufe gleichsam von selbst werdende Mannichfaltigkeit, mit einem Wort, den Zauberhauch einer poetischen Vorzeit. Man könnte sagen, so sei das Ganze eigentlich nur die Gegenwart einer Lüge der Vergangenheit.

Wir fuhren nun außen in den Vorstädten hin und kamen jetzt zu dem ungebührlich weit von den Universitätsgebäuden gelegenen anatomischen Theater. Man weiß schon, daß wissenschaftlichen Anstalten hier nur ein kleiner Theil jener Sorgfalt zugekehrt wird, deren die Kunst-Anstalten in so hohem Grade genießen. Nichts desto weniger hätte ich mir für eine Universität, wie München sein sollte, jedenfalls mehr Ordnung und größern Reichthum an Präparaten erwartet, als ich in Wahrheit vorfand. Sehr absurd ist der Einfall, über dem Eingange des Gebäudes als Verzierung ein Basrelief anzubringen, wo zwei Greife einen Menschen zerreißen. Wußte dieser Architekt nicht, daß von der wissenschaftlichen Zergliederungskunst in Bezug auf den Menschen auszusagen ist, was Brutus beim Shakespeare von Cäsar sagt:

„Zerlegen laßt uns ihn ein Mal für Götter,
Nicht ihn zerhauen wie ein Aas für Hunde!“

Bei dem Allen fand ich auch in dieser Sammlung einiges für mich Wichtige, und verweilte dort, bis die einbrechende Dämmerung uns vertrieb.

Den spätern Abend konnte ich nur noch benutzen, einige Besuche zu machen, unter welchen ich den Besuch bei Geh. Hofrath v. Schubert noch insbesondere bemerke. Schubert, ein Mann von vielen Kenntnissen, in der Wissenschaft nie selbst schöpferisch, aber von reichem Ueberblick und poetischem Gemüth, ist hier mit zu vielen Arbeiten überhäuft. Trotz dem lebt fortwährend in ihm ein regsamer liebevoller Geist. Mein System der Physiologie hatte ihn neuerlich nachhaltig beschäftigt, und er theilte mir eine ausführliche Anzeige mit, welche er darüber für die Münchener Literatur-Zeitung geschrieben. So findet man zuweilen da gerade eine nähere Theilnahme, wo man es eben am wenigsten hätte erwarten mögen.

München, den 29. April, Abends.

Abermals ein sehr reichhaltiger Tag! Gleich früh wanderte ich mit Jäger nach der Allerheiligenkirche, welche an das königliche Schloß stößt und als Kapelle der Residenz betrachtet werden kann. Auch sie ist mehr im Styl einer kleinern Basilika vom Geheimenrath v. Klenze erbaut und auf das Reichste mit Marmor-Mosaikfußboden, Marmorsäulen, vergoldeten Wänden und vielen Frescogemälden von Heß geziert. Der Eindruck war für mich weniger einfach erhebend, als prachtvoll zerstreuend. Gestehe ich es auch, es verstimmte mich etwas zu sehen, daß der Künstler unter den mitunter wirklich sehr schönen Gemälden mehrmals einen Herrgott mit faltigem Mantel und weißem Haar und Bart angebracht hatte; Gestalten, die mir wegen der an sich doch fast unglaublichen Absurdität, welche Darstellungen dieser Art, zumal in unserer Zeit, doch unwiderleglich beiwohnt, allemal einen widerwärtigen Eindruck machen. Schön dagegen ist die heilige Therese, schön der St. Hubertus, und schön wirken auf dem Goldgrund der Gewölbe manche Gruppen der Apostel und Evangelisten.

Von Außen erscheint der Styl der Kirche etwas trocken und wenig den Umgebungen geeignet. Ist mir überhaupt schon mehrfach eingefallen, daß es wohl gut wäre, architektonische Werke zuerst ganz landschaftlich, in Harmonie mit allen ihren nähern Umgebungen aufzuzeichnen und zu entwerfen. Es kann oft ein Gebäude an sich recht gute Verhältnisse haben, aber weil es gerade dahin nicht gehört und paßt, wirkt es vielleicht nun ganz unangenehm. Will diesen Gedanken somit Architekten und bauluſtigen Fürsten empfohlen haben.

Wanderte dann nach der Jesuitenkirche, um das Monument des Eugen Napoleon (im Jahr 1824 zu München

verstorben) zu sehen. Es ist von Thorwaldson, aber keine seiner vorzüglichsten Arbeiten; wenn ich offen sagen soll, es macht geradezu einen etwas langweiligen Eindruck! Zumal die Muse der Geschichte, welche nicht recht zu wissen scheint, was sie mit diesem Helden anfangen soll.

Wichtiger war mir daher ein in Begleitung von Leibarzt **Dr.** Graaf gemachter Besuch auf dem Gebäude der Akademie der Wissenschaften bei dem Professor der Physik, Steinheil, einem in seinem Fache sehr tüchtigen Manne und namentlich der Anwendung physikalischer Erkenntnisse auf praktisches Leben mit besonderm Eifer zugethan. Es zog mich sehr an, dort galvanoplastische Arbeit größerer Art zu sehen. Noch waren mir keine auf solche Art gefertigten Statuen vorgekommen und hier sah ich nun einige kleinere Modelle äußerst vollkommen mit Kupfer überkleidet. Der Gyps wird zu dem Ende mit Graphit stark eingerieben und alsbald schlägt das Kupfer, wenn man die rechte Stärke der Auflösung und die richtige Leitung des galvanischen Stroms gefunden hat, sich in gleichmäßiger Lage auf die Form nieder, welche nun freilich als Kern in dem Metall eingeschlossen bleibt. Nicht minder interessant war die von Steinheil selbst erfundene Art, die Qualität und Stärke verschiedener Flüssigkeiten mittelst der Brechung des Lichtes zu bestimmen. Zwei hohle gläserne Prismen sind aneinander gefügt, vor ihnen befindet sich ein kleines Fernrohr und etwas weiter dahinter wird eine Scala aufgestellt. So lange beide Prismen leer oder mit durchaus gleichartigen Flüssigkeiten gefüllt sind, sieht das Auge gerade (da zwei gleiche Prismen die Lichtbrechung, welche jedes einzelne für sich zeigt, wieder aufheben) durch beide hindurch und fixirt den Nullpunkt der Scala. Sobald dagegen nur um den kleinsten Tropfen das eine Flüssige geändert wird, heben die beiden Prismen ihre Lichtbrechung nicht mehr vollkommen auf und das Auge fixirt nun irgend eine Zahl Grade der Scala. Salzlösung, Alkoholgehalt von

Branntwein und Bier u. dergl. werden auf dieſe Weiſe mit einem Blicke beſtimmt. Weiter ſah ich Steinheil's Vorrichtungen, mittelſt galvaniſcher Telegraphen die Zeiger einer Anzahl Zifferblätter eben ſo in Bewegung zu ſetzen, als würde jeder Zeiger von einem eigenen Uhrwerk getrieben. Daſſelbe Verfahren könnte auch auf alle Thurmuhren einer Stadt ausgedehnt werden, um ſie durch ähnliche galvaniſche Regulatoren zu jeder Stunde mit einer Normaluhr in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Hätte doch dies Geheimniß Carl V. gekannt, der ſich ſo vergebens mühte ſeinen Uhren einen ganz gleichen Gang zu geben! — Endlich legte mir Steinheil noch die Zeichnung ſeines Wagens für Eiſenbahnen vor, welcher jedoch durch wirkliche Pferdekraft in Bewegung geſetzt werden ſoll. Der Einfall war ſinnreich: das Pferd war hier auf den Wagen geſtellt und bewegte wie der Gefangene in der Tretmühle, indem es zu gehen ſchien, den beweglichen Boden des Wagens, wodurch denn die Räder in eine ſehr beſchleunigte Umrollung verſetzt wurden. Er hatte berechnet, daß auf ſolche Weiſe die Geſchwindigkeit des Dampfwagens mit weit geringern Koſten und bei leichterer Conſtruction der Eiſenbahnen erreicht werden könnte. Ein Vortrag an die Regierung in Bezug auf die neuanzulegenden baieriſchen Eiſenbahnen war bereits übergeben. So beeilt ſich das Jahrhundert immer mehr und mehr die unbedingteſte Communication aller Völker zu erleichtern und noch kann Niemand berechnen, zu welcher beſondern Entwicklung der Menſchheit in ihrem ſpiraligen Umſchwunge alles Dieſes führen wird.

In demſelben Gebäude iſt auch das naturhiſtoriſche Muſeum, wo Profeſſor v. Schubert mich erwartete, um mir die Bereicherung der Vorräthe zu zeigen. Die Sammlung nimmt ſich jetzt recht gut aus und enthält viel, wenn auch mit Berliner und Wiener Gallerien ſie keineswegs die Vergleichung aushält. Für diesmal beſchränkte ich mich auf eine genauere Durchſicht der Schädel verſchiedener Men-

ſchenraçen, unter welchen einige ganz intereſſante ſich vorfanden.

Da heute einer von den zwei Wochentagen war, an welchen die Leuchtenberg'ſche Gallerie einige Stunden geöffnet wird, ſo führte mich Maler Jäger noch um Mittag auch zu dieſen Schätzen. Die Sammlung iſt nicht ſehr groß und enthält im Ganzen mehr moderne Bilder, doch immerhin einiges ſehr Merkwürdige. In dem erſten Saale wirkte ein großes Bild von Granet bedeutend, und rief mir die ganze Individualität dieſes Mannes, den ich einſt in Paris kennen lernte, ſo wie ſeine dortigen Bilder, in's Gedächtniß zurück. Das hieſige ſtellt das Innere eines Gefängniſſes dar: ein gefangener Künſtler zeichnet das Bild einer Madonna an die Wand. Der Gedanke iſt hübſch; wer zeichnete ſich nicht oftmals auf die Wand ſeines Lebensgefängniſſes Bilder des Troſtes und unerreichten Glückes! — Ein außerordentliches Bild in ſeiner Art iſt eine aufgehangene blaue Traube von Van Velden! Die Liebe und Treue dieſer Naturabſpiegelung verſenkt uns ſelbſt in die tiefe Bedeutung alles Naturlebens! — Berühmt ſind auch die hier aufgehangenen Schlachtenbilder von Heß und von Adam. Endlich enthält dieſer Saal noch ein früheres Bild von dem hieſigen Hiſtorienmaler Profeſſor Heß: Glaube, Liebe und Hoffnung (die drei Geſtalten, unter einer weit hin verbreiteten Eiche ſitzend, ſind ſehr zart und ſinnig ausgeführt), und das große durch Denoyer's Stich bekannte Bild Gerard's: Beliſar. Im zweiten Saale iſt ein beſonders merkwürdiges Bild: die Laura des Petrarca von Bronzino. Die blaſſe, ſchon ältere ſchwarz gekleidete Frau mit einem magern, aber expreſſiven Geſicht hält in einer Hand ein Buch, die Canzonen des Petrarca, aufgeſchlagen. Schön iſt ſie nicht, aber pikant, und es wäre wohl möglich, daß Laura gerade ſo ausgeſehen habe. Sagt doch Chiron im zweiten Theil des Fauſt ſehr gut:

„Was — Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen,
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich!“

Aber da kommt nun die Kritik und fragt: „woher weiß man denn, daß dies der wahren Laura Bildniß ſei?“ Petrarca ſah ſeine Laura bekanntlich zum erſten Mal in der Kirche St. Clara zu Avignon am Morgen des 6. April 1327. Dieſer Bronzino aber wurde in Toscana geboren 1501 und ſtarb 1570, ſo daß alſo dies Bild gute 200 Jahre nach Laura's Leben gemalt iſt. Das heißt nun allerdings auch „nach dem Leben“ malen, aber dabei iſt es doch ſo ganz anders als die Porträts, die man zu Venedig oder von Memmi in der Kirche St. Maria novella in der ſpaniſchen Kapelle ſieht. Sollte Bronzino eine ihm ſelbſt werthe Perſon unter dieſer Allegorie dargeſtellt haben? und iſt es nicht überhaupt vielleicht eine Dichterin, die Petrarca's Sonnette liebte und ſich mit dem Buche malen ließ? Kurz, hier ſind tauſend Hypotheſen zu machen! — Noch iſt in dieſem Saale ein ſchönes Bild Raphael's: das Porträt eines Cardinals, wenn auch nicht von der Größe und Tüchtigkeit eines Bildes von Leo X. in Florenz, doch immer ein höchſt ausgezeichnetes Werk. Eben ſo eine heilige Familie von Palma vecchio und ein Paar ſchöne Bilder von Murillo. So manches Andere muß ich hier übergehen.

Wir wendeten uns von dort zur Ludwigskirche, um Cornelius großes Werk, das jüngſte Gericht, zu ſehen. Auch dieſe Kirche, in einem neubyzantiniſchen Styl von Profeſſor Gärtner ausgeführt, iſt noch nicht beendigt; noch liegt die Kirche voller Gerüſte; noch ſind die übrigen Wände weiß und ſchmucklos; noch ſteigt man nur mit Mühe und über ſchwankende Breter zu einem überſichtlichen Stand-

punkte des Ganzen. Nur des Cornelius große Wandgemälde ſind mit Hilfe ſeiner Schüler vollendet; der Abdruck ſeines Genius iſt gegeben, er ſelbſt jedoch iſt bereits fort und wahrſcheinlich für immer München entſchwunden. — Ich ſtand lange hier in Betrachtung! Oben als großes Deckengemälde die Schöpfung; zu beiden Seiten an den Wänden die Geburt Chriſti, und gegenüber die Kreuzigung; dann an der hintern großen Querwand als koloſſales Altarbild das jüngſte Gericht, und endlich in den Kuppeln die Gemeinſchaft der Heiligen, der Märtyrer und der Seligen. Man ſieht, der ganze ſeltſam großartige Bau des katholiſchen Dogma breitet ſich hier wie ein reiches ungeheures Meßgewand vor den erſtaunten Augen aus. Ich kann nicht in Einzelnheiten eingehen, aber ſagen muß ich, daß die Größe der Conception mich in vollem Maße ergriff, und daß ich von neuerer Zeit nichts kenne, was ſo ſehr mich an Michel Angelo und die Sixtiniſche Kapelle erinnert hat, als dieſe Werke, nur daß jeden Falls jene mehr in ihre Zeit gehören als dieſe in unſere, dem Katholicismus mehr und mehr entwachſende Zeit. Auch hier in der Schöpfung ein Gott Vater! aber wenigſtens als vollkräftige Mannesgeſtalt, als chriſtlicher Zeus, nicht als alter abgelebter Mann! So muß man auch bei dem jüngſten Gericht ſo Manches vergeſſen! abgeſehen von der abſtruſen dunklen jüdiſchen Vorſtellung eines ſolchen Gerichtstages, und abgeſehen davon, daß gerade deßhalb ſchon dieſe Darſtellung keineswegs für eine chriſtliche Kirche als Altarbild paſſend genannt werden kann; allein nichts deſto weniger iſt es gewiß, daß es den Beſchauer mit einer eigenen dämoniſchen Gewalt erfaßt und daß es im Chriſtus, in den meiſten Engelsgeſtalten, in dem aufſchwebenden Fieſole und in den wieder vereinten Liebenden eine Schönheit entwickelt, welche das Gewaltſame des Ganzen auf eine würdige Weiſe zu mildern allerdings im Stande iſt. Die Ausführung in Zeichnung und Farbe iſt etwas herbe, aber jeden Falls weit

mächtiger, gerundeter und in sich vollendeter, als bei den Bildern der Glyptothek.

Ehe wir die Kirche verließen, bestiegen wir noch einen ihrer zwei Thürme, und im hellsten Sonnenlichte breitete sich Stadt und Land zu meinen Füßen aus. Wie schön lag im Duft der sonnigen Ferne jene Alpenkette vor mir, welche ich erst vor Kurzem überschritten hatte, wie frühlingsgrün streckte sich der weite sogenannte englische Garten da hinaus, wie interressant der Ueberblick dieser ganzen weit ausgedehnten von der Isar durchfurchten Ebene! Es gehört nothwendig dazu daß man den Charakter einer Stadt erkenne, einen Ueberblick derselben von einem Thurme zu nehmen! Die freie Natur war mir nach so viel Künstlichem eine besondere Erquickung!

Auch das neue Bibliothek- und das Universitätsgebäude, beide von Gärtner gebaut, zeigte mir noch mein unermüdlicher Führer. Letzteres ist der Ludwigskirche ziemlich gerade über und wie im Aeußern das Gebäude würdig wirkt, so macht im Innern das große in massivem byzantinischen Styl gehaltene Treppenhaus einen edlen Eindruck. Das Bibliothekgebäude, mehr im altflorentinischen Styl gehalten, hat innen prächtige Treppenhallen und ist von außen mit einer Freitreppe und vier Marmorstatuen verziert. Beide Gebäude nebst dem Fräuleinstift, dem Bergamt, dem Blindeninstitut u. s. w. sind die Hauptzierde der Ludwigsstraße; wie gesagt aber in allen fehlt ein gewisses regeres Lebensprincip und größere eigentlich historische Mannichfaltigkeit!

Von hier an wurden meine künstlerischen Wanderungen etwas unterbrochen, da die Stunde gekommen war, wo ich Ihrer Majestät der verwittweten Königin meine Aufwartung zu machen hatte. Wie auch sonst wohl wurde ich von der verehrten Frau huldvoll empfangen und hatte über die Verhältnisse in Florenz so manchen Bericht abzustatten, worauf ich dann noch zu Herzog Maximilian's Palais fuhr,

um dort in dem Festsaal den großen Fries von Schwanthaler, die Mythe des Bachus, zu sehen. Ein treffliches, lebenvolles Relief, eines der frühern und vielleicht das schönste seiner Werke! Eine durchaus anmuthige, lebenvolle, reiche und schöne Phantasie führt uns den Cyclus der Geschichte des Bachus von seiner Uebergabe in Pflege der Nymphen bis zum Triumph des herrlich mit Ariadne thronenden Gottes vor! Man kann nicht satt werden, der Schönheit einzelner Gruppen sich zu freuen! Hier, wo der junge Bachus den Nymphen gebracht wird, die reizend anmuthigen Gestalten! Da schauen neugierige Nymphen aus dem Schilfe, dort liegt eine dieser schönen Gestalten bequem anmuthig am Hügel, daß man an Quellenleben denkt, wie es weich und zierlich einen Rasenhügel sich hinabgießt; dann wieder der reiche Zug um den mit Elephanten bespannten Wagen, und endlich, welche Gestalten, dieser Bachus, wo er mit Ariadne am Olymp sich vereinigt findet! — Wie sehr habe ich es vermißt, daß von diesen schönen Friesen kein sauber gestochener Contur zu haben ist! — In einem andern Saale finden sich einige fertige Bilder aus der Psyche-Mythe von Kaulbach entworfen, doch können sie nach jener Consequenz und Schönheit nur eine schwache Theilnahme erregen!

Am Nachmittag halb 4 Uhr eröffnete sich eine Gelegenheit, den ältern Theil der Residenz, jetzt vom Könige bewohnt, zu sehen, und mancherlei Gäste hatten sich dort eingefunden, um an diesem Schaugerichte Theil zu nehmen. Es ist sonderbar: dieser Theil der Residenz, gewöhnlich der Königsbau genannt, ist eine vollkommene Nachahmung des Palastes Pitti in Florenz — aber wie ganz anders die Wirkung! Er verhält sich zum Original wie der abstrakte Begriff des Stubengelehrten zur vollen, lebenskräftigen Erscheinung der Natur. Es fehlt ihm namentlich durchaus

das Mächtige, faſt Rohe des großen Unterbaues in Pitti. Sollte man beide Gebäude neben einander ſehen, es müßte den wunderlichſten Eindruck hervorbringen!

Vor dem Palaſt ſteht Rauch's Monument des Königs Maximilian Joſeph I. Vor einer Reihe von Jahren ſah ich ſchon das in mancher Hinſicht ſehr ſchöne Modell hiezu in Berlin bei Rauch ſelbſt, und ich erinnere mich, daß ſchon dort in der Anordnung der Reliefs Verſchiedenes mir auffiel — Gedanken, die mir lebhaft wieder erwachten, als ich es hier blank in Metall wiederfand. Beſonders kränkte es mich, daß unter den Allegorien auf Religionsfrieden, Künſte und Ackerbau, die Wiſſenſchaften ſo ganz verabſäumt waren, ſo daß ich damals ſchon dem Künſtler es vorgeſchlagen hatte (freilich waren ihm die ſpeciellen Aufgaben ſo geſtellt), ob es nicht thunlich ſei, den Platz, der unter den Attributen des Ackerbaus hier einem Paar mächtiger Ochſen eingeräumt war, den Wiſſenſchaften zu reſerviren.

Von Kunſtwerken in dem Palaſte enthalten die unteren Räume das Bedeutendſte, nämlich Profeſſor Schnorr's Frescobilder aus den Nibelungen. Freilich, man muß weder ſeine großen enkauſtiſchen Bilder im Saalbau, noch Cornelius jüngſtes Gericht eben vorher geſehen haben, wenn man ſich über dieſe Sachen ſo recht wahrhaft freuen ſoll! Ich geſtehe, daß mir Das, was ich von Cartons zu dieſen Nibelungenbildern geſehen habe, mehr gefallen hat als die Bilder ſelbſt. In den obern Gemächern haben die Bilder nach Bürger's Gedichten von Volz und die nach Wieland's Oberon von Neureuther mir den angenehmſten, obwohl keineswegs einen ſehr mächtigen Eindruck gegeben. Was die innere Einrichtung des Palaſtes betrifft, ſo könnte ich nicht ſagen, daß ſie ſehr bedeutend durch Schönheit, großartige Folge und Reinheit der Verhältniſſe auf mich gewirkt hätte; es fehlt nicht an Pracht, aber ich weiß nicht, ſie macht ſich nicht auf die rechte Weiſe geltend. — Sehr hübſch iſt der Einfall, den Speiſeſaal als ein großes Viri-

darium mit starken Orangenbäumen, Lorbeerbüschen u. dergl. zu besetzen und ihn auf diese Weise hauptsächlich zu zieren. Die Wintersoireen hier, wenn unter den Büschen schöne Gestalten sich sammeln, mögen einen anmuthigen Eindruck hervorbringen. — Anstoßend, nur durch eine Glasthüre getrennt, ist ein großer Dach-Altan, von wo ein guter Ueberblick der Stadt sich darbietet.

So war denn nun auch alles Dieses durchwandert, und ich fuhr jetzt hinaus zu Kaulbach, dessen Atelier, wenn man die Kunst in München kennen lernen will, durchaus nicht ungesehen bleiben darf. Von Jäger ihm angemeldet empfing er mich sehr herzlich und freundlich, und gestattete mir gern die ruhige Betrachtung mancher seiner Entwürfe, Studien, Cartons und ausgeführten Gemälde. Die Arbeiten, welche Kaulbach zuletzt beschäftigt haben, sind durch die öffentlichen Blätter vielfältig zu allgemeiner Kenntniß gekommen; ich sah namentlich den ersten Entwurf seiner Hunnenschlacht und die kleiner ausgeführte Zeichnung zu der Zerstörung von Jerusalem. Der Carton zur Ausführung der letztern im Großen war erst in den mittlern Gruppen zu einiger Vollendung gediehen, aber die Wirkung des Ganzen wird ohne Zweifel eine bedeutende und durchaus episch-lyrische sein. — Von besonderm Humor zeugend und in zierlichster Federzeichnung erscheinend, waren die kleinen Entwürfe zu Reineke Fuchs: wie man, um den Reineke anzuklagen, die todte Henne vor den König trägt, und die kleinen Maulwürfe als Todtengräber mit den Grabscheiten dem Zuge folgen — es erregte in einem Athem Mitleid und Lachen! — Von Bildern zogen mich zwei ziemlich beendigte vorzüglich an; das eine, das lebensgroße Bild eines jungen ritterlichen Gesellen, mit dem Falken auf der Faust und der Fidel am Rücken, wie er eben wieder den Fuß in's Schloßthor setzt; das andere (Porträt), das auch lebensgroße Bild eines jungen ungarischen Magnaten in schwarzer Kleidung. Er lehnt mit übereinander-

geſchlagenen Armen an einem kleinen weinumrankten italiäniſchen Landhauſe; neben ihm iſt das Fenſter offen und drinnen ſieht man ein junges ſchönes Weib herankommen, einen Teller voll Orangen, Feigen und Trauben in der Hand. Der Gedanke des reizendſten, freudigſten Jugendglücks mit aller Schwermuth, die es doch begleitet, prägt ſich dabei wiederholt tief in die Seele. Am außerordentlichſten in der Ausführung aber ſind unbezweifelt einige römiſche Studien, Frauenköpfe, beſonders eine alte Traſteverinerin. In dieſer ganz individuellen Form doch eine Größe, eine gewiſſe Macht eines, wenn auch rohen Geiſtes; man denkt an Schickſalsgöttinnen und an Hekate! Ja, ich glaube, müßte ich in München leben, mit Kaulbach würde ich mich am meiſten befreunden; in ſeiner ganzen Erſcheinung und ſeinem ſinnigen Weſen liegt für mich viel Anziehendes.

Für den Abend hatte ich mir den Beſuch des Theaters vorbehalten; man gab Gluck's Iphigenia in Tauris. Das Theater liegt nahe am Königsbau, und ſchon am Tage hatte ich im Vorbeigehen mir die Tempelfaçade mit ihren ſehr bunten Malereien und den beiden unverhältnißmäßig ſchwerfälligen Kandelabern betrachtet, ohne ſonderlich davon erbaut zu ſein. Auch das Innere hat mich nicht befriedigt und iſt namentlich ſehr unvollkommen erleuchtet. Was die Aufführung betraf, ſo mußte das Orcheſter und die Direction des Kapellmeiſters Lachner gelobt werden. Gluck's tiefſinnig-poetiſche Muſik war beſſer begriffen und mehr im Ganzen mit gemäßigten Einzelnheiten wiedergegeben, als ich es ſonſt wohl gehört hatte. Die hieſige Heldin des Geſanges, Madame Mink, als Iphigenia, iſt jedoch völlig paſſirt; die Stimme mag ſonſt ſehr ſchön geweſen ſein. Die Sänger Bayer und Dietz waren ziemlich gut. König und Königin wohnten der Aufführung bei.

Als ich heraustrat, ſchwebte der klarſte Mond zwiſchen wenigem leichten zarten Gewölk; die Nacht war ſehr ſchön,

und wie denn der Mondschein immer ausgleichend und mildernd zu wirken pflegt, so nahmen sich auch manche der großen Baulichkeiten der Stadt in diesem milden Lichte weit besser als sonst im glänzenden Lichte des sonnigen Tages aus.

München, den 30. April, Abends.

Ich bin am Ende dieſes Münchner Aufenthalts, um 8 Uhr ſind meine Poſtpferde beſtellt und ich denke morgen bei guter Zeit früh in Regensburg zu ſein. In wenigen Worten zeichne ich noch die Erſcheinungen des heutigen Tages auf.

Früh fuhr ich mit Jäger hinaus zu Stiglmayer in ſeine Gießerei, wo man die vergoldeten Bronzeſtatuen alter bairiſcher Fürſten ſieht, welche in dem Thronſaale des neuen Saalbaues aufgeſtellt werden ſollen. Die Modelle wurden von Schwanthaler gemacht, und ſchon leuchten ſieben dieſer koloſſalen Geſtalten in voller Pracht des Goldes. Schön iſt die Modellirung und ſchön nimmt ſich die Abwechslung des matten und blanken Metalls aus. Stiglmayer hat in der Kunſt des Vergoldens hier ſehr viel geleiſtet, hat die Schädlichkeit der Queckſilberdämpfe vermieden und im Guß ſelbſt eine wahre Virtuoſität bewieſen. Ich ſprach viel mit dem einfach tüchtigen, intelligenten Manne über dieſe techniſchen Vortheile, ließ mir über die Kunſt des Ciſelirens und über die ſehr merkwürdige Art, wie die bronzenen Statuen in Innsbruck gegoſſen ſind, manche Aufklärungen geben, und betrachtete dann noch mehrere zum Guß bereits vorgerichtete Modelle. In dem ſehr großen Gießhauſe ſtand der Obertheil der ungeheuren Bavaria, welche der König bei München in Erzguß aufrichten läßt. Der Kopf allein war 8 Fuß hoch und das Ganze wird eine der gewaltigſten Statuen werden; dabei war die Büſte wirklich von großer Schönheit und Macht der Darſtellung. Dort ſtand auch das Modell zu Jean Paul von Schwanthaler und zu Schiller von Thorwaldſon. Beide konnten mir hier keine beſondere Theilnahme abgewinnen, während ich doch in der Bavaria wiederholt anerkennen mußte, daß ganz entſchieden

für solche kolossale heldenhafte Darstellungen ein außerordentliches Talent in diesem Schwanthaler gegeben sei. Und wie schön arbeiten sich ein solcher Bildhauer und ein solcher Gießer in die Hände!

Im Zurückfahren hielten wir nochmals an der Pinakothek, um die Vasensammlung, welche in den untern Räumen aufgestellt ist, in Augenschein zu nehmen. Diese Säle im Parterre sind prächtig, und die Aufstellung der Hunderte von größern und kleinern hetruriſchen Vasen reizt zu immer wiederholter und sorgfältigster Betrachtung theils der reizenden Formen, theils der mannichfaltigen, oft lehrreichen, mitunter aber auch höchst lasciven Vasengemälde.

Von hier fuhren wir nach der Lerchenstraße zu Schwanthaler's Atelier, wo ich denn auch dieses höchst tüchtigen und angenehmen Mannes persönliche Bekanntschaft machte. Viele Werke waren hier in Arbeit. Da stand die Statue Mozart's, zum Guß bestimmt für das Monument in Salzburg. Es wird dort unfern des Domes stehen, und Mozart ist aufgefaßt, als höre er Musik vom Dom her. Im andern Atelier standen die Marmorbilder der Hermannsschlacht, für das Giebelfeld der Walhalla bestimmt. An den meisten wurde noch fortwährend gearbeitet. Die Gestalt des Hermann, wie er die römischen Adler unter die Füße tritt, prächtig; auch der Römer, der sich selbst ersticht! Alles groß und lebendig gefaßt, in der Ausführung etwas oberflächlich behandelt, als Bilder eines hohen Giebelfeldes allenfalls zu entschuldigen. Unter manchen andern fand ich auch das Bild der Nymphe eines stillen Weihers (es soll nach Hohenschwangau für den Kronprinzen), was mich besonders fesselte. Die Nymphe, nur von langem Haar umflossen, sitzt so in sich versunken und ihr Fuß spielt leise über einem glatten Aal hin. Das war so recht ein Landschaftsbild im altgriechischen Sinne, wo die Erdnatur noch nicht *als solche*, sondern als Gottheit in menschlicher Gestalt abgebildet wurde! Diese Statue war mir sehr

merkwürdig. Schwanthaler sagte mir, sie solle nach Paris geschickt werden, um dort galvanoplastisch mit Kupfer überzogen zu werden, bevor man sie aufstelle. Es wird sonach wahrscheinlich das erste größere deutsche Werk sein, welches durch diese Erfindung haltbarer gemacht wird.

Noch sollte ich mitten unter den Bildern der Hermannsschlacht einen lebenden ältern Bekannten treffen. Herr Sulpiz Boisserée, mir namentlich seit einem Zusammentreffen in Marienbad näher befreundet, kam plötzlich hinter den steinernen Kämpfern hervor, und nach mancherlei Besprechungen fuhr er mit mir zu den Ateliers von Schnorr und Heß. Auch Professor Schnorr wiederzusehen und als so tüchtigen Künstler und liebenswürdigen Menschen wiederzufinden, war mir um so wohlthuender, als ich ihn noch als jüngern Gespielen meiner Knabenjahre ansehen durfte. Seit jener Zeit hatte uns das Leben sehr verschiedene Wege geführt und Jedem manche schwere Aufgabe zugetheilt! — Er entrollte mehrere der trefflichen Cartons zu den Wandgemälden im Saalbau, durchaus meisterhafte Arbeiten! Auch kleinere Entwürfe zu den Bildern im Saal Karl's des Großen legte er mir vor, voll der bedeutendsten Intentionen. Ging dann hinüber in das nachbarliche Atelier von Heß und wurde auch von diesem sehr ausgezeichneten Künstler zuvorkommend empfangen. Ich sah bei ihm noch mehrere Entwürfe für die Basilika aus dem Leben des heiligen Bonifacius. Er führt für solche Zwecke nicht wie Schnorr die Cartons im Großen aus, sondern vollendet sehr fleißig kleinere Zeichnungen seiner Aufgaben und zeichnet dann den eigentlichen Carton nur in Contouren. Er ist Katholik, Schnorr ist Protestant.

Nach so viel Künstlichem und Künstlerischem sehnte ich mich bei dem anmuthigen Frühlingswetter sehr hinaus in's Freie, und so dirigirten wir unsern Wagenlenker nach dem sogenannten englischen Garten, einem weiten, reichbewaldeten, von Armen der Isar durchschnittenen Park dicht vor

der Stadt. Der erste Hauch des Frühlingsgrüns färbte die Bäume, über den Wasserspiegeln kreisten zahlreiche Möven, welche vom Stahremberger See regelmäßig hieher zu kommen pflegen, und das üppige Grün hervorbrechender Vegetation bedeckte den Boden. Es war sehr anmuthig! — Wir fuhren rückkehrend an Biederstein, dem Palais, welches die verwittwete Königin oft zu bewohnen pflegt, vorüber, und hielten dann an der Reiterstatue des Churfürsten Maximilian von Baiern, von Thorwaldson modellirt und gegossen von Stiglmayer. Der alte Herr in seiner ehernen Rüstung sitzt strack und ernst zu Roß und macht einen sehr guten Eindruck; dagegen fand ich das Pferd mit fast englischem Bau und gar schlanken Füßen für einen solchen geharnischten fürstlichen Reiter viel zu modern. Ein starkes echtdeutsches langschweifiges Streitroß hätte in alle Wege mehr hieher gehört!

Drei Männer waren es nun noch, die mich in München interessirten, und von denen ich Zwei schon in den vorhergehenden Tagen vergeblich aufgesucht hatte: der Arzt Walther, der Philosoph Schelling und v. Martius, der Botaniker. Diesen Vormittag gelang es mir, Geheimerath v. Schelling zu Hause zu treffen. Die Kopfbildung ist bedeutend, die Stirn namentlich breit und gut gewölbt. Ich habe immer bei Personen mit Anlage zu tieferem analytischen Denken die Entwicklung des Vorderhauptwirbels mehr in der Dimension der Breite wahrgenommen. Der Kopf überhaupt im Verhältniß des nicht großen Körpers von viel Umfang und mit weißen, ziemlich langen Haaren bedeckt. Wir sprachen viel von unserm gemeinsamen Freunde Tieck, dann von den hiesigen Zuständen, welche in aller Beziehung für Wissenschaft auch ihm so unfruchtbar erschienen, daß er seine Uebersiedelung nach Berlin schon bestimmt aussprach. Seine Mittheilung ist lebhaft, und die Zeit, die man einem solchen Besuche gönnen darf, verging im Wechselgespräch schneller, als mir lieb war.

Geheimerath v. Walther und v. Martius besuchten mich heute nach Tisch. Der Erstere, mir wegen seiner von ihm in jüngern Jahren herausgegebenen naturphilosophischen Physiologie besonders interessant, ist jetzt schon höher bejahrt. Er wirkt fast nur noch als consultirender Arzt. — Lebenvoll und thätig erschien mir dagegen v. Martius und ein Besuch im botanischen Garten wurde sogleich noch ausgeführt. Die Einrichtungen des Gartens sind, wie man dies unter der Leitung von einemsolchen Manne nicht anders erwarten kann, sehr zweckmäßig. Ich sah mit Interesse die Vorkehrungen für Vervielfältigung der Pflanzen in Kohlenboden. Es ist merkwürdig, wie jeder kleine Steckling, ja oft ein einzelnes Blatt, im warmen feuchten Kohlenboden gleich anwurzelt und wieder ganze Pflanzen hervortreibt. Die große Macht des Princips der Kohle auf die selbst in Kohlenstoff-Entwicklung wesentlich begründete Vegetation wurde hier im höchsten Grade anschaulich. Die Gewächshäuser enthalten schöne und seltene Pflanzen die Fülle. Hier — wenn ich an den Garten in Pisa dachte — trägt deutsche Sorgfalt und Gründlichkeit allemal den Preis davon. v. Martius hat eine Sammlung von Handschriften seiner Freunde, und ich mußte noch mitten unter den Farrenkräutern und Palmen dieses Album durch einige Worte vermehren.

So fuhr ich denn bei dämmerndem Abend nach der Stadt zurück, und indem ich nun dieses Münchner Leben für abgeschlossen erkläre, rüste ich mich zur Fahrt durch eine helle Vollmondsnacht gen Regensburg.

Regensburg, den 1. Mai, Abends.

Es mochte eben gegen 10 Uhr sein, als ich heute früh in dieses alte, schon über ein Jahrtausend zählende Regensburg einfuhr. Ich hatte mir diesen Ort auch weit bedeutender, so etwa nach Art Nürnbergs recht mittelalterlich vorgestellt, aber ich fand mich getäuscht, denn man kann die Stadt im Gegentheil nur kleinstädtisch und unbedeutend nennen. Allein der alte Dom giebt ihr noch einen gewissen Halt und Charakter. Ich machte mich bald auf, um Vormittags noch, was irgend merkwürdig in der Stadt war, zu sehen, da ich mir vorgenommen hatte, Nachmittags der Walhalla einen Besuch abzustatten.

Der Dom, zu dem ich mich zuerst wendete, brachte mir sogleich recht in's Gedächtniß zurück, was mir beigefallen war, als ich die Aukirche in München betrachtet hatte. Hier ist jener Hauch einer poetischen Vergangenheit, jenes Hervorgehen aus einer Zeit, welche gerade diesen Ausdruck ihrer Gefühle forderte, jene scheinbare Regellosigkeit innerhalb der Regel, wodurch das Kunstwerk der organischen Gestaltung sich anschließt, in vollem Maße vorhanden. Dabei ist das Werk, wie so viele ähnliche, unvollendet, und selbst dies trägt bei, ihm einen entschieden romantischen Charakter zu verleihen; denn es wird doch immer der wesentliche Charakter des Romantischen bleiben, daß die Abgeschlossenheit fehlt und daß immer noch auf ein Weiteres, auf ein Fortschreiten gedeutet wird. Die Façade mit den beiden unvollendeten Thürmen ist besonders reich, und das Portal erfüllt mit einer Masse von Bildnerwerk, welches zu den ausführlichsten zeichnerischen Studien recht angelegentlich einzuladen scheint. Für die Läuterung des Innern von allerhand Ungehörigem, so auch von sämmtlichen Kirch-

bänken, und Herstellung manches Zerbrochenen und Verwüsteten hat der König ausführlichste Sorge getragen, und der große, prächtig überwölbte Innenraum macht ganz den erhabenen Eindruck, den ein Kunstwerk machen muß, in welchem die gottinnige Gesinnung eines Theiles der Menschheit sich aussprechen soll. Uebrigens fiel mir dabei wieder ein, daß noch nie eine von Menschen gefüllte Kirche den Eindruck auf mich gemacht hat, den eine Kirche dieser Art, wenn sie ganz leer ist, auf mich ausübt. Jean Paul's Rath, auch Kinder oftmals in eine leere Kirche zu führen, ist doch auf keinen Fall so übel! Ganz originell ist es, daß in dieser Kirche selbst ein Brunnen sich befindet, dessen aufgewundene Eimer unmittelbar das Weihwasser spenden und die durstende Gemeinde tränken können. Ich habe das noch nirgends gefunden. Dabei macht der alte, gothisch verzierte Ueberbau des Brunnens in der Kirche ein herrliches Bild, und ich empfehle denselben reisenden Malern zum ausführlichsten Studium.

Neben dem Dom erblickte ich noch alte, etwas zerfallene Gebäude, eine Treppe führte da in das eine hinunter: es sah wohl aus, als ob da unten ein Kreuzgang oder so etwas sein müßte. Ich fragte; es hieß: „da sei der alte Dom, aber der läge voll alter Breter und Steine, Fremde gingen da gewöhnlich nicht hinein!" Nichts desto weniger ließ ich die Schlüssel holen und stieg hinab. Allerdings war nun dort ein Kreuzgang um einen alten tief liegenden Hofraum, und daran stieß ein kleineres Kirchenschiff mit prächtig reich im Rundbogenstyl verzierten Fenstern. Freilich lagen da alte Grabsteine und Breter übereinander und die Wände waren seit Jahrhunderten wohl mit Staub und Spinnweben überdeckt; aber gerade Das gab eine so höchst malerische Wirkung; — wie das Licht so schief einfiel, wie es das gelblich braune Mauerwerk erleuchtete, im Hintergrunde ein Eisengitter und alte Grabsteine. Ich erinnere mich fast nie ein so prächtiges Architekturbild gesehen zu haben. Auch

für eine Theaterdekoration hätte man hier einen höchst ausgiebigen Stoff finden können. Ich konnte nicht fort, ohne wenigstens eines der Fenster zu skizziren, und als ich so zeichnete, nun erschienen mir erst alle die reizenden Farbentöne, all diese poetische Wirkung solcher alten Räumlichkeiten! — Ist es doch immer wahr: um zu *sehen*, muß man zeichnen und malen! und schon dadurch gewinnt Der, welcher diese Künste einigermaßen entschiedener treibt, einen unschätzbaren Vortheil.

Der Bediente vom Platz wollte mir noch einige andere Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen, aber es war wenig so der Mühe werth. Ein hübsches, altbyzantinisch gothisches Portal einer andern Kirche; das neuangelegte Erbbegräbniß und die Grabkapelle des Fürstlich Thurn- und Taxischen Palastes; dann eine Art von öffentlichen Garten ohne An- und Aussicht — ich wendete mich bald wieder nach den drei Helmen zurück, wo ich abgestiegen war.

Gegen drei Uhr fuhr ich hinaus nach der Walhalla. Man fährt über die Donau und längs dieses hier immer noch ziemlich schmalen Flusses wohl eine Stunde über Felder und längs einer felsigen Hügelkette hinaus. Die Gegend ist einfach und ziemlich prosaisch, dabei aber doch Das, was man so gewöhnlich in Deutschland eine hübsche Gegend nennt, weil nämlich der Fluß sich so leidlich dahin krümmt und die Hügel doch einige Abwechslung geben. Näher nach der Walhalla liegt ganz interessant auf einer bedeutendern Anhöhe die alte Ruine der Burg Donaustauf und darum herum ein wohlhabiges Dorf mit den eleganten herrschaftlichen Gebäuden und Gärten des Fürsten von Thurn und Taxis.

Noch war die von Geheimenrath v. Klenze erbaute Walhalla selbst mit einem großen Breterverschlage umgeben und im schönsten sonnigen Frühlingswetter stieg man an der Rückseite des Hügels, auf dem sie liegt, durch grüne und knospende Büsche hinauf gegen den ungeheuern Bau.

Man tritt ein in den hölzernen Mantel und ſteht unter dem nördlichen von 14 Säulen getragenen Giebelfelde, in welches Schwanthaler's Statuen aus der Hermannsſchlacht beſtimmt ſind. Der Wald von Säulen (denn 52 derſelben, jede von 5′ 9″ Durchmeſſer und nach altdoriſcher Art cannelirt, umgeben den ganzen im ſtrengen altdoriſchen Style erbauten Tempel), an deſſen Schaften das Auge in dem halben Tageslichte hinter den Bretern ſchwindelnd hinauf ſieht — er macht einen maeſtuoſen Eindruck! Die Cella des Innenraums bildet einen oblongen Prachtſaal von etwa 50′ Breite und 220′ Länge, welcher eben zur Aufnahme der Hermen, Büſten und Namen verdienter Deutſchen beſtimmt iſt, jetzt aber noch von Schutt und Balkenwerk gänzlich erfüllt war. Das ſüdliche nach der Donau gekehrte, auch von 14 Säulen getragene Giebelfeld enthält ſchon die Schwanthaler'ſchen Geſtalten der verſchiedenen deutſchen Gauen. Es war nicht möglich es zu ſehen. Merkwürdig iſt die metallene Bedachung des Ganzen, denn in ihr wird beſonders der Fortſchritt neuerer Technik gegen die alte deutlich ſichtbar; Holzwerk und irgend Verbrennliches ſollte im ganzen Bau nicht vorkommen. Ich füge hierüber und über die weitere Ausſchmückung des Innern den Bericht eines Sachkenners bei, woraus die Pracht und Größe des Ganzen deutlich hervorgeht.

„Vier wagerechte Erzbalkenconſtructionen tragen als Binder die dazwiſchen befindlichen caſſetirten Bronzedecken, welche der Dachſchräge folgen und in deren Mitte die großen Fenſter ſich öffnen. Sehr richtig gedacht iſt die Geſtaltung jener wagerechten Balkenconſtructionen; ſie iſt nicht nach Art unſerer Hängewerke, welche erſt einer Zeit anzugehören ſcheinen, in welcher der Begriff des Gewölbes ſchon allgemein entwickelt und angewendet war. Hier iſt dagegen der untere Balken mit ſeinen beiden Sparren durch ſenkrechte Ordinaten zuſammengehängt, und alle dieſe Stücke ſind durch Nägel und Schrauben, deren Köpfe überall als

Ornament erſcheinen, zu einem conſtructiven Ganzen verbunden. In den fünf Feldern, worein das Dreieck jedes Dachbinders durch die ſenkrechten Conſtructionsſtücke getheilt iſt, ſind durchbrochene und reich vergoldete Ornamente angebracht, welche in paßlichen Arabesken verſchlungen die Hauptperſonen und Mythen des nordiſchen Olymps, z. B. Odin, Frigga, Iduna, die Nornen u. ſ. w. darſtellen (ſie wurden in Stiglmayers Atelier aus Zink gegoſſen). Die Hauptwände theilen ſich ihrer Höhe nach in zwei Abtheilungen; die obere iſt theils mit braunrothen, theils mit weißen Marmorplatten bekleidet, auf welchen letztern in großen vergoldeten Buchſtaben die Namen derjenigen Walhallahelden angebracht ſind, deren Bildniſſe nicht aufzufinden waren. Ein Brüſtungsgeſimſe oder Band, theils von grauem, theils von weißem Marmor, ſondert dieſe obere Wandabtheilung von der untern und hat in ſeiner Mitte den großen Marmorfries, welcher die Geſchichte der deutſchen Nation von den erſten mythiſchen Zeiten der Bevölkerung durch kaukaſiſche Stämme bis zu der Bekehrungspredigt des heiligen Bonifacius darſtellt (dieſer Fries von Wagner in Rom ausgeführt, war auch noch nicht vorhanden). Die Pfeilermaſſen ſind unten durch Pilaſter, oben durch 14 koloſſale Walkyrenſtatuen gebildet, welche nach Art der chryſoelephantiniſchen Plaſtik ausgeführt ſind und das Deckengewölbe ſtützen. Zwiſchen dieſen Pfeilern werden in den untern, mit prachtvollem rothbraunen Marmor bekleideten Wandabtheilungen die Gruppen der Bruſtbilder ſtehen, theils auf einem fortlaufenden Piedeſtal, theils auf Tragſteinen. Die Mitte einer jeden ſolchen Gruppe, deren ſechs ſind, bildet immer eine weibliche Figur als Victoria bezeichnet und von Rauch gearbeitet. Kandelaber und prächtige Sitze werden die innere Ausſchmückung vervollſtändigen, mit welcher auch der Fußboden harmonirt, der, ein reiches Lithoſtraton von bunten Marmorarten, in ſeinen drei Hauptabtheilungen Inſchrifttafeln zeigen ſoll, welche ſagen, wenn die Ausführung

dieſes großen Werkes beſchloſſen und begonnen ward, und wenn vollendet."

Gegen die Donau hin ruht der mächtige Tempel auf drei übereinander emporſteigenden Teraſſen von cyklopiſchen Mauern, an denen die Treppen hinabführen werden.

Kurz, was Größe und Pracht, ſo wie Conſequenz des Styls betrifft, läßt ſich außer der prächtigen, ebenfalls rein tempelartig gebauten Magdalenenkirche in Paris ſchwerlich etwas Anderes dieſer Walhalla an die Seite ſtellen. — Was mir dabei ſchwer auf's Herz fällt, iſt: daß es nur eben die Walhalla des Königs Ludwig und nicht die Walhalla Deutſchlands iſt. Was kann ein Monument für Geiſtesgewicht haben, wenn es nur von Einem, und ſei er König oder Kaiſer, dekretirt iſt! Den Ruhm — das Aufzeichnen in den Annalen einer Nation — ihn kann nur die Nation verleihen. Wie ſchön iſt doch bei Herodot, wenn er erzählt, wie bei den Barbaren mit Verwunderung vernommen worden ſei, daß dem Hellenen das höchſte Ziel ſeines Kämpfens ein Kranz ſei, den die Richter des Volks ihm zuertheilen. Wenn König Ludwig groß handeln wollte, ſo mußte er eine Walhalla bauen und ſie allen Völkern deutſcher Zunge vollkommen zu eigen geben, damit von ihnen allein nun beſtimmt werde, weſſen Name und weſſen Bildniß hier aufgenommen werden ſolle. So lange der König diktirt: „Dieſer ſoll aufgenommen, Jener ausgeſchloſſen werden," iſt von einer geſchichtlichen Ruhmeshalle wohl ſchwerlich die Rede, und nur eine geſchichtliche kann überhaupt eine Bedeutung haben! Wird wohl König Ludwig einem Luther, dieſem gewaltigen Geiſte, dem erſten, der die alten römiſchen Geiſtesfeſſeln mit Macht zerbrach, die Stelle hier anweiſen, die ihm eine höhere und reinere Geſchichte nicht bloß Deutſchlands, ſondern der Menſchheit mit Recht zuertheilt! Die Errichtung der Klöſter in Baiern allein giebt hierauf ausreichende Antwort.

Eine andere Frage ist: durfte eine Walhalla in griechischem Styl gebaut werden? Ja, der griechische Styl ist die Matheſis des Bauens und er gehört deßhalb allen Ländern und Zeiten an; aber wenn es sich um ein Monument handelt, welches durch und durch volksthümlich sein soll, und wenn nun eben dies Volk einen eigenthümlichen, nur in ihm zur reinsten Vollendung gekommenen Baustyl hat, welcher für diesen Zweck gar wohl einer zeitgemäßen Metamorphoſe fähig war, wie kann man denn irgend einen andern als dieſen Styl wählen?

Mit diesen Gedanken stieg ich den Berg wieder hinab. Da leuchtete gegenüber im Abendlichte so schön die Ruine von Donaustauf, daß ich durchaus beschloß, auch diese noch vor meiner Rückfahrt zu ersteigen. Der Fürst Thurn und Taxis hat die Umgebung des alten Gemäuers in einen Garten verwandeln lassen, und gewiß, die Aussicht da oben aus den alten Pfeilern und Bogen über die sanften Biegungen der jungen Donau, über das jenseitige weite Land und über die frischbelaubten Hügel um und hinter der Walhalla — es gab im goldenen Abendsonnenschein einen höchst anmuthigen Eindruck. Dabei hat die alte Burg viel geschichtlich Merkwürdiges; hat doch der grundgelehrte alte Bischof von Regensburg Albert v. Bollstädt, Albertus magnus genannt, der in seiner Jugend in Paris über Aristoteles las, übrigens oft auch, obwohl fälschlich, als einer der ersten Schriftsteller über die Geheimnisse der Frauen gepriesen wird, zumeist auf der Veste Donaustauf gewohnt und dort seinen berühmten Traktat über das Evangelium des Lucas geschrieben. Im 30jährigen Krieg im Jahr 1634 im Februar wurde das Schloß von den Schweden erobert und gesprengt; seitdem liegt es in Ruinen.

Bei beginnendem Dunkel fuhr ich wieder über die Regensburger Donaubrücke und denke nun von Morgen früh an ohne Aufenthalt nach Dresden zu eilen.

Dresden, den 4. Mai, Abends.

Damit denn ein genügender Abschluß diesen Blättern nicht fehle, will ich auch über diese letzten Reisetage wenige Worte hier aufzeichnen.

Am 2. Mai früh 5 Uhr verließ ich Regensburg und fuhr auf der wenig Abwechslung bietenden, oft an hübschen Wiesengründen meist über Felder und selten durch Wald führenden Straße über Waiden nach Tirschenreuth. Sonderbar genug hätte ich noch auf dieser einförmigen guten baierischen Chaussée einen Unfall erleiden können, den ich in Alpen und Apenninen immer glücklich entgangen war. Ein plötzlich auf die Pferde losspringender Hund machte die Pferde scheu und es fehlte wenig, so stürzte der Wagen in den, wenn auch nicht sehr tiefen Chausséegraben. Ich und mein Diener, wir sprangen zugleich vom Wagen, er ergriff die Pferde, ich die Speichen eines Rades und so wurde noch glücklich ein Unfall verhütet. Ich sagte es manchmal: nicht bloß die Könige und Fürsten existiren von Gottes Gnade, sondern Jeder jeden Tag.

Das Wetter wurde sehr grau und regnicht, das Nachtquartier in Tirschenreuth war eben so schlecht, als das Wetter, und als ich den 3. früh ausfuhr, regnete es von einem dunkelgrauen echtdeutschen Himmel in Strömen. Schon gegen 9 Uhr war ich in Eger. Es fehlte an Pferden, um uns sofort nach Franzensbrunn zu schaffen, und ich zeigte einer unerwartet gefundenen Gesellschaft noch die hübsche alte Stadtkirche von Eger. Bald waren wir in Franzensbrunn, wo ich das Glück eines erfrischenden Bades aus echtem Franzensquell genoß, um alsbald mich geflügelten Laufs der Postpferde nach Reichenbach zuzuwenden, wo ich in später Nacht ankam, um heute früh 4 Uhr schon wieder aufzubrechen.

Jetzt wurde das Wetter wieder schön, die Postillione fuhren wacker und um 4 Uhr sprang mir am Berge von Tharand schon meine Eugenie entgegen, welcher bald die übrigen der Meinen folgten. Alle konnte ich gesund in die Arme schließen, und — dem gütigen Geschick dankend — traten wir vereint in die blumenbekränzte Thüre meines gartenumgebenen Hauses.

III.

Biographisches Fragment.

Begonnen am ersten Ostertage 1846.

Meine Eltern waren: Auguſt Gottlob Carus, geboren in Dahme am 3. Auguſt 1763, und Chriſtiane Eliſabeth Carus, geborne Jäger, welche am 13. Juli 1763 zu Mühlhauſen in Thüringen das Licht der Welt erblickte. Aus dieſen bin ich geboren zu Leipzig, im kalten Winter 1789, am 3. Januar Nachmittags 3 Uhr. Die Geſchichte meines Stammes kann ich weiter hinauf verfolgen auf mütterlicher Seite als auf väterlicher, und jeden Falls bin ich jener Linie auch mehr adäquat als dieſer, denn mehrere vielbeſchäftigte Aerzte und Naturforſcher gehören zu jener Reihe.

Ueberhaupt erinnere ich mich gern jener alten ehemaligen freien Reichsſtadt Mühlhauſen, der Heimath meiner Mutter und ihrer Eltern. Ich ſelbſt habe ein Jahr meiner Kindheit dort verlebt, auch einige Zeit ſpäter ſie noch einmal wiedergeſehen, und einen eigenen poetiſchen Schleier webt die Erinnerung um dieſe recht altdeutſche bedeutende Oertlichkeit. Das Land dort umher iſt flachhügelig, die Unſtrut durchzieht den lockern Kalkboden, auf welchem, wie auf ſo manchen andern deutſchen nördlichen Landen, früher vielfältiger Wein gebaut worden iſt, und welcher noch jetzt dem Getreide-, Obſt- und Gemüſebau ſich günſtig erzeigt. Viele Quellen brechen aus dieſem Boden hervor, deren zwei von ſolcher Mächtigkeit, daß eine die Oberſtadt, die andere die Unterſtadt auf allen Straßen mit klaren Bächlein bewäſſert. Ich ſah die Stadt noch als freie Reichsſtadt, zu welcher ſie von Kaiſer Heinrich I. erhoben wurde, und ſie blieb es, bis ſie 1802 dem preußiſchen Staat einverleibt worden iſt. Bei

jedem Schritt stieß man sonst dort auf Erinnerungen an deutsche Vorzeit. Die alten gothischen Kirchen, das Rathhaus und das Ritterhaus, wo die Bürger einst im vierzehnten Jahrhundert die besiegten Grafen von Reinstein und Wernigerode einsperrten, bis sie Urfehde geschworen und Ersatz ihrer Raubzüge geleistet hatten, die Brodlaibe am Obermarkt, wo sonst die Bäcker ihren Verkauf hatten, die grauen Warten und Mauernthürme, an welchen mancher Strauß einst bestanden worden war: Alles mußte wohl geeignet sein, schon bei dem Knaben einen eigenthümlichen tiefen Eindruck zu hinterlassen. — Dort in diesen alten Mauern also lebte zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein Arzt aus der Familie derer v. Marschall, und dieser war der Vater des Urgroßvaters meiner Mutter. Als im Jahr 1683 die Pest Mühlhausen und die Umgegend heimsuchte, soll er insbesondere durch Empfehlung und Anwendung des Citronensaftes viele glückliche Kuren gemacht haben. Seine Enkeltochter Marie Elisabeth verheirathete sich ebenfalls mit einem Arzte Namens Reichel. Dieser, früher ein gewöhnlicher Wundarzt, hatte das Glück, von einem Herrn v. Presike mit nach Leipzig genommen zu werden und sich dort weiter ausbilden zu können. Später übte er Chirurgie und Geburtshilfe in Mühlhausen aus, war geschätzt und geachtet und starb hier im sechzigsten Jahre. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Von den erstern war der eine der durch seine Untersuchungen über den Blutumlauf und sonstige tüchtige Arbeiten berühmte Professor Georg Reichel, welcher lange mit Glück zu Leipzig Vorträge gehalten hat. Der andere studirte Theologie und ist später Superintendent zu Mühlhausen geworden. Von den Töchtern heirathete die eine einen Chirurgen Altenburg, die andere den Färbermeister Andreas Adam Jäger aus Köln in Sachsen, und Letztere wurden meine Großeltern.

Zu der Zeit, wo ich als kleiner Knabe im Hause meiner Großeltern lebte, führte man mich wohl zuweilen in die

Wohnung unſers Verwandten und Arztes, des Dr. Altenburg, und ich ſah dort mit gebührender Ehrfurcht die Bibliothek und Inſtrumente und Mikroskope jenes in Leipzig verſtorbenen Profeſſors Reichel, ſo daß mir denn auch von da bis in ſpätere Zeit dieſer Eindruck als ein Bild damaliger Gelehrſamkeit und damaliger Naturſtudien lebhaft gegenwärtig geblieben iſt. Unterſchied ſich doch die Wiſſenſchaft jener Zeit noch ſo merkwürdig von Dem, was ein halbes Jahrhundert ſpäter an deren Stelle trat. Die Lehre war noch gewiſſermaßen enger, es überſtieg noch nicht die Kraft eines Menſchenlebens, Das ſich zu eigen zu machen, was vom Baue des Menſchen und von der Mannichfaltigkeit der organiſchen Welt überhaupt bekannt war, und wenn man jetzt faſt mehr Geſchlechter der dem bloßen Auge unſichtbaren Infuſorien kennt, als damals Geſchlechter großer handgreiflicher Geſchöpfe bekannt waren, ſo fand ſich auch die Wiſſenſchaft vom Menſchen auf einfachere Weiſe, aber mit einem gewiſſen Pedantismus auseinander gelegt, welches Alles dann einestheils lebhafter zu einem bald zu bewältigenden Studium aufzufordern ſchien, und anderntheils doch auch durch einen ſteifen, durch und durch latiniſirenden Formalismus ein lebendiges Gemüth mehr abzuſchrecken geeignet war. — Noch gegenwärtig ſtehen die Folianten des Albin und Veſal, die Quartanten des Haller, die Reihen der Werke eines Boerhave und Sydenham, wie ſie dort aufgeſtellt waren, und die ganze altmodige Einrichtung der Bibliothek, dann das große, den Kindern als beſonderes Wunderwerk nur von fern gezeigte Sonnenmikroskop und allerhand dabei aufgeſammelte naturhiſtoriſche Curioſa in einem eigenen Licht vor meinem Geiſte und geben mir das eigenthümliche Janusgefühl, mit einem Male um zehn Luſtra und mehr in den Bildungsgang der Menſchheit ſomit zurückſchauen zu können.

Ich muß übrigens doch noch ſagen, wie dieſe Schätze wieder nach Mühlhauſen gekommen waren. Profeſſor G.

Reichel starb nämlich, wie erwähnt, in Leipzig und zwar unverheirathet. Noch lebte seine Mutter in Mühlhausen und diese wurde nach Leipzig gerufen, um die Erbschaft zu übernehmen, welche sie dann sofort unter ihre drei übrigen Kinder vertheilte. So erhielt ihr Tochtermann Altenburg Alles, was auf Medicin sich bezog, und von ihm erbte es sein Sohn Dr. Altenburg, von welchem endlich, als auch er, zwar verheirathet, aber kinderlos starb, dies Alles an die Familie Tilesius überging. Auch das Bild dieses Dr. Altenburg, das Bild eines geehrten, überall hilfreich eingreifenden Arztes, eines magern mildernsten Mannes, dessen Hilfe ich selbst viel verdanke, steht mir sehr lebhaft bis heute vor der Seele. Er war auch noch ganz ein Mann einer andern Zeit: die abgemessene, etwas pedantische Weise, der breite Frack mit großen, blanken, stählernen Knöpfen, die weiße Kravatte und das spanische Rohr, sie vollendeten die originelle Individualität eines Arztes aus der Schule Fr. Hoffmann's. Dabei ist aber sein Andenken von Unzähligen gesegnet worden, und nachdem er noch in spätern Kriegsjahren Armen, Kranken und Verwundeten vielfältigst Hilfe gespendet hatte, ehrte damals die preußische Regierung sein Gedächtniß dadurch, daß sie ein eisernes Kreuz auf sein Grab stiftete.

So fern mir nun auch in früher Knabenzeit hier noch die Vorstellung liegen mochte, daß mein eigenes Leben einen verwandten Gang nehmen könnte, so ist doch alle dergleichen Einwirkung in keinem Leben verloren, und wie denn ein Jeder finden kann, der in dieser Hinsicht auf sich ausführlich achtet, daß Das, was zuerst uns vielleicht nur ein einfacher Lebensfaden zu sein schien, zuletzt aus gar vielen und oft aus den ungleichartigsten Fasern gesponnen erfunden wird, so geben zuverläßig alle diese Einwirkungen jede ihren eigenthümlichen Einschlag in das Gewebe meines Lebens.

Bei dieser Gelegenheit muß ich daher auch gleich noch eines andern Zweiges aus dem alten Reichel'schen Stamme

gedenken, von woher mir späterhin ebenfalls ein besonderer Einfluß auf mein Leben zugedacht sein sollte. Der erwähnte Dr. Altenburg nämlich hatte noch eine einzige Schwester, welche an einen nachmaligen Bürgermeister der Stadt Mühlhausen Namens Tilesius sich verheirathet und diesem zwei Söhne geboren hatte, deren ältester nachmals sich als der bei der Krusenstern'schen Erdumseglung vielgenannte Hofrath Tilesius bekannt machte, und theils durch seine Richtung auf Naturwissenschaften, theils durch seine entschiedene Anlage zum Zeichnen und Malen später vielfältige Einwirkung auf meine Entwicklung geübt hat. Gedenke ich dann endlich noch, und zwar vorläufig schon hier, eines Mannes, der meine erste Erziehung leitete, eines geschätzten Chemikers und vielgeliebten Bruders meiner Mutter, Daniel Jäger, so sieht man in der Zeit meiner frühesten Entwicklung fast alle die Elemente vertreten, welche späterhin in der Richtung meines eigenen Lebensganges gezogen werden sollten, und es muß dies eigentlich um so mehr zum Nachdenken auffordern, wenn man zuletzt allemal eingestehen muß, daß eben ein jeder Geist doch von Haus aus als ein anderer und eigenthümlicher anzuerkennen ist, als ein Geist, dem äußere Einwirkungen zwar Manches erwecken und auch Manches verdecken können, was ursprünglich schon in ihm lag, der aber etwas ganz Neues zu erhalten oder sich das ihm ganz Angemessene nehmen zu lassen, niemals durch Aeußeres bestimmt werden wird. Da also jeden Falls, wenn zu einer bestimmten Anlage auch Verhältnisse und Einwirkungen hinzutreten, welche gerade dieser Anlage homogen und fördernd zu nennen sind, dies allemal als ein eigenes organisches Zusammenwirken und merkwürdige Fügung betrachtet werden muß, so darf ich gewiß jene besondern und meiner Individualität so ganz entsprechenden frühen Begegnungen und Einwirkungen mit eigenthümlich dankbarem Gefühl hier einzeichnen.

Nach diesem Allen will ich jetzt den Leser näher in das Leben meiner Großeltern, welches mir immer wie ein recht

in sich beschlossenes niederländisches Stillleben im Gedächtniß schwebt, heranführen. Es hatte aber in alter Zeit hinter dem Rathhause in Mühlhausen die Münze gelegen (denn die freie Reichsstadt besaß das Privilegium, Geld zu münzen, und hat es vom 15. bis 17. Jahrhundert mehrfältig ausgeübt), und als nun das Münzwesen längst eingegangen war, hatte mein Großvater, Andreas Adam Jäger, diese alten Baulichkeiten durch Kauf an sich gebracht und hier seine kleine Färberei und Druckerei eingerichtet. Das Haus lag an der Wahlgasse, durch welche, wie in der Stadt durch so viele andere, ein klares Bächlein rauschte — für das Färbergeschäft natürlich von ganz besonderm Nutzen — und hinter dem alten nur sehr mäßig wohnlichen Vordergebäude, woran zugleich eine Art von Scheuer sich befand, erstreckte sich bis zu einem halbverfallenen Flügel des alten Rathhauses der Hof, auf dem mehrere Pflaumenbäume sich befanden, heranwachsenden Knaben zu besonderm Genügen gereichend. Einige alte Schmelztiegel hatten sich bei zufälligen Abgrabungen auf dem Hofe vorgefunden und es war natürlich, daß sie als merkwürdige Erinnerungen an das freireichsstädtische Privilegium des Münzwesens gern den Besuchenden bemerkbar gemacht wurden.

Hier also lebte friedlich das Ehepaar meiner Großeltern, welchem nach und nach sieben Kinder geboren worden waren und in deren Hause zuweilen auch meine Urgroßmutter, Frau Reichel, einige Zeit zu wohnen pflegte. Sie war es, die durch ein aus dem Nachlasse des Professors Reichel, ihres Sohnes, gezogenes kleines Kapital meinen Großvater in den Stand gesetzt hatte, dies Haus zu erwerben, sie war es, die viel an der Erziehung und Pflege der Kinder Theil nahm, und sie war es auch, die jährlich immer zu einem bestimmten Tage ihre Kinder und Enkel um sich versammelte und dann Alles, was sie beim Verwalten ihres kleinen Vermögens erübrigte und was sie etwa an weiblichen Arbeiten gefertigt hatte, unter die Ihrigen ver-

theilte. Sie wurde etliche und achtzig Jahre alt und ist mir immer als das Muster einer ehrwürdigen thätigen Matrone genannt worden. Was meinen Großvater betrifft, so war er ein feiner stiller Mann, welcher immer mit einfacher Thätigkeit ganz seinem Geschäfte und seiner Familie zu leben pflegte. In frühern Jahren hatte er einst seinen Bruder, welcher in Kopenhagen eine größere Färberei besaß, dort besuchen wollen, fand ihn jedoch, als er hinkam, eben verstorben und blieb nun ein Vierteljahr dort, um Manches im Nachlaß des Hingeschiedenen ordnen zu helfen. Während dieser Zeit war es, daß er dort jenen seltsamen Mann auf dem Schaffot enden sah, der von geringem Stande ausgehend durch strebende Gesinnung und unternehmenden Geist dem Throne nahe, vielleicht zu nahe, gekommen war: den Grafen Struensee. Den Kindern war die schauerliche Geschichte dieser Hinrichtung oftmals eine willkommene Belebung langer Winterabende geworden. So berührt oftmals ein ungeheures Ereigniß auch eigenthümlich ein ganz seitab liegendes still verschlossenes Leben, und zu vergleichen etwa einem kleinen Brandfleck an der Rinde des Baumes, an dem einst der Blitz ohne sonstigen Schaden, außer dieser Marke, herabgleitete, bezeugt dann die wiederkehrende Erzählung auf lange hinaus das einmalige so unerwartete Zusammentreffen des Kleinen mit dem ganz Gewaltigen.

Auf der Flur dieses Hauses erwuchs also auch unter sechs andern Geschwistern meine Mutter und zwar als ein feines, von den Meisten sogar für schön gehaltenes sittsames Mägdlein. Von den drei Töchtern war meine Mutter die älteste und unter den vier Brüdern befand sich der eine, Namens Adolph, in einem sonderbar gehemmten Zustande, von welchem mir schon als Knabe viel erzählt wurde; ich habe ihn jedoch nie gesehen, da er bereits vor meiner Zeit verstarb. Dieses Kind nämlich bekam im dritten Jahre Masern, wuchs von da an kaum weiter fort und blieb bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr, wo er starb, ungefähr in

Zartheit und Größe eines neunjährigen Kindes. Dabei war er zart gebaut, blieb immerfort kindlichen kindischen Gemüthes, und hätte vielleicht dem Psychologen und Kraniologen Manches zu denken gegeben.

Um's Jahr 1785 war es nun, daß mein Vater, August Gottlob Carus, nach Mühlhausen kam. Ihn hatte sein Vater, ein vermögender Wollhändler in Dahme, auf eine größere Reise gesendet; er selbst sollte erst in Deutschland, dann aber besonders in den Niederlanden alles zum Wollvertrieb, zur Wollfärberei und zur Wollverarbeitung Gehörige genau kennen lernen. In Oschatz bestand er sechs Jahre lang die Lehre der Färbekunst und ging bald darauf nach Mühlhausen, allwo ein reicher Färber Namens Schneider den jungen, sehr wohlgebauten, kräftigen und unterrichteten Mann festhielt und ihm ein Jahr hindurch einen großen Theil seiner Geschäfte übertrug. Während dieser ganzen Zeit war er nicht in das Haus meiner Großeltern gekommen, und nur wenige Tage vor seiner Reise nach den Niederlanden, wohin er sich nun zu wenden gedachte, besuchte er auch diese kleine Färberei, mehr um der Kunst die Ehre zu erzeigen, als um besonderer Absichten willen. Hier sah er meine Mutter; er kam nach zwei Tagen wieder; die Familie nahm ihn gütig auf; meine Mutter, die damals Klavierstunden gehabt hatte und ein kleines Klavier leidlich zu spielen verstand, mußte ihm ein paar Lieder vorspielen und die jungen Leute vergaßen sich von dem Tage an nicht mehr! Aber die Reise drängte, man mußte sich trennen; trotz des Versprechens zu schreiben kamen keine Briefe. Dafür nach einem Vierteljahre kehrte er selbst zurück. Sie Beide standen im 23. Jahre, bald wurde die Verlobung bestimmt, und nun ging mein Vater nach Leipzig, pachtete dort am Mühlgraben in einem Hause, „zum blauen Lamm" genannt, eine Färberei (und zwar, den Preisen jener Zeit nach, für nicht mehr als 120 Rthlr. Pachtgeld), und kam ein Jahr später, im Herbst 1787, nach Mühlhausen zurück, um die

Braut heimzuführen. Am 1. November 1787 feierte daſſelbe Paar die Hochzeit (dem ich ſie fünfzig Jahre ſpäter, im Jahre 1837, als goldene Hochzeit feierlich wiederholen zu laſſen das Glück hatte) und drei Tage darauf zogen die jungen Leute nach Leipzig, wo ſie dann ſofort ihre kleine Wirthſchaft mit gutem Muthe eröffneten.

Im Jahr 1789, und zwar wie bemerkt am 3. Januar, wurde ich ihnen geboren und ich bin denn auch ihr einziges Kind geblieben, da ein zwei Jahr ſpäter geborner zweiter Knabe ſehr bald wieder verſtorben iſt. Bei einem regſam betriebenen Geſchäft und vieler häuslicher Arbeit mochte die Sorge für meine erſte Erziehung den Eltern nicht leicht fallen, und ſo geſchah es denn, daß ſie den Vorſchlag annahmen, mich auf etwa ein Jahr zu den Großeltern zu geben, allwo der obenerwähnte geliebte ältere Bruder meiner Mutter für meinen erſten Unterricht treulich zu ſorgen verſprach. Was man an ſorgfältiger Pflege des unbewußten und des bewußten Lebens in frühen Jahren einem Andern danken kann, habe ich dieſem Manne zu danken, dieſem Manne, deſſen milde freundliche Züge mir unvergeßlich eingeprägt ſind, und welchem, bei aller Stille und Einfachheit ſeines Weſens, doch ein gar merkwürdiges inneres Arbeiten und Streben eigen war. Er hatte früher drei Jahre in Leipzig Theologie ſtudirt, hatte mit Beifall gepredigt, und der Onkel in Mühlhauſen, Superintendent Reichel, wünſchte ihn im geiſtlichen Amte bald dort angeſtellt zu ſehen. In ihm ſelbſt aber war ein anderes Sehnen erwacht; die Naturwiſſenſchaften und insbeſondere die Chemie, damals in Frankreich zu neuem Leben erſtehend und mit den erſten Stürmen der Revolution zugleich nach andern Ländern und namentlich nach Deutſchland hinüberwirkend, regte auch ihn heftig auf. Lavoiſier und Vauquelin mit ihren antiphlogiſtiſchen Theorien ſtiegen als Geſtirne am Horizont der Naturwiſſenſchaft auf, und auch in England wurde dieſer Sinn mehr und mehr rege; dies Alles verleidete dem jungen

Theologen sein früheres Studium, und kaum schloß der geistliche Oheim die Augen, so ging er nach Leipzig zurück, vervollkommnete sich im Französischen, studirte Englisch und widmete sich nun ganz dem Studium der Chemie. Dort hatte er noch mit meinen Eltern zusammen ein stilles, aber in sich regsames und poetisches Leben geführt; in Musestunden las man zusammen, ihm selbst gelangen mitunter kleine Gedichte ganz fein und wohlgemeint, und dabei war ihm dann auch der eine Knabe seiner geliebten Schwester so lieb geworden, daß er insbesondere es betrieb, daß, als er Verhältnisse halber nach Mühlhausen zurückkehren mußte, ich ihm dorthin mitgegeben werden sollte.

Auf diese Weise hätte ich denn in dem hier Erzählten den Grund aufgezeichnet, auf welchem und aus welchem hervor die erste Periode meines Lebens sich entwickeln sollte. Indem ich es aber nun versuche, mich selbst in diese frühen Zeiten zurückzuwenden und über das erste Hervorgehen der Welt des Bewußtseins in mir die möglichst vollständige Rechenschaft zu geben, befällt auch mich dieses eigene Gefühl, welches Jeder haben wird, wenn er gleichsam aus der Region seines Bewußtseins heraus in die Welt seines unbewußten Lebens ganz sich versenken möchte; es ist ein Gefühl gleichsam der Auflösung, des Verfließens im Allgemeinen, welches, in dieser Richtung, der Seele zuletzt gerade eben so nahe treten muß, als in der Richtung des Aufhörens alles Lebens, des Sterbens. Wie die spanischen Dichter es lieben, zwischen Wiege und Sarg vielfache Gleichungen zu finden, so fühlt man eben so allen Boden unter sich weichen, wenn man in die früheste Kindheit zurückblicken, sie sich geistig ganz klar zurückrufen möchte, als wenn man versuchen will, den Zustand der Grundidee unsers eigenen Daseins nach dem Aufhören dieses zeitlichen Daseins zu denken.

Ein Faktum ist jeden Falls bei diesem tiefen Rückblick merkwürdig, nämlich daß die allerfrühesten Erinnerungen nie einen Gedanken, sondern immer nur eine oder die andere

Sinnesvorstellung, welche gleichsam Daguerrotypisch besonders fest sich eingeprägt hatte, zu Tag fördern werden. Zwar sagt man sich bald, daß es nicht füglich anders sein könne, da eben in erster Kindheit das Denken, dieses wunderbare Rechnen des Geistes mit den sprachlichen Aequivalenten der Idee und der Sinnesvorstellung zugleich, noch so unbehilflich und schwach ausgeübt wird. Dessenungeachtet möchte man aber andererseits glauben, daß, dieweil das Bewußtsein und in diesem der Geist erst durch das Denken in der Seele geboren werden, die ersten Gedanken selbst sich wohl fester einprägen, besser behalten werden müßten, als frühe Sinnesvorstellungen; aber man überzeugt sich zuletzt doch, daß die bessere Bewahrung des Gedankens zwar nicht aus einer ganz so frühen, nicht aus der allerersten Periode des Bewußtseins herstammen kann, daß sie dagegen allerdings für spätere Perioden wirklich nachdrücklicher sich geltend macht als die der Sinnesvorstellung allein. So also, wenn ich mich frage zunächst wie weit ich mich in die Region der Kindheit hinein, und was ich mir dort zumeist erinnern kann, so finde ich aus frühester Zeit durchaus nur einzelne Bilder vorhanden, von denen das erste ich schon an das Ende des zweiten Lebensjahres zurück zu versetzen genöthigt bin,[1] während dann einige andere aus meinem dritten und vierten Jahre ihrer Natur nach herstammen müssen. Von irgend einem eigenen Gedanken aber aus so früher Zeit ist mir eine besondere Erinnerung durchaus nicht verblieben, und wenn ich über diese Gegenstände nun recht scharf nachsinne, so muß ich sagen, daß nicht früher als aus dem fünften Le-

[1] Ich würde selbst kaum glauben, daß eine Erinnerung aus so früher Zeit erhalten werden könne, allein ich darf daran deßhalb nicht zweifeln, weil der zweite Knabe, den meine Mutter gebar, nicht ganz zwei Jahre nach mir zur Welt kam und weil mir eben diesen bald wieder verstorbenen Knaben das Gedächtniß deutlich zeigt. Ich weiß, daß ich eine ältliche Frau in kleiner, goldgestickter Haube sah (die Wehmutter), die ein kleines Kindchen ankleidete, und habe also hieran das Dokument einer Erinnerung aus dem zweiten Jahre.

bensjahre ich das erste entschiedenere und stärkere Gefühl, und nicht früher als aus dem sechsten Jahre ich den ersten weiterstrebenden Gedanken mir deutlich zurückzurufen im Stande bin; wie? werde ich sogleich erwähnen.

Es war nämlich, wie gesagt, bald nach vollendetem vierten Lebensjahre, daß ich durch die Mutter und deren Bruder nach Mühlhausen gebracht und im Hause meiner Großeltern, zugleich mit dem nur wenig jüngern Knaben einer Schwester meiner Mutter, der Pflege und Erziehung meines Oheims übergeben wurde. Ich bewahre noch manche Briefe, die Letzterer zu jener Zeit an meine Mutter geschrieben hat, und ich darf nur ein paar Fragmente daraus mittheilen, um Alles zu sagen, was sich sagen läßt von der Art, wie dieser treffliche Mann um mich besorgt war und zugleich von der Art, wie hier ein eigenes schönes geschwisterliches Verhältniß sich gestaltet hatte. So schreibt er vom 30. Oktober 1793:

„Meine liebste Schwester! Da sitz ich auf meinem Stüb„chen und Dein Karl spielt um mich her, und ich denke, „rede und schreibe an Dich und wünsche Dich her zu „uns, um uns gemeinschaftlich zu freuen unsers trauli„chen Umgangs und des süßen Vergnügens, Dein liebes „Kind unsern Hoffnungen entgegenwachsen zu sehen. Und „hätte ich weiter kein Verdienst um die Welt, als daß „ich nur einen einzigen ihrer Bürger zum möglichst wei„sen und guten, gesunden und frohen Menschen hätte er„ziehen helfen, ich machte auf weiter Nichts Anspruch."

Unter solchem Schutze führte ich denn also dort in den alten freireichsstädtischen Mauern ein recht ächt kindliches und einfaches Leben, und hatte Das in Fülle, was eigentlich allen Menschen, aber zumal dem Kinde, der nöthigste und schönste Lebensathem ist — Liebe!

Bei dem Allen fehlte mir dort in den ersten Wochen eine Form der Liebe — die Liebe der Mutter, und die gewisse stille Trauer um dieses Fehlen ist das erste entschiedene,

oft, wenn ich allein war, mich zu Thränen erregende Gefühl, deſſen ich mich erinnere. Später verlor ſich dieſe Trauer, es wuchs die Luſt am Lernen und am Erfahren, und dann ſchreibt denn auch mein Oheim von mir (unter dem 22. Dezember 1793):

„Die Naturgeſchichte iſt ihm jetzt ſeine angenehmſte „Unterhaltung. Beſonders äußert er allemal ſeine Ver„wunderung, daß er dies und jenes von einem ihm be„kannten Geſchöpfe noch gar nicht gewußt habe; denn „er will immer alles lieber ſelbſt erfinden und aus ſich „ſelbſt gleichſam ſchöpfen, als daß er es gelernt zu haben „geſtehen ſollte. Beſtändig iſt er beſchäftigt. Das Erſte, „wenn er früh aufgeſtanden, iſt: gieb mir doch was zu „thun! Das gefällt mir außerordentlich an ihm.“

Von dieſen all', bei ſolchem Unterricht in der jungen Seele angeregten Gedanken erinnere ich mich indeß gegenwärtig keines einzigen mehr; dagegen iſt ſeltſamer Weiſe ein Gedankenzug mir immer noch gegenwärtig und wie geſagt der früheſte derer, die mir aus der Kindheit verblieben ſind und dies iſt — ſonderbarer Weiſe für ein Kind — ein Gedanke über die menſchliche Seele. In meinen Mußeſtunden war mir nämlich, anſtatt der Flut von Kinderſchriften, welche erſt eine ſpätere Zeit geboren hat, ein einziges Buch ein lieber und treuer Gefährte: der alte Orbis pictus von Amos Comenius, mit ſeinen curioſen Holzſchnitten und Verzierungen, mit ſeinem deutſchen und lateiniſchen Text und mit ſeinen Abbildungen der verſchiedenſten menſchlichen Beſchäftigungen und Zuſtände. Wenn ich nun ſo darin blätterte und las, hielt mich immer ein Blatt feſt, auf dem geſchrieben ſtand: „die menſchliche Seele“. Da ſah man einen Tiſch abgebildet, darüber ein Triangel mit dem göttlichen Auge und dabei die mit bloßen Punkten angegebene Figur eines Menſchen. Dies Geheimniß — denn daß es ein ſolches andeute, verſtand ich wohl — war es, wodurch der Blick meines Geiſtes zuerſt ganz in's Innere gelenkt

wurde. „Auch du haſt eine Seele oder biſt eine Seele!“ Dieſes Denken ließ mich nicht los und dieſer zuhöchſt doch immer ein Myſterium bleibende Gedanke, freilich noch in voller Naivetät und im ſonderbaren Staunen des kleinen Knaben, war der erſte, deſſen ich mich noch heute entſinne und welchen mir immer klarer zu machen ich ein halbes Jahrhundert hindurch von da an treulich geſtrebt habe.

Außerdem war mein Leben in jenen Umgebungen das einfachſte, und ich habe ſchon oben erwähnt, wie eigenthümlich die dortigen altdeutſchen Oertlichkeiten, verbunden mit einer freiern Natur und einem mehr abwechſelnden Boden, auf das junge Gemüth wirken mußten. Einen tiefen Eindruck hat mir insbeſondere der oft wiederholte Beſuch einer der reichen, die Stadt mit reinſtem klarſten Waſſer überſtrömenden Quellen hinterlaſſen. Die Feierlichkeit, mit welcher man von alten Zeiten her dieſe ſchöne Naturgabe dort empfangen hatte, die Dankbarkeit, welche immerfort ihr geweiht wurde, hatte etwas, das mir jetzt wie altgriechiſche Verehrung einer Najade vorkommt, das aber damals nur eben, weil es mir ſchön und gemüthlich erſchien, auf den Knaben eine beſondere Wirkung hervorbrachte. Jener Quell iſt in Mühlhauſen bekannt unter dem Namen des Brunnens zu Popperode und liegt etwa eine halbe Stunde vor der Stadt. Schon vor vielleicht zweihundert Jahren hatte die Bürgerſchaft beſchloſſen, ihn beſonders zu ſchmücken: eine Einfaſſung behauener Steine wurde ihm gegeben, ein Luſthaus mit gewölbten Hallen und fünf ſpitzen Thürmchen mit Schiefer gedeckt hatte man dabei aufgeführt, den grünen Anger umher ſah man mit einer Mauer eingefaßt und den Brunnen ſelbſt von ſchönen alten Linden beſchattet, kurz das Ganze, belebt von dem wallenden breiten Quell, deſſen tiefes klares Waſſer zur Seite mächtig abſtrömt, um bald weiterhin Mühlen treiben zu können, es hat durchaus einen ſtill in ſich geſchloſſenen eigenthümlich anziehenden und beruhigenden Charakter. Alljährlich ziehen die Schulen, geführt von Abgeordneten der Bür-

gerschaft, da hinaus, singen Lieder am Quell und hängen die Kränze, die sie brachten, an der Halle auf; kurz es ist hier wirklich noch eine Spur eines alten Naturdienstes vorhanden, und ich kann nicht sagen, wie merkwürdig dieses Alles auf den Knaben wirkte. Noch jetzt steht die Oertlichkeit von Popperode lebhaft mir vor dem Gedächtniß.

Sodann übte doch auch die Individualität meines Großvaters, mit ihrer besondern Milde und mit dem Frieden, der darüber gebreitet war, einen sehr bedeutenden Einfluß auf das leicht gereizte, innerlich heftige Naturell der jungen Seele. Denn freilich konnte ich mitunter auf eine Art mich aufregen lassen, die manche Strafe mir zuzog. So als beim Abschießen eines kleinen hölzernen Vogels einer meiner Oheime durch einen geschickten Schuß gleich anfangs den ganzen Vogel zu Fall brachte, gerieth ich außer mir, warf mich mit Heftigkeit zur Erde, und brach in unaufhaltsames, langes, krampfiges Weinen aus. Gegen diese unglückliche Anlage nun war die Einwirkung eines so einfachen stillen Gemüthes als das jenes Alten ein überaus wohlthätiges milderndes Oel. Noch ganz deutlich erinnere ich mich, wie im Sommer an stillen Sonntagsnachmittagen er auf duftendem Heu in der kühlen Scheune gerne mit uns zu ruhen pflegte, und wie er uns da bisweilen biblische Geschichten zu erzählen liebte. Besonders der eine Tag, wo er von der Seefahrt der Jünger sprach und von Christus, wie er über die stürmenden Wogen tröstend und beruhigend daherschreitet, er ist mir immer unvergeßlich geblieben.

Es sollte aber mein Aufenthalt im großelterlichen Hause mir nicht bloß Angenehmes und Gutes bringen, sondern auch eine schwere Erkrankung. Damals, wo Jenner's Entdeckung noch nicht die Kindheit gegen das Pockengift schützte, waren denn auch Epidemien der letztern Art häufiger, und so erkrankte ich gleich nach vollendetem fünften Jahre so schwer an den natürlichen Pocken, daß ich fast eine Woche erblindet lag. Auch hier wachte mit rührender Sorgfalt über mich

jener gütige Oheim, und noch bewahre ich ein bis in's Kleinste gehendes Tagebuch dieser Krankheit, welches er für meine Mutter geführt, ihr aber erst nach beendigter Krankheit gesendet hatte, damit auf zarte Weise, mit dem Schreck über die Nachricht von der Erkrankung, zugleich die Freude über gelungene Rettung verbunden werde. Mit ihm bewachte treulich Dr. Altenburg den Sturm des Fiebers, leitete es, wie ich noch aus dem Tagebuche ersehe, auf einfach hippokratische Weise, und so kam es denn auch, daß nach überstandenem Leiden ich mich einer fast noch bessern Gesundheit zu erfreuen hatte als vorher.

Im Spätsommer 1794 kamen meine Eltern nach Mühlhausen, um mich abzuholen, und wie schnell doch die Bestimmtheit des Sinneseindrucks in der weichen Seele des Kindes schwindet, dies hatte ich daran Gelegenheit zu erfahren, daß ich beide Eltern und am längsten meinen Vater nicht wieder erkannte, als sie mir scherzweise zuerst unter fremden Namen vorgestellt wurden. Noch immer muß ich, wenn ich hieran gedenke, es seltsam finden, daß, da einzelne Bilder aus frühester Zeit mir noch jetzt vollkommen gegenwärtig sind, damals das Bild geliebter Personen so schnell in der Seele des Kindes sich verdunkeln konnte! Allein bei näherer Erwägung ergiebt sich leicht, daß, indem überhaupt ein Sinneseindruck um so fester in der Seele haftet, je stärker im Moment die von ihm bewirkte Erregung dort war, nothwendig alle die Vorstellungen, welche täglich und stündlich ohne besondere Erregung in der Seele sich wiederholen, dergestalt, daß sie ganz zur Gewohnheit und deßhalb weniger beachtet werden, auch leichter verblassen, als irgend ein Bild, irgend eine Vorstellung, deren Aufnahme in der Seele durch eine gewisse Gewaltsamkeit bezeichnet worden ist. So also waren auch die Gestalten und Gesichtszüge meiner Eltern, eben weil sie mich täglich umgaben, mir weniger fest im Gedächtniß geblieben, als der Eindruck einiger besonderer Situationen, welche plötzlich und mit einer gewissen Heftigkeit

der Seele ſich dargeſtellt hatten. Beiſpiele dieſer Art würden ſich aus der Geſchichte jedes Geiſtes gewiß aufführen laſſen; beſondere Aufmerkſamkeit hat man ihnen indeß bisher offenbar weniger zugewendet.

Endlich, nach einem Jahre, wieder in Leipzig angekommen, fand ich meine Eltern nicht mehr in dem Hauſe, wo ich geboren, ſondern in einer Färberei, gelegen am Wege nach dem ſchönen Walde, welcher ſich längs des Elſterfluſſes bis gegen Merſeburg und Halle hin ausdehnt, und deſſen nächſter Theil bei Leipzig mit dem Namen des Roſenthales belegt wird. In dieſer Wohnung verlebte ich nun meine nächſten ſechs Jahre, erhielt anſtatt des geliebten Oheims mehrere andere Lehrer und trieb ziemlich fleißig Alles, was man als lernenswerth mir darbot. Wenn ich mir nun Mühe gebe, mich zu erinnern, was in jener Periode als insbeſondere wichtig für weitere Entwicklung bezeichnet werden müſſe, ſo darf ich drei Momente namentlich hervorheben: einmal ein beginnendes beſtimmteres Verhältniß zur freien Natur, ein andermal eine entſchiedenere Beziehung zur Geſellſchaft, und endlich das erſte deutlichere Hervortauchen gewiſſer Neigungen und Eigenthümlichkeiten in mir ſelbſt.

Das Erſte wurde begünſtigt durch die Lage unſerer damaligen Wohnung in der Nähe jenes ſchönen Waldes. Aus meinem Fenſter ſah ich da hinaus, der Fluß hinter unſerm Hauſe floß da hinein, und ich ſelbſt, allmählig mehr heranwachſend, konnte mich nun ſchon öfter in Wieſen und nahen Waldesrand vertiefen. Giebt es doch dort noch einen Ueberreſt altdeutſcher Eichenwaldungen! und insbeſondere hatte der ſich meilenweit erſtreckende Theil, welchen man das „wilde Roſenthal“ nennt, damals noch Ueberfluß an mächtigen viele Jahrhunderte zählenden Eichen. Mit einem zweiten Oheim, der meinem Vater im Geſchäft beiſtand, zog ich auch wohl an warmen Sommernachmittagen in jene Schatten und kühlte mich in den gelblichen Wellen der Elſter, im Herbſt ging ich mit andern Knaben hinaus, um Gerten zu ſchneiden und

Sprenkel den Zugvögeln zu ſtellen, aber am eigenthümlichſten wirkte es doch auf mich, als ich ſpäterhin in den nächſtgelegenen Waldtheilen allein mich ergehen durfte. Ich lag dann wohl unter einer alten Eiche, ſah in die mächtigen Aeſte und in das Blättergewölbe hinauf, gab Achtung auf das Leben der kleinen Käfer im Graſe umher, und fing an zu ahnen, daß in dieſem ſtillen Leben eine Menge der ſeltſamſten Geheimniſſe verborgen liegen müßten. Es entwickelte ſich dort ein gewiſſer Hang zur Einſamkeit, und es war mir da oft ſo beſonders wohl. Die friſche Waldesluft, der Hauch der Wieſen, es ſchien mir auch körperlich zuſagend und geſund, und wenn ich daher nicht gar oft dorthin ſelbſt mich verlieren durfte, ſo ſaß oder ſtand ich dafür um ſo mehr am Waſſer hinter unſerm Hauſe, trieb Fiſchfang mit der Angel und ſah dabei nach den fernen Wipfeln hinüber. Kam dann der Winter, ſo boten die kleinern Flüſſe, die ſich um Leipzig durch die Wälder ziehen, die erwünſchteſte Gelegenheit zum Schlittſchuhlaufen, in welchem ich bald eine bedeutende Fertigkeit bekam, und noch jetzt kann ich mit Vergnügen mancher Abende gedenken, wo ich das Spätroth des Weſtens und die ſchimmernde Mondesſichel durch die beſchneiten Zweige der Büſche und Bäume in immer neuem Reiz verfolgen durfte, während die blanken Eiſen mich raſch über die ſpiegelnde Bahn des Fluſſes dahintrugen. Einigemal hätten übrigens beinahe die Najaden den jungen unachtſamen Naturfreund für immer in ihr dunkles Reich hinabgezogen. Zweimal zu verſchiedenen Zeiten ſtürzte ich hinter dem Hauſe meiner Eltern in den tiefen Fluß und wurde mit genauer Noth gerettet, und einmal brach ich, als ich am Waldesrande über das beſchneite Flußeis nach der Bahn gehen wollte, plötzlich durch und ſtand mit einem Male bis an die Bruſt im Waſſer. War an dieſer Stelle der Fluß tiefer, ſo war ich verloren; ſo waren bloß die Schlittſchuhe im Waſſer mir entſchlüpft und ich ſelbſt arbeitete mich bald wieder auf das Eis herauf. Im Begriff fortzugehen vermißte ich jedoch die getreuen Eiſen,

und ſogleich kehrte ich wieder nach der eingebrochenen Stelle zurück und fiſchte an den ſchwimmenden Bändern die ſchon verloren geglaubten heraus, allerdings nicht bedenkend, daß ich mich ſo einer noch weit größern Gefahr ausgeſetzt hatte. Ich kam ganz mit Eiszapfen bedeckt nach Hauſe, doch blieb dieſer Fall ſowohl als der zweimalige frühere Sturz in's Waſſer ohne weitere Folgen für meine Geſundheit.

Aber nicht bloß für die mich näher umgebende Natur ſollte mir deutlicher der Blick aufgehen, auch von weiter entlegener und fremder Landesart einen Begriff zu faſſen ſollte dem Knaben erleichtert werden, denn um dieſe Zeit kehrte Dr. Tileſius, deſſen ich oben ſchon gedacht habe, von Portugal, wohin er als Naturaliſt mit Graf Hoffmannsegg gegangen, mit vielfältiger Ausbeute beladen zurück, und wohnte längere Zeit in oder am Hauſe meiner Eltern. Ich ſah bei ihm ausgebreitet zum erſten Male die wunderlichen Geſtalten der Seegeſchöpfe, der Seeigel, Korallen, Gorgonien, der Muſcheln und Sepien, und ſah vielfältige Zeichnungen, die er in jenen Gegenden entworfen hatte; ja wenn er mir erzählte und ich ihn um ein Bild bat, ſo nahm er wohl meinen kleinen Farbenkaſten, zeichnete mir die Küſte von Ceuta oder das maleriſche Cintra auf ein Stück Papier, und weckte und nährte in mir ſo zugleich die Luſt an landſchaftlichen Verſuchen, wozu die eigene Neigung mich frühe ſchon, aber freilich noch auf ganz kindiſche Weiſe getrieben hatte.

Indem mir nun auf dieſe Art die äußere Welt nach und nach anfing verſtändlicher zu werden, ſollte es auch nicht an Gelegenheit fehlen, von der großen Verſchiedenheit der Elemente, aus welcher die menſchliche Geſellſchaft immer wieder neu gebildet wird, einen deutlichern Begriff zu erlangen. Durch große Thätigkeit und eine bei Benutzung der Fortſchritte der Chemie geſteigerte Kenntniß im Geſchäft hatte mein Vater eine gewiſſe Wohlhabenheit ſich geſchaffen, welche es möglich machte, Freunde und Bekannte öfters bei ſich zu ſehen; dabei war denn auch mein älterer Oheim, dem ich

meine erste Erziehung verdankte, wieder nach Leipzig gekommen und half dazu, mit Gelehrten und andern gebildeten Personen ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen; außerdem endlich befand sich auch ein Verwandter meines Vaters, der späterhin durch seine psychologischen Studien bekannt gewordene Friedrich August Carus, als junger Docent damals an der Universität, und so bildete sich, gefördert durch das heitere und angenehme Wesen meiner Mutter, ein Kreis von Freunden um unser Haus, wie er sonst vielleicht nur selten in einer einfachen bürgerlichen Existenz gefunden wird. Der Knabe gab auf Alles, was ihn umgab, gebührend Achtung und lernte bald einsehen, in wie großer Mannichfaltigkeit sich Bestrebungen und Eigenschaften der Menschen äußern können. Da nun übrigens dem Kinde immer die Welt im Ganzen außerordentlich eng begrenzt erscheint, so hat es auch noch durchaus keinen Begriff von den Bewegungen der Menschheit im Großen, sondern gewöhnlich werden einzelne Individuen, denen es näher kommt, ihm zu Repräsentanten größerer Strahlungen dieses Ganzen. Dieser Gedankengang ist indeß nicht so unergiebig, als es auf den ersten Blick aussieht, denn wenn wir uns erinnern, daß es zuletzt doch die höchste Auffassung der Menschheit bleibt, wenn sie im Begriff wieder zu einem einzigen Organismus zusammengeht, so darf man immerhin jene früheste Anschauungsweise ganz wohl als eine bestimmte Vorbereitung zu dieser höchsten betrachten. Was mich betraf, dessen Vorstellungen damals noch im Allernächsten befangen waren, so fand ich Das, was ich wohl gehört und gelesen hatte von manchen Zweigen und Ständen menschlicher Gesellschaft in einzelnen Freunden unsers Hauses und andern mir als auffallend gezeigten Personen gut genug repräsentirt, um mir auf meine Weise einen Begriff dieser Verschiedenheit einzuprägen. Die Charaktere, deren Erwähnung hieher gehört, haben zum Glück theilweise eine öffentliche Geltung erhalten und ich kann deßhalb in deren Anführung kürzer sein, als sonst mit diesen Betrach-

tungen, welchen ich überall eine gewiſſe genetiſche und ausführliche Folge zu geben wünſchte, vereinbar wäre. So will ich hier nächſt Friedrich Auguſt Carus des Pſychologen, den wir oftmals bei uns ſahen und in welchem mir immer durch ſein ruhiges gehaltenes Weſen der Begriff der Würde des angehenden akademiſchen Lehrers beſonders gegenſtändlich erſchien, namentlich eines Mannes gedenken, deſſen ſchönwiſſenſchaftliche Richtung und deſſen feines Gemüth ihn theils ſelbſt als Schriftſteller bekannt gemacht haben, theils ihn mit den erſten Geiſtern ſeiner Zeit, und namentlich auch mit Göthe, in Berührung gebracht hatten: ich meine Friedrich Rochlitz. Dieſer Mann, der Sohn unbemittelter Leipziger Bürgersleute, hatte gleich meinem Oheim ebenfalls anfangs Theologie ſtudirt, war aber auch gleich dieſem durch eine innere lebendigere Richtung von dem engergefaßten Dogma verſcheucht worden, und hatte damals bereits begonnen, durch verſchiedene Erzählungen und manche äſthetiſche Schilderungen ein gewiſſes Aufſehen zu erregen. Gleichzeitig hatte er ſich durch Begründung der muſikaliſchen Zeitung ein wahres Verdienſt erworben und viele ſchätzbare Beiträge ſelbſt zu derſelben gegeben. Sein ganzes Aeußere ſchien noch einer frühern Periode anzugehören: ich erinnere mich ihn immer noch in kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen mit großen ſilbernen Schnallen, ſo wie in gepudertem Haar geſehen zu haben. Uebrigens war er von langer ſchmächtiger Statur, feiner gemüthlicher Geſichtsbildung und freundlichem, durchaus gehaltenen Benehmen. Ein Freund von ihm, der damalige Organiſt der Neukirche in Leipzig und ſpäterhin Kapellmeiſter in Weimar, Auguſt Müller, war ebenfalls und zugleich mit Rochlitz viel in unſerm Hauſe. An dieſem, einem kräftigen unterſetzten, ziemlich beleibten Mann, erſchien mir zum erſten Male die lebensluſtige friſche Natur, wie wir ſie als charakteriſtiſch für viele ausgezeichnete Tonkünſtler kennen gelernt haben. Müller ſpielte für damalige Zeit ausgezeichnet das Forte-Piano, und wenn er an Sonn-

tag Nachmittagen zuweilen mit Kraft und Leben die Ouverture zum Figaro oder zur Entführung aus dem Serail vortrug, so vortrug, daß oft die unter unsern Fenstern vorbei nach dem Rosenthal wallfahrtenden Spaziergänger verweilten, und wenn dann lebhafte Gespräche mit Rochlitz und den Meinigen über Musik sich entspannen, so war ich, so fern mir im Ganzen noch diese Sachen lagen, doch immer ein aufmerksamer Hörer. Nicht selten fanden sich bei solchen Gelegenheiten auch noch die Herren Breitkopf und Härtel ein, die Besitzer der großen Handlung, welche Mozart's Werke, die musikalische Zeitung und vieles andere kräftig in die Zeit Eingreifende zu Tage gefördert hat. Breitkopf, der Sohn von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, dem berühmten Erfinder des beweglichen Notendrucks und vieler andern Vervollkommnungen der Buchdruckerei, ist mir gleichfalls noch als ein jovialer, an allem geistigen Fortschritt lebendigen Antheil nehmender Mann im Gedächtniß, während sein Associé Härtel — weit mehr berechnend und kälter — mir das Bild eines wohlüberlegenden Geschäftsmannes mit der größten Bestimmtheit darstellt. Zähle ich nun noch zwischen diesen mannichfaltigen Charakteren einen heitern, immer zu guten Humoren aufgelegten Rechtsgelehrten Seifert, welcher später im Leipziger Magistrate einen bedeutenden Posten bekleidete, damals aber fast täglich in unserm Hause gesehen wurde, so sieht man einen Kreis entstanden, wie er auf eine junge allmählig heranreifende Persönlichkeit nicht anders als im guten Sinne anregend wirken mußte.

Ich selbst, so viel ich mich meiner damaligen Eigenthümlichkeiten erinnere, hatte stets etwas mehr in mich Gekehrtes, fast mitunter Verschlossenes und Scheues. Es wurde mir sehr schwer, mich irgend einer mir weniger bekannten Person vorstellen zu lassen, obwohl ich auf meine Umgebungen gar wohl zu achten gewohnt war. Dabei regte sich zeitig eine gewisse pedantische Ordnungsliebe. Es konnte mir Freude machen, wenn mir meine Mutter erlaubte, wenn sie aus-

ging und ich zu Hause blieb, ihr Zimmer auf das Sorgfältigste aufzuräumen und zu ordnen. Mein eigenes Zimmerchen hielt ich gern sehr rein und meine Bücher und sonstiges Eigenthum hatte ich meistens sehr wohl aufgehoben. Ich lebte auch eigentlich mehr so zu sagen in mich hinein als aus mir heraus. Die großen Weltbegebenheiten, die zu jener Zeit, von Frankreich ausgehend, Europa erschütterten, der Tod Ludwig XVI., die Waffenthaten der jungen Republik, der sich entzündende Kampf mit England — es lag mir Alles zu fern, und wenn auch das Unglück jener Königsfamilie mich in seiner menschlichen Bedeutung rührte, wenn ich davon erzählen hörte, so war doch im Ganzen mein Leben noch zu eng begrenzt, um mich an jenen Erschütterungen besondern Antheil nehmen zu lassen.

Bedenke ich nun, daß, so weit ich mich meiner damaligen Zustände erinnere, doch zu jener Zeit ich mich unter die intelligenten Knaben meines Alters wohl zählen durfte, so geht mir aus dieser beschränkten Gesinnung in Bezug auf das Oeffentliche so viel hervor, daß es schwerlich wohl als ein überall richtiger Weg gelten könne, wenn die Erziehung sich vorsetzt, durchaus schon in so jungen Jahren besonderes Interesse für ein gewisses weiteres politisches Leben zu entwickeln. Der junge Geist hat nämlich zuerst noch so viel mit sich zu thun, es ist ihm so schwer, zuerst nur in einem kleinern und verborgenern Kreise sich einheimisch zu machen und dort eine gewisse Stätigkeit und Kraft zu gewinnen, so daß es eben daher nothwendig störend auf ihn wirken muß, wenn er sehr frühe schon entschieden gegen das Allgemeine gedrängt wird. Mindestens gehört dazu, daß der Geist mit dem Leben im Allgemeinen anfangen und von da aus erst zur Besonderheit und Selbständigkeit vordringen könne, ein, ich möchte sagen, mehr ursprünglicher, mehr naiver und auch eben dadurch doch gewissermaßen roherer Zustand eines Menschheitstammes, als ein solcher in unsern Tagen und unter uns vorhanden ist. Das Kind einer Horde von Wil-

den, der Knabe der alten Deutſchen, ja ſelbſt noch der der griechiſchen und römiſchen Stämme zur Zeit der Republiken, ſie lebten von Haus aus mit im und vom Geſchick des Volks, bei ihnen war die frühe genaueſte Theilnahme am politiſchen Zuſtande der Maſſen ganz unabweisbar. Anders dagegen kann das nur ſein in unſern ſo viel künſtlichern, ſo weit verwickeltern, ſo ſchwer zu überſehenden öffentlichen Zuſtänden jetziger europäiſcher Menſchheit! Für uns iſt demnach in dieſer ſo wie in ſo vieler anderer Beziehung die umgekehrte Entwicklung, nämlich die vom Beſondern in's Allgemeine, jeden Falls die naturgemäße und rechte; und ſo habe auch ich es denn nie beklagt, daß die Art und Weiſe meiner erſten Heranbildung mich gerade ganz in dieſem Gange hielt und mir hauptſächlich Raum gab, zuerſt in mir ſelbſt und in einer engen Welt mich zu kräftigen und zu ſichern, bevor ich mit Entſchiedenheit auf weiterm Kreiſe meine Theilnahme auszudehnen angeregt und verſucht wurde.

Daß übrigens bei meiner Erziehung irgend ein beſonderer Plan befolgt worden wäre, oder daß ſchon früh über den Lebensberuf, den ich dereinſt ergreifen ſollte, eine Beſtimmung Statt gehabt hätte, kann ich nicht ſagen. Meinem Vater, da ich das einzige Kind blieb, ſchwebte wohl der Wunſch vor, daß ich dereinſt ſein Geſchäft fortſetzen möchte; indeß hörte ich ihn doch oftmals ſagen: ich ſolle nur recht viel lernen, ein vermehrtes Wiſſen werde auch dieſem Geſchäfte gar ſehr zu Gute kommen. Da es nun ganz gewöhnlich war, daß junge Leute, auch ohne einem eigentlich wiſſenſchaftlichen Studium ſich zu widmen, einzelne und namentlich naturwiſſenſchaftliche Collegia an der Univerſität hörten, und da auch mir dergleichen ſpäterhin für zuträglich gehalten wurde, ſo ließ man mich um die Zeit meines zwölften Jahres in die Thomas-Schule eintreten, damit, nach weiter verfolgten philologiſchen Arbeiten, ſpäterhin eine Inſcription bei der Univerſität möglich werden möchte.

Bis zu jener Zeit des Eintritts in eine öffentliche Schule

hatte ich nur sehr wenig mit andern Knaben verkehrt und wüßte ich denn davon auch nichts Besonderes aufzuzeichnen, was Einfluß auf mein späteres Leben gehabt hätte. Am nächsten meinem Herzen kam ein Knabe, Wilhelm, der Sohn eines Leipziger Kaufmanns Fleischer, aber die Eltern zogen mit ihm in den nächsten Jahren nach Jena, wo ich ihn dann auch einmal besuchte und wohl 12—14 Tage dort in seinem Hause lebte. Der Knabe hatte etwas Mildes und Sanftes, das meinem mehr ernsten Wesen wohlthat; das freundliche Gesicht mit blonden Locken umgeben war mir sehr lieb geworden, und so interessirte mich nun auch die Oertlichkeit, in welcher er lebte, ja sie hinterließ mir in mehrfacher Beziehung einen bestimmten Eindruck in meiner innern Welt. Wir bestiegen manchen Berg, wie sie dort von den Ufern der Sale in vielfältigen Rücken und Kuppeln sich erheben. Das Neue der Formation dieser Kalkberge, die Ruinen der Kunitzburg, Lobdaburg — das Ziel mancher Burschenzüge — der abenteuerlich auf der Höhe gelegene Fuchsthurm, das eigene goldene Abendlicht in diesem Salethale — Alles regte mich eigenthümlich an und ist mir immer gegenwärtig geblieben. Zugleich beschäftigte mich auch die Oertlichkeit der Stadt, deren hohe gothische Kirche und deren rinnende Wasser in den Straßen mich auffallend an Mühlhausen erinnern mußten; vorzüglich wirkte aber das renommistische Treiben der Studenten sonderbar auf die Phantasie des Knaben. Jena war damals noch sehr stark besucht, in hohen Kanonenstiefeln mit mächtigen Schlägern sah man oft Truppen der Landsmannschaften auf dem Markte einherschreiten; Zweikämpfe waren an der Tagesordnung, Fechtübungen wurden oft am Tage bei dem Marktbrunnen gehalten, und da mehrere Studenten in dem Fleischer'schen Hause wohnten, mit denen mein Wilhelm bekannt war, so wurde ich denn auch da mit eingeführt und besah mir mit nicht geringer Aufmerksamkeit die großen bequasteten Pfeifen, die weiten steifen Fechthandschuhe und die langen dreispitzigen

Schläger mit ihren großen Stichblättern, denn man focht damals Alles auf den Stoß, wobei es mitunter an den gefährlichſten und oft tödtlichen Wunden nicht fehlte. Zwei Umſtände wirkten während dieſes Aufenthalts übrigens auch noch merkwürdig auf mein Gemüth: einmal, daß mir in unſerm Hauſe oben ein noch nicht wieder bewohnter leerer Alkoven gezeigt wurde, in welchem etwa ein Jahr zuvor ein junger Studirender nur mit einem Federmeſſer ſich ſelbſt getödtet hatte. Ein dunkler Fleck noch nicht ganz ausgewaſchenen Blutes war noch ſichtbar in dem öden Raume und es trat mir zum erſten Male nahe, daß es ſo eigene Stimmungen der Seele geben könne, wo ſie mit Ungeduld die Schranken dieſer Exiſtenz zu brechen unaufhaltſam genöthigt ſein kann. Ein Anderes war es, daß in jener Familie noch ein junges Mädchen — man nannte ſie Lottchen — erwuchs, die immer ſehr freundlich gegen mich war, und bei deren eben aufblühender Schönheit mir zum erſten Male die Ahnung kam, es könne dem Leben wohl, im Gegenſatz zu jenen ſchweren nächtlichen Stimmungen, auch ein mächtiges beglückendes Gefühl aufgehen.

Alle dieſe verſchiedenartigen neuen Eindrücke verfehlten denn auch dort nicht mich in eine gewiſſe innere Zurückgezogenheit und äußere Stille zu verſetzen, ſo daß ich ſelbſt auf gemeinſamen Spaziergängen immer mich abzuſondern liebte und gegen die gewöhnliche Knabenart mehr allein als mit den Andern ging; wie ich mich denn daher auch ganz wohl erinnere, daß einſtmals einer der der Familie befreundeten Studirenden, als ich bei einem Spaziergange wieder ſo ſtill vorausging, zu meinem Wilhelm halb ironiſch ſagte: „laß ihn nur gehen, das iſt der Philoſoph!“

Es war nicht gar lange, daß ich, zurückgekehrt nach Leipzig, mich wieder in dem Kreiſe der Meinigen eingewohnt hatte, als wir die Nachricht bekamen, meinen Freund Wilhelm habe ein bösartiges Scharlachfieber hinweggerafft. Wie ich war er der einzige Sohn ſeiner Eltern geweſen und ſo,

wie er denn dieſe in grenzenloſem Kummer zurückließ, ſo erfuhr auch ich hiebei zum erſten Male die ganze Herbheit des Verluſtes, des Verluſtes, an welchem nun einmal unter tauſendfachen Geſtalten das Leben des Menſchen ſich heraufbildet. Verliert er ſich doch ſelbſt immerfort (wie Plato ſagt, der Leib hört nie auf unterzugehen), und verliert er doch immerfort ſeine Außenwelt und nur zu oft gerade die ihm beſonders lieb gewordenen Geſtalten derſelben! In früher Jugend, wo man noch gar nicht geeignet iſt, zu dem Gefühl einer gewiſſen höhern Gegenwart in all dieſem Wechſel durchzudringen, faßt ein jeder bedeutendere Verluſt uns um ſo erſchütternder an, und ſo war ich denn auch hier heftig und tief ergriffen, und ſollte zum erſten Male rein fühlen, wie dem Menſchen, ſo wie ihm das höchſte Glück aus dem Vereinleben mit einer andern Seele erwachſen kann, auch der gewaltigſte Schmerz zugetheilt wird, wenn ihm die unmittelbare Wechſelwirkung des Lebens mit einer in Liebe umfaßten Seele entriſſen wird. Wenn ich unter Andern war, ſo konnte ich ziemlich ruhig ſcheinen, aber allein und mir ſelbſt überlaſſen weinte ich viel und fand Erleichterung in dieſen Thränen.

Dieſer Tod trennte mich nach und nach auch von andern jungen Freunden, den Geſchwiſterkindern deſſelben, in der Familie des Buchhändlers Göſchen. Die Familien Fleiſcher und Göſchen bewohnten beide die Gebäude des Reichel'ſchen Gartens, in der letztern Familie waren auch mehrere Knaben, und ſo ergab ſich denn genug Gelegenheit zu allerhand Spielen; Kinderkomödien wurden aufgeführt, wir laſen die Schlenkert'ſchen Ritterromane zuſammen, Friedrich mit der gebiſſenen Wange war längere Zeit unſer Held und auch die Thaten des Wiprecht von Groitzſch wurden mit pappenen Helmen, hölzernen Schwertern und Schilden möglichſt nachgeahmt. Dabei kamen denn auch in dieſem Hauſe, dem Hauſe eines der erſten Buchhändler in Leipzig, manche Fremde und Gelehrte zuſammen, deren Per-

ſönlichkeit auch mir zuweilen deutlich wurde und nicht ohne Einfluß auf mich blieb. Namentlich war Seume, der Spaziergänger nach Syrakus, ſchon vor dieſem faſt über Verdienſt bekannt gewordenen Spazierwege immer in dem Göſchen'ſchen Hauſe. Er hatte ſich dort als Setzer in der Buchdruckerei anſtellen laſſen und ſeine ſcharfe altſoldatiſche Perſönlichkeit verfehlte nicht auch mir ein Intereſſe abzugewinnen. Ich erinnere mich eines ländlichen Feſtes in der Beſitzung der Göſchen'ſchen Familie in Hohenſtädt bei Grimma, wozu meine Eltern geladen waren. Abends war in dem hübſch angelegten terraſſirten Garten bei luſtiger Illumination eine Art von Jahrmarkt dargeſtellt und Madame Göſchen, als Geburtstägerin, wurde denn durch alle dortige Herrlichkeiten geleitet. Manch heiterer Scherz kam dabei zum Vorſchein, aber die ernſteſten Wünſche ſollten dann als Schlußpunkt des Ganzen durch einen Einſiedler auf der unterſten Terraſſe in einer Grotte dargebracht werden. Dieſen Einſiedler ſtellte Seume vor und in ſeiner braunen Kutte mit dem langen Barte und alten treuherzig tüchtigen Geſicht nahm er ſich ganz angemeſſen für dieſe Rolle aus. Auch Schiller iſt in dieſem Hauſe einmal an mir vorübergegangen. Ich erinnere mich ſeiner als eines anſehnlichen Mannes im blauen langen Oberrocke, der mir, als wir Knaben eben bei einem geſelligen Spiel beſchäftigt waren, freilich nur flüchtig gezeigt wurde. Von Künſtlern machte damals in Leipzig noch Oeſer ein gewiſſes Aufſehen; die bibliſchen Geſchichten, welche er in der Nikolaikirche gemalt hatte, wurden uns Knaben als beſondere Herrlichkeiten gezeigt, und obwohl ich mich eben nicht dadurch beſonders enthuſiasmirt fand, ſo nahm ich es doch in gutem Glauben hin, daß hier wirklich etwas Außerordentliches geleiſtet ſei. 1799 im März ſtarb Oeſer und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ich von Göſchen's aus, welche gerade der alten Pleißenburg gegenüber wohnten, wo Oeſer als Director der dortigen Kunſtakademie gelebt hatte, ſein ſtattliches Leichenbegängniß nicht ohne Rüh-

rung mit angesehen habe. Meine eigenen Kunstversuche waren noch sehr schwach; doch ließ ich's am Zeichnen und Illuminiren nicht fehlen, wunderte mich aber nicht wenig, als ich etwas später mit dem Sohne des Nachfolgers von Oeser, Schnorr, bekannt wurde, daß dieser — der gegen mich einige Jahre jüngere Knabe Julius (der nachmals so berühmte Maler) — mir eine nackte menschliche Figur schon mit solcher Festigkeit hinzeichnen konnte.

Zwei Ereignisse habe ich nun noch als für mein Leben von Wichtigkeit aus dem verflossenen Jahrhundert zu erwähnen: das erste ist ein schweres Nervenfieber, welches ich als neunjähriger Knabe überstand, und wozu vielleicht die gleiche Krankheit meines Onkels, des bei uns wohnenden jüngern Bruders meiner Mutter, die Veranlassung gegeben haben mochte. Merkwürdig genug hatte ich nämlich in jüngern Jahren immer einen großen Abscheu vor Kranken; die liebsten Personen, wenn sie erkrankten, konnte ich nur mit großer Ueberwindung sehen, und in dieser Beziehung schien in Wahrheit gar nichts den künftig so deutlich ausgesprochenen Beruf zum Arzte vorzubedeuten. Ich erinnere mich noch recht gut des eigenen Gefühls, welches mich ergriff, wenn ich in ein Krankenzimmer eintreten sollte: es war, als wäre ein magisches Netz vor die Thüre gespannt, das mich zurückhielt. War es eine mir liebe Person, die dort krank lag, so entstand ein eigener Kampf in mir: die Anhänglichkeit zog mich hinein und der Abscheu hielt mich zurück! Und in wie viele Krankenzimmer bin ich späterhin gern und freudig und oft als Hilfe bringender Arzt gegangen! Gewiß, diese eigenen scheinbaren Widersprüche der menschlichen Entwicklung geben viel zu denken und zu sagen. Bei meinem kranken Onkel hatte man mich halb gezwungen, halb hatte ich's freiwillig gethan, daß ich zu ihm ging, und kaum erholte er sich wieder, so legte ich mich selbst, und hätte nicht abermals ein sehr wackerer und ausgezeichneter Arzt, Dr. Koch, damals Director des Jakobhospitals, sich meiner Pflege bestens unterzogen,

ſo möchte meine gute Natur allein wohl ſchwerlich ſich durch dieſe harte Kriſis hindurchgearbeitet haben. Meine Geneſung ging ziemlich langſam; ich mußte von Neuem gehen lernen, ſo war ich angegriffen, aber ich hatte dabei auch eine beſondere Liebe zu meinem würdigen alten Arzte empfangen, und mit einer gewiſſen Ehrfurcht ſah ich ihm noch oft in den nächſten Jahren nach, wenn er früh in unſerer Nähe vorbei und hinaus in ſein Spital zu gehen pflegte.

Das zweite Ereigniß, das manchen Einfluß auf mein ſpäteres Leben hatte, war der Umzug meiner Eltern in daſſelbe Haus, in welchem ich geboren war. Dies Haus, genannt zum blauen Lamm, hatte mein Vater, deſſen Geſchäft immer mehr einen erhöhten Betrieb gewann, im Jahr 1799 angekauft. Manches wurde dort gebaut, ein kleiner Garten ließ ſich ganz freundlich einrichten, und ich erhielt nun für meinen Theil eine ruhigere bequemere Wohnung, welcher glücklicherweiſe auch hier nicht die Ausſicht auf meinen geliebten Eichenwald, das Roſenthal, fehlte. Daß ich hier noch abgeſonderter wohnte, gab meiner Liebe zur Einſamkeit neue Nahrung, und wenn ich nun im elften und zwölften Jahre mehr und mehr in meine Gedanken und meine Lieblingsſtudien der Naturgeſchichte, der Chemie, Phyſik und des Zeichnens mich vergrub, ſo legte das jeden Falls einen weſentlichen Grund für meine künftige Entwicklung.

Nicht lange nachdem wir in dieſen neuen Räumen uns eingerichtet hatten, trat ich in die Thomas-Schule ein. Nach den Kenntniſſen der alten Sprachen, die ich durch Privatſtunden erhalten hatte, konnte ich in Secunda aufgenommen werden, und ſah mich nun auf einmal aus meinem einſamen ſtillen Zimmer unter eine lärmende Menge bald älterer bald jüngerer Knaben verſetzt und entſchiedener der alten Welt Roms und Griechenlands gegenüber geſtellt. Der Zuſtand in ſolchem Falle iſt ein eigener. Wir lagen in den Vorhallen der Philologie, wie die Kranken um den Teich Bethesda, und warteten auch, daß ein Engel herabkäme und die Waſ-

ſer bewegte, damit aus ihnen der Hauch des alten Heils aufſtiege und uns kräftige. Denke ich jetzt an dieſe Zeit zurück, ſo wird mir recht klar, wie viel im Allgemeinen auf unſern Schulen noch fehlt, um dem jungen Geiſte aus den Schätzen der alten Sprachen die Anregung, die Begeiſterung zuzuführen, welche ihrer Natur nach daraus hervorgehen können. Gewiß, der Knabe kann unmöglich gleich in den vollen Sinn der alten Welt ſich eintauchen, aber welchen haben nicht die Geſchichten Homer's und Herodot's und Plutarch's, wenn er ſie zum erſten Male erfuhr, gleich in hohem Grade intereſſirt, welcher hat nicht für den Heldentod eines Curtius oder Regulus geſchwärmt, welchen haben nicht die Heereszüge Alexander's begeiſtert! Man laſſe alſo die Schwierigkeiten des Sprachverſtändniſſes immer mit der Ausſicht überwinden, damit auch die Früchte zu ernten, welche jene großen Erſcheinungen dem Geiſte zu bieten im Stande ſind, man mache es im Voraus fühlbar, welcher Reichthum und welche Herrlichkeit hinter der Qual der Grammatik und der Wörterbücher verborgen liegt, und es wird Das vermieden werden, was jetzt die Meiſten erfahren, von denen gelehrte Gymnaſien beſucht wurden, nämlich daß ihnen durch dieſelbe Schule, welche ihnen die Alten nahe zu bringen beſtimmt war, ſie gerade von ihnen entfernt und entfremdet worden ſind.

So quälte denn auch ich mich durch die Alten hindurch, ich betrachtete es wie eine nothwendige aufgegebene Arbeit, aber keine Freude ging mir dabei auf! Eben darum darf ich auch ſagen, daß, als mehrere Jahre ſpäter ich dieſe Studien für mich erneuerte, um dadurch eine eigentliche Fakultätswiſſenſchaft vorzubereiten, mir in weit kürzerer Zeit gelang, was auf der Schule in einigen Jahren nur unvollkommen vorwärts gebracht worden war, nämlich leicht und bequem mich lateiniſch auszudrücken und den Homer im Griechiſchen zu leſen. Im Ganzen hat mir überhaupt das Leben auf der Schule weder einen angenehmen noch einen anregenden

Eindruck zurückgelaſſen, und es war mir ganz recht, als gegen das Jahr 1804 mir erklärt wurde, für die naturhiſtoriſchen und chemiſchen Studien, die ich damals allein auf der Univerſität zu verfolgen beabſichtigte, habe ich nun klaſſiſche Nahrung genug eingeſammelt und ich könne denn unter die Zahl der akademiſchen Bürger jetzt aufgenommen werden.

Am 21. April 1804 alſo inſcribirte mich der damalige Rector, Domherr Keil, und von da an begann ich die Vorleſungen über Chemie, Phyſik, Botanik u. ſ. w. eifrig zu beſuchen. Eine neue Welt dämmerte mir jetzt herauf. Die größere Freiheit in Verfolg dieſer Studien, anſtatt mich zur Nachläſſigkeit zu führen, entzündete nur regern Eifer, und abermals muß ich hier, wenn ich an dieſe Zeiten zurückdenke, mich überzeugen, wie ſehr Diejenigen im Irrthum ſind, welche durch irgend eingeführten Zwang die höhere akademiſche Freiheit des Lebens und Lernens auf Univerſitäten beeinträchtigt wiſſen wollen. Wie in der menſchlichen Natur überhaupt mannichfaltige Widerſprüche vorkommen, ſo iſt der Geiſt des Widerſpruchs namentlich in der Jugend lebendig, und weit entfernt daher, durch irgendwie zwingende Maßregeln das größere Geiſtesſtreben des Schülers zu heben, wird man bald finden, daß dadurch nur lähmend und hemmend eingewirkt wird. Angeregt will der junge Geiſt ſein, ein höheres, ja ein im ganzen Sinn unerreichbares Ziel will er ſich geſteckt ſehen, und dann wird das Ringen, jenes lebendige feſte Streben anheben, wodurch die Entwicklung des vollendetern Wiſſens und Könnens allein ermöglicht und endlich verwirklicht werden kann.

Ich verfehlte nicht, neben dieſen naturwiſſenſchaftlichen Studien auch die Individualität eines Mannes auf mich wirken zu laſſen, welcher zu jener Zeit als einer der beliebteſten Profeſſoren von den meiſten Studirenden gehört wurde, und welcher, obwohl in einer geringern Höhe auf dem Felde der Philoſophie ſich bewegend, doch durch ſeine Leichtigkeit

des Vortrags und eine gewiſſe ſcharfe Dialektik ganz geeignet war, einen Sinn für das Philoſophiren in dem Neulinge zu erwecken. Dieſer Mann war Ernſt Platner, verfolgt in den Xenien ob mancher flachen Anſicht und lächerlichen Eitelkeit, und von den Philoſophen vom Fach ob ſeines Skepticismus mit Recht verdächtigt, deſſenungeachtet aber von der Menge mit Luſt gehört. Unter den übrigen Profeſſoren hatte Schwägrichen den meiſten Einfluß auf meine Beſchäftigungen; die milde Einfachheit ſeines Weſens, die völlige Anſpruchloſigkeit des ſtillen Gelehrten, wie ſie ſich mir in ihm darſtellte, ſie trugen weſentlich bei, mich an ihn zu ketten. Ich ergriff die Botanik, die er vortrug, mit Leidenſchaft, ich war der Eifrigſte im Collegium und bei den Excurſionen, die Vergleichung verwandter Formen übte den Verſtand, die genauere Kenntniß Deſſen, was mich im Ganzen als Wald und Wieſen ſchon längſt heftig angezogen hatte — es ſprach mir zugleich zu Herzen. Wie irrig es ſei, daß das ſchärfere Wiſſen die poetiſche Wirkung im Ganzen ſtöre, erfuhr ich ſchon damals. Nach Meinung Derer, welche nur auf dem Dunkel der Unkenntniß den Regenbogen der Kunſt und Poeſie leuchtend glauben, hätte mir ſollen Flur und Hain verleidet werden, nachdem ich gelernt hatte, in welche Klaſſe die Gräſer und Büſche und Bäume gehörten und wie ihre Blüthen gebaut waren, und wie ſie keimten und reiften, ſie, die ich ſonſt nur maſſenweiſe aufgefaßt hatte; aber es war keineswegs ſo: ſie behielten nicht nur die Wirkung ihrer geſammten Schönheit, ſondern die Bewunderung der Geſetzmäßigkeit ihrer Gliederung und der Reihenfolge ihrer Entwicklung ließ mich ſie nun auch im Ganzen noch weit ſchöner und anziehender finden als vorher.

Damit es übrigens auch an dem Charakter des pedantiſchen veralteten Profeſſors nicht fehle, erſchien an meinem akademiſchen Horizonte Ludwig, der die „Naturgeſchichte der Menſchenſpecies“ ſonderbar genug vortrug und an welchem, als einem ſelbſt originellen etwas trockenen Exemplar der

Menschenspecies, die Studirenden manche schwache Seite aufzutreiben und sich damit zu erlustigen wußten.

So huben denn also meine Studien an, die von hier an so einige Jahre in gleichem Sinne und mit um so größerer Freiheit fortgeführt wurden, dieweil ich damals noch immer nur für Fortsetzung der Geschäfte meines Vaters alle diese Kenntnisse einzusammeln die Aufgabe zu haben schien. Schon jetzt kam mir freilich oft der Gedanke, ob es mir nicht gar schwer werden würde, aus den Vorhöfen der Wissenschaft später wieder zu einer Beschäftigung zurückzukehren, welche doch großentheils mechanischer Art war und als eigentliches Fabrikwesen doch ganz andere Spekulationen als jene scientifischen, denen ich mich jetzt hinzugeben anfing, erforderte? Ich vermied indeß diese Gedanken möglichst, ich fürchtete meinem Vater wehe zu thun, wenn ich sie äußerte, ich glaubte auch mitunter, es möge sich ja gar wohl mit einem Geschäft, welches ganz auf chemischen Principien ruht, vereinigen lassen, daß dabei fort und fort ein geistiges höheres Ziel angestrebt werde, kurz ich ließ dies Alles noch einstweilen auf sich beruhen und sammelte wie eine Biene im Frühjahre allen Honig des Wissens fleißig ein, den mir die **alma mater** eben darbieten konnte.

Um diese Zeit fing ich auch an das Zeichnen ernsthafter zu betreiben und wesentlich fand ich mich darin gefördert durch einen Lehrer, den bereits während meiner Schulzeit mein Vater für mich angenommen hatte. Dieser Mann, mit dem ich eine lange Reihe von Jahren in naher Beziehung geblieben bin, hieß Julius Dietz. Er hatte sich theils auf der Leipziger Kunstakademie, theils bei einem Görlitzer Landschaftsmaler Nathe heraufgebildet, und wenn auch von ihm nicht zu sagen ist, daß er als Künstler selbst irgend etwas wahrhaft Bedeutendes hindurchgeführt und vollendet habe, so lebte dagegen ein eigenthümlicher scharfer und regsamer Geist in ihm, welcher ihn theils antrieb, zugleich neben dem Zeichnen mit schöner Literatur und ernster Wissen-

schaft sich zu beschäftigen, theils seinem Gespräch und ganzem Wesen etwas Pikantes und Anregendes gab, was nicht anders als höchst wohlthätig auf den Schüler wirken mußte, zumal wenn diesem selbst schon ein lebendiges Streben einwohnte, welches nur oft an einer gewissen mitunter zu großen Weichheit und Reizbarkeit des Gemüthes ein Hemmniß fand. Dabei war der Lehrer vielleicht nur 8 — 10 Jahr älter als der Schüler, auch er strebte immer noch zu werden und rang nach einer künstlerischen Ausbildung, welcher jedoch weder das äußere Verhältniß der Zeit, noch die damalige Kunstperiode an und für sich günstig genannt werden konnte, und auch dieses Alles brachte ihn dem Schüler immer näher. Er hat mich jeden Falls besonders dadurch gefördert, daß, so wie ich nur einigermaßen in Führung von Stift und Pinsel fester und fertiger geworden war, er mich mit hinausnahm in's Freie und mich veranlaßte, anhaltend im Zeichnen nach der Natur mich zu versuchen. Viele dieser Wege sind mir noch jetzt in heiterer Erinnerung! Es waren oft schöne Sommerabende, da wir tief in die Leipziger Waldungen eindrangen, auf irgend einem freien berasten Platze unser kleines Lager aufschlugen, gegen die uns übermäßig belästigenden Mücken aus dürren Blättern ein kleines Rauchfeuer entzündeten und nun bald einen malerischen alten Stamm, bald einige volle Eichenpartien, bald eins der jäh abstürzenden Ufer des den Wald durchziehenden Flusses mit Pinsel oder Stift eifrig verfolgten. Sank die Sonne, so wanderten wir auf eins der nahen Dörfer zum einfachsten Imbiß, und bei alle Diesem ergingen sich denn die Gespräche über manch tüchtigen Gegenstand des Gefühls oder der schärfern Geistesrichtung. Es kam da wohl vor, daß ich mit Heftigkeit irgend einem Gedankengange mich hingab, welcher mehr von einem heißen Gemüth als umsichtigen Verstande erregt war, und dann fehlte es nicht, daß ein schlagendes Wortspiel oder ein ironischer Scherz meines ältern Freundes dazwischen fuhr und mich einestheils verletzte, anderntheils aber gerade am sicher-

ſten beitrug, mich auf richtigere Vorſtellungen zu leiten. Auch kleine Reiſen wurden zuſammen ausgeführt; die ſchönen Saal-Ufer bei Naumburg und die Muldenthäler von Grimma ſind ſo von mir zuerſt zeichnend durchwandert worden, und wie ich auf dieſe Weiſe etwas ſpäter auch Dresden zuerſt geſehen habe, davon werde ich weiter unten erzählen.

Es iſt jeden Falls ein beſonderes Glück für den ſich entwickelnden Geiſt, wenn zeitig ihm ein anderer begegnet, welcher gewiſſermaßen ihm Widerpart haltend und doch ihm mit Neigung zugethan, ſeine Kräfte übt und ſeinen Ueberblick der Welt erweitert. Als ich in ſpätern Jahren las, in welchem Verhältniß Göthe während ſeiner frühern geiſtigen Entwicklung zu Merk geſtanden habe, wurde ich oft an mein Verhältniß zu Dietz einigermaßen erinnert.

Die Kunſt that übrigens meinen naturwiſſenſchaftlichen Studien nicht nur keinen Eintrag, ſondern ſie ging mit ihnen Hand in Hand und brachte ſogar mannichfaltige Vortheile; denn einestheils gab es bei Botanik, Zoologie und Geologie manche Gelegenheit, wo bildliche Darſtellungen höchſt erwünſcht und nützlich waren, anderntheils übte das Zeichnen den Sinn für Formen ganz außerordentlich, und es wurde mir leicht im Geiſte Geſtaltungsverhältniſſe feſt zu halten und den Metamorphoſen derſelben mit regſamer Phantaſie nachzugehen, welche von Andern nur mit Mühe deutlich erkannt und nur unvollkommen begriffen zu werden pflegten. Werde ich doch ſpäterhin noch oftmals auf das ſeltſame Verhältniß von Kunſt und Wiſſenſchaft zurückkommen, welches durch mein Leben immerfort ſich hindurchgezogen hat — ein Verhältniß, über welches ich heimlich und öffentlich mit vielfachem Tadel oft genug angegriffen worden bin, und welches doch allein im Stande war gerade auf die Weiſe mich entwickeln zu laſſen, wie ich endlich mich doch entwickelt habe. Allein wer wüßte nicht, daß die Menge überall gern nach einem gewiſſen feſten angeerbten oder anerzogenen Maßſtabe urtheilt, und daß dieſer Maßſtab weniger von einer oder der andern prägnanten

Individualität, als größerntheils von einem gewiſſen Mittelgute der Menſchheit entnommen zu werden pflegt.

Es iſt übrigens hier der Ort auch, noch einmal ausführlicher auf unſere damaligen häuslichen Verhältniſſe zurückzukommen; denn wenn ich es überhaupt unternehme, in dieſen Blättern Denen, welche an meinem Daſein Antheil nehmen, ein möglichſt deutliches Bild der ganzen Art meiner Entwicklung darzulegen, ſo ſcheint es mir vorzüglich wichtig, vor allen Dingen die Baſis, von welcher dieſe Entwicklung ausging, ſo beſtimmt als möglich zu zeichnen.

Recht erwogen können wir indeß im Lebensgange jedes irgend weiter gekommenen Menſchen einen zwiefachen Boden ſeines Wachsthums unterſcheiden. Wir können den erſten den für das unbewußte, den andern den für das bewußte Leben nennen. Der erſte umfaßt die Verhältniſſe, unter welchen der Menſch geboren wird, die Einflüſſe, welche in früheſter Zeit die Ausbildung ſeines Körpers und die Erweckung ſeines Geiſtes bedingen, er umfaßt den Stamm, dem er entſproſſen, die Oertlichkeit, in welcher er zuerſt gelebt hat, kurz Alles, wodurch ſeine Individualität zuerſt im Ganzen und Allgemeinen befeſtigt worden war. Was dagegen den zweiten betrifft, ſo gehört zu ihm Alles, was in der Periode dieſes Lebens irgend bedingend und mächtig einwirken konnte, in welcher zuerſt ein kräftiges Wiſſen von ſich ſelbſt, ein beſtimmtes Fühlen der gerade dieſer Individualität beſtimmten Lebensrichtung und das ernſtere Wollen, einem gewiſſen Ziele mit Entſchiedenheit nachzuſtreben, begonnen haben. Dies iſt dann die Periode, wo der erwachte Geiſt gleichſam zum erſten Male ſich umſchaut und ſich beſinnt, dies iſt die Periode, von welcher an der Menſch nicht mehr ſein Leben nur ſo hinnimmt als ein gegebenes, die, wo er die Geiſter, welche auf ihn wirken, beſtimmter und freier aufzufaſſen anfängt, und von welcher an nun erſt die reichere und eigenthümlichere Zeit des Daſeins gerechnet werden kann.

Die Periode meines Lebens, welche ich im Vorhergehenden zu schildern angefangen habe, sie darf ich nun als diejenige allerdings bezeichnen, mit welcher ich in den genannten zweiten Lebensabschnitt einzutreten begann, und gerade darum ist es angemessen, hier den Boden, von welchem aus eine weitere Entwicklung sich erheben sollte, mit größerer Ausführlichkeit zu schildern. So sei es mir denn erlaubt, hier zuvörderst noch einmal auf meine Eltern zurückzukommen, denn es ist wohl nicht zu läugnen, daß von der Periode des bestimmten erwachenden Geistes an selbst die uns zu allernächst stehenden Personen erst mit klarerem Bewußtsein angeschaut worden. — Mit den Eltern zumal ist es eine eigene Sache! Man könnte sagen: in der frühern Zeit unbedingt, und oft noch lange über dieselbe hinaus, sind Vater und Mutter für das Kind gewissermaßen mythische Personen, sie haben dem Kinde eine gewisse allgemeine Färbung, das Specielle, Individuelle, ist in ihnen mehr verwischt, und fast erscheint es in jener Zeit dem kindlichen Gemüth als ein Vergehen, ein bestimmteres Eindringen in die Eigenthümlichkeit des Charakters und die Persönlichkeit der Eltern versuchen zu wollen. Mögen also daher auch erst hier noch einige Worte folgen, deren Ziel und Endpunkt es ist, dem Leser diese Individualitäten zu einer deutlichern Anschauung zu bringen, und möge es nun gerechtfertigt erscheinen, daß ich dieses Bild, von welchem ich früher gleichsam nur die Umrisse entworfen habe, erst gegenwärtig zu weiterer Ausführung bringe, gegenwärtig, wo wir bei der Periode angekommen sind, in welcher mir selbst zugleich mit vielen Andern auch die Eigenthümlichkeit meiner Eltern recht gegenständlich werden konnte.

So sage ich denn zunächst von meiner Mutter, daß jeden Falls ihr Wesen von ganz besonderm Einflusse auf mich sich erzeigt hat. In ihr verband sich mit einer feinen und regelmäßigen Organisation jene liebenswürdige Entwicklung des Geistes, welche an Frauen uns immer so ganz

besonders zu gefallen pflegt, jene gewisse poetische Weichheit des Gemüths mit einer Fähigkeit, schnell und lebendig aufzufassen und mit Leichtigkeit ein richtiges Urtheil über die Vorkommnisse des Lebens sich zu bilden. Sie hatte, wie das in jener Zeit an einem Ort wie Mühlhausen und in ihren Verhältnissen nicht anders möglich war, nur eine ganz einfache Erziehung erhalten, aber sie bildete sich selbst fort; die Liebe zu ihrem Bruder, der wissenschaftlich entwickelt war und vielfach in kleinen Poesien sich versuchte, hatte beigetragen, ihr am Lesen Freude zu geben und sie gegen Schönes empfänglich zu erhalten, und so ergab es sich denn, daß unbeschadet einer unausgesetzten häuslichen Thätigkeit, ja regster Geschäftigkeit, sie doch von nichts unberührt blieb, was in der damals unter Göthe und Schiller neu aufblühenden Literatur Deutschlands Vortreffliches hervortrat. Es ist leicht zu denken, daß sie mit ihrem lieblichen, das innigste Vertrauen erweckenden Wesen mir schon zu jener Zeit besonders nahe treten mußte, ich konnte Alles, was mich von Gedanken über meine künftige Lebensrichtung oftmals beschäftigte, mit voller Unbefangenheit mit ihr besprechen, und die liebevolle Art, wie sie mir dann Vieles mehr abfühlte, als daß ich nöthig gehabt hätte, es ihr ganz auszusprechen, erwarb ihr mein Herz und sie hat es bis in ihr höchstes Alter mir treulich bewahrt.

Es war übrigens auch merkwürdig, wie lange sie in ihrem Aeußern eine gewisse Jugendlichkeit sich erhielt. Gingen wir Beide zu jener Zeit zusammen aus, so schien sie oft mehr eine ältere Schwester als meine Mutter, auch habe ich mich immer gern daran erinnert, daß von ihr, in noch viel frühern Jahren, als Perrücken unter den Frauen sehr in Gebrauch gekommen waren, aus meinen eigenen abgeschnittenen Locken eine Perrücke längere Zeit hindurch getragen worden ist, welche ihr ganz zierlich zu Gesicht stand. Ich selbst nämlich konnte als kleiner Knabe fast niemals Kopfbedeckungen leiden und war auch im Winter schwer an

Mütze oder Hut zu gewöhnen; dafür ließ man mir denn mein weiches blondes Haar in langen Locken wachsen, die, als sie endlich doch abgeschnitten wurden, meine Mutter veranlaßten, der damaligen Mode zu huldigen und über ihr reichliches dunkelbraunes Haar eine Zeit lang eine Perrücke zu tragen, welche aus dem blonden Haar ihres geliebten einzigen Kindes gefertigt war.

So war sie denn auch recht eigentlich das Herz unseres kleinen, von manchen Freunden belebten Familienkreises; Alle gingen gern mit ihr um, freuten sich an der liebevollen Heiterkeit, mit welcher sie im Hause schaltete und waltete, und wie sehr diese ihre Anmuth und freundliche Theilnahme noch in den spätesten Jahren, als sie ganz in meinem Hause lebte, noch dauernd zugenommen und sich immer fort bewährt haben, davon werde ich in den künftigen Blättern noch Manches nachzutragen Gelegenheit finden.

War sonach meine Mutter ein recht liebes Bild feiner herzlicher Weiblichkeit, so mußte ich dagegen meinen Vater als Urbild einer kräftigen vollständigen Männlichkeit anerkennen. Unter mannichfaltiger Gelegenheit zu vergleichenden Beobachtungen darf ich doch sagen, daß mir selten oder nie ein so rein athletischer Bau vorgekommen ist als der meines Vaters. Seine Kopfmaße waren sehr bedeutend, seine Muskulatur die kräftigste und noch später in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre, als ich für das Bild des Marius auf den Ruinen von Carthago ein Urbild suchte, konnte ich kein besseres finden als das seinige. Dabei war er ein in seinem Fache durchaus tüchtiger Mann, thätig wie Wenige und ohne voreilig nach Neuem zu suchen, doch gegen keinen Fortschritt verschlossen, der aus den Bewegungen der chemischen Wissenschaft für die Kunst des Färbers irgend sich ergeben konnte. In seiner Gemüthsart herrschte das Cholerische vor, und es war daher wohl natürlich, daß, so lieb er mich auch hatte, doch gerade mein weicheres, mehr intellectuellen als materiellen Interessen zugewendetes Bestreben

mitunter ſeinen ſcharfen Widerſpruch hervorrief, ſo daß ich allerdings, nachdem ich hierüber zu klareren Anſchauungen gekommen war, nicht mit demſelben Vertrauen zu ihm wie zu meiner Mutter mich hinwendete. Nichts deſto weniger habe ich die ſchöne Tüchtigkeit ſeines Weſens im Ganzen, und ſeine liebende Geſinnung für mich insbeſondere, gewiß zu aller Zeit mit wahrer und treuer Anhänglichkeit anerkannt. Hatte ich ihm doch nicht allein zu danken, daß er ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ich künftig ſeinem Geſchäft untreu werden könnte, auf keine Weiſe meiner wiſſenſchaftlichen Entwicklung Schranken zu ſetzen verſuchte, vielmehr als offenbar fördernd derſelben ſich bewies, ſondern ich ſah auch ſchon damals ein, und habe ſpäterhin freilich es noch viel deutlicher gewahr werden müſſen, daß eine gewiſſe höhere Kraft meiner eigenen Organiſation ganz und gar als eine Abſpiegelung der ſeinigen angeſehen werden durfte und daß ich ihm demnach ganz vorzüglich zu danken hatte, was der Menſch ſchwerlich je dankbar genug anerkennen kann: eine höhere und ausdauernde Energie des Lebens und der Geſundheit.

Um die Zeit, die ich oben geſchildert habe, war übrigens unſer Hausſtand noch in ſo fern verändert worden, als der jüngere Bruder meiner Mutter uns verließ und ſich ſelbſtändig machte, nachdem er bis gegen das Jahr, wo wir in das neuerkaufte Haus zogen, bei uns gewohnt und meinem Vater beigeſtanden hatte. Jene Färberei am Roſenthal, in welcher wir vorher wohnhaft geweſen, ſie war nun von ihm übernommen worden. Dieſer jüngere Onkel Jäger hatte mir vorher wirklich recht nahe geſtanden, auf Wegen und Stegen in freier Natur waren wir viel zuſammen gewandert; nun hatte er gleich meinem ältern Onkel, meinem Erzieher, eine Frau genommen, ich hatte der Hochzeit beigewohnt, welche bei ſchönſtem Wetter auf einem Dorfe, man nannte es Lindenthal, und zum Theil in einem reizenden kleinen Wäldchen bei demſelben, unter manchen poetiſchen Scherzen für die damals wirklich recht hübſche

Braut gefeiert worden war, und von da an sahen wir uns nun weit seltener. Gleichsam als sollte daher dieses Ausscheiden durch ein neues Familienglied wieder ersetzt werden, machte es sich, daß gegen die Zeit, wo ich die Vorlesungen der Universität zu besuchen anfing, mein Vater eine weit jüngere Stiefschwester zu uns rief und sie der Liebe meiner Mutter, fast an die Stelle einer ihr fehlenden Tochter, übergab.

Dies junge Mädchen, wenige Jahre älter als ich und Caroline genannt, war die Tochter der dritten Frau meines Großvaters Carus in Dahme, so wie mein Vater das Kind seiner ersten. Bald nach der Geburt dieses Töchterchens starb mein Großvater und auch seine Wittwe verheirathete sich wieder, so daß dies Kindlein dann im Hause eines Stiefvaters erwachsen mußte, aus welchem es nun meine Eltern in ihren eigenen häuslichen Kreis zu versetzen wünschten. So war mir denn mit einem Male gleichsam eine Schwester gegeben! Das freundliche hübsche Mädchen wollte Niemand recht als eine Tante von mir gelten lassen, und bald hatten wir jungen Leute uns recht an einander gewöhnt; wir lasen Abends, wenn ich mit meinen Arbeiten fertig war, und sie für meine Mutter die Wirthschaft besorgt hatte, Manches zusammen, und wir mochten uns in Kurzem recht gern, obwohl ich damals noch nicht ahnete, daß mir in ihr dereinst eine so vieljährige treue und liebende Lebensgefährtin erwachsen sollte.

Auch dieses Verhältniß mußte übrigens für meine künftige Richtung von Wichtigkeit sein, denn wenn schon die vorherrschende Liebe zu meiner Mutter mich mehr zu einem weiblichen Herzen hinzog, so gewann bei meinem sonstigen Hange zur Einsamkeit die Neigung, mehr der gemüthvollen Seele einer Frau mich zu offenbaren, entschiedene Nahrung darin, daß ich mich jetzt zugleich einem an Jahren mir näher stehenden weiblichen Wesen vertrauen durfte.

Will man sich nun deutlich machen, daß auf gleiche

Weiſe, wie in körperlicher Bildung in mir eine gewiſſe Stärke und Friſchheit des Lebens mit entſchiedener Weichheit und vorherrſchender Senſibilität — als Erbtheil von Vater und Mutter — Hand in Hand gingen, eben ſo auch geiſtig eine große Ausdauer, ein eiſerner Fleiß und heftige Willensregungen mit lebhafter Phantaſie, Leichtigkeit der Combination und Schärfe der Auffaſſung ſich verbanden, ſo wird man an den obgedachten Verhältniſſen ziemlich alles Das vor ſich haben, was ich im Vorigen die zweite Baſis für weitere Lebensentwicklung oder die Baſis für das bewußte Leben genannt habe. Wirklich ſo ſtand ich alſo damals in den Vorhallen der Wiſſenſchaft! Noch war mein Horizont ein ziemlich beſchränkter, die nächſten zu bewältigenden Studien zogen mich in ihren Einzelnheiten unbedingt an, und bei alle Dem fühlte ich doch Etwas in mir, das über alles Palpable und Reale hinaus, immer noch auf ein Ueberſinnliches, Höheres, Göttliches blickte und mit ungeſtillter Sehnſucht danach verlangte.

Dergleichen geiſtige Anlage, wenn ſie in einem auf ein äußerlich ſtilles und einförmiges Leben angewieſenen jungen Mann hervortritt, pflegt in der Regel zweierlei beſondere Folgen zu haben: einmal wirkt ſie dahin, daß in der nach Außen gehenden Lebensrichtung eine große Beſchränkung und beſondere Zurückgezogenheit mehr und mehr Platz greift, andern Theils regt ſie wohl aber auch im Innern dergeſtalt ein höheres Bedürfniß an, daß, da dieſes Bedürfniß nur ſchwer oder ſelten wahrhaft befriedigt werden kann, eine Neigung zu trüben melancholiſchen Stimmungen gar oft unaufhaltſam hervorzubrechen drohen wird. Beides fand ſich bei mir vollſtändig beſtätigt. Die Vergnügungen, welche angehenden Studirenden beſonders lockend zu erſcheinen pflegen, das Beſuchen öffentlicher Vergnügungsörter, der Tanz, das Commerciren der Burſchen- oder Landsmannſchaften — ſie exiſtirten für mich gar nicht, ich hatte keine Art von Verlangen danach, ich fand auch gar keine Verſuchung dazu;

denn in meinen Collegien war ich aufmerksam auf die Sachen gespannt, mit meinen Commilitonen war ich freundlich, aber da sie fühlten, ich bedurfte ihrer nicht, so bekümmerten sie sich auch nicht um mich und überließen mich ruhig meinem stillen Treiben. Was dagegen die gewisse schwermüthige Stimmung betraf, deren Grund ich oben berührt habe, so fehlte sie mir auch keineswegs. Sehr bald fand ich, daß dem Geiste Endziele vorschwebten, welche nur einigermaßen zu erreichen ich oftmals völlig verzweifelte. Ich fand die Wissenschaften von einem Umfange, zu welchem meine Kräfte mir unzulänglich erschienen, dabei waren mir meine Verhältnisse selbst zweifelhaft, ob sie jemals mir ein vollkommenes sich Hingeben an die Wissenschaft gestatten würden, und so kam es, daß mich oft ein Gefühl von verfehlter Lebensrichtung anwehen konnte, welches, wenn es bei einsamen Spaziergängen im Walde oder an den stillen Flußufern der Leipziger Umgegend mich befiel, mir eine Trübheit der Seele herbeiführen konnte, welche nicht selten in eine dunkle Sehnsucht nach dem Tode sich endigte. Lange dauerten jedoch damals diese Stimmungen noch nicht. Das Leben war im Ganzen noch zu frisch und die Abwechslung der Gegenstände, welche mich beschäftigten, war noch zu groß, als daß nicht immer bald wieder jene Wolken verscheucht worden wären.

So gingen denn also in den Jahren 1804—1805 bis zum Anfang des Jahres 1806 meine Universitätsstudien ihren einfachen Gang fort. Botanik, wie gesagt, beschäftigte mich ganz besonders; Herbarien wurden angelegt; wie der Schnee schmolz, forschte ich und sammelte die kleinen dann hervortretenden Moose; die ersten Frühlingsblumen wurden mit besonderm Eifer eingelegt, auch wohl gezeichnet, und die leicht verderbenden Pilze sauber in Quache gemalt (Zeichnungen, von welchen ich noch eine ziemliche Anzahl bewahre), und eine besondere Stütze dieser Studien war noch eine angeknüpfte Bekanntschaft mit einem wohlhabenden jungen Manne, Namens Kaulfuß (er wandte sich späterhin

nach Halle und hat schöne Arbeiten über die Farrenkräuter herausgegeben), welcher, mit reicher Bibliothek und hübschen naturhistorischen Sammlungen ausgerüstet, Botanik mit besonderer Vorliebe trieb und mir vielfach nützlich geworden ist. Als wir späterhin auch Zoologie zusammen hörten, lieh er mir zuerst das damals neu herausgekommene Handbuch der vergleichenden Anatomie von Blumenbach, und erschloß mir damit eine Welt, welche mich späterhin ganz besonders für sich gewonnen hat und welche mich der Botanik endlich ganz treulos werden ließ. Ich brachte manche Stunde bei ihm zu; er hatte auch, da er oft auf die Jagd ging, eine Sammlung von Vogelköpfen und Vogelskeleten angelegt, und alles Dies verschlang ich mit den Augen und eignete mir das Meiste geistig an. Die Chemie, für welche ich eigentlich, durch meinen Onkel und durch das Geschäft meines Vaters veranlaßt, eine besondere Vorliebe hätte gewinnen sollen, wurde damals sehr geistlos von einem alten Professor Eschenbach — ganz in pharmaceutischer Weise — vorgetragen und gewann mir eben deßhalb nur geringe Theilnahme ab. Etwas besser war es mit der Physik; Hindenburg, zwar auch ein alter fast abgelebter Mann, trug diese wichtige Wissenschaft vor, und auch hier vermißte man eine höhere und lebendigere Mittheilung; allein mindestens gelangen die verschiedenen Experimente, durch welche das eigene stille bewußtlose Leben der tellurischen Stoffe dem Schüler vor Augen gebracht werden soll, fast allemal vortrefflich, und es blieb auch auf mich nicht ohne eine besondere Wirkung, als mir so die Gesetze des Falles und Stoßes, die strahlenden Erscheinungen der Elektricität, die Eigenschaften des Luftdruckes, die wunderbaren Phänomene der Farben und so vieles Andere leibhaft sinnlich vorgeführt wurde, zu welchem ich mir dann zum Theil erst späterhin den erklärenden Text durch eigenes Studium verschaffen mußte. — Am Ende sahen wir aber doch Alle ein, ich müsse nun bei diesen fortrückenden Studien mir irgend ein bestimmteres Ziel setzen,

ich müſſe mir deutlich machen, zu welchem Ende ich dereinſt dieſen Eifer für die Naturwiſſenſchaften verbrauchen, wohin ich dieſe Luſt an Naturbetrachtung wohl lenken möchte. Im Winter 1805—1806 kam dies mehr und mehr zur Sprache und mein Vater drang jetzt auf beſtimmtere Entſcheidung.

Dergleichen wird einem jungen Gemüth allemal ſchwierig! Der Plan des Lebens liegt zu ſehr noch unter den Nebeln der Zukunft verborgen, die einzelnen Lebensverhältniſſe, die Vortheile und Nachtheile eines jeden Berufs — ſie ſind dem jugendlichen Verſtande noch nicht klar, und ſo iſt es denn gewöhnlich mehr irgend ein äußerer Einfluß als eine feſte innere Beſtimmung, wodurch zuletzt die Entſcheidung gegeben wird. Die erſte Frage blieb allerdings: ob ich zurückgedenke in den engen Kreis des väterlichen Geſchäfts? und hierüber kam ich denn am erſten zum feſten Entſchluß: „das ſei unmöglich!“ Der Gedanke, mich der Beſorgung eines Fabrikgeſchäfts zu unterziehen, jetzt, nachdem ich die Freudigkeit der Wiſſenſchaft, der freien Geiſtesübung an der Natur gekoſtet hatte — es hätte mich unglücklich gemacht, ich konnte es nicht! Schwerer war es zu beſtimmen, was an deſſen Stelle geſetzt werden dürfe. Hin und her ſchwankten die Pläne, zuletzt ſchien mir aber doch der Stand des Arztes der wünſchenswertheſte, deßhalb namentlich wünſchenswerth, weil er die reichſte Gelegenheit darböte mit allen Zweigen des Naturſtudiums ſtets in innigſter Berührung zu verbleiben. Im Stillen mochten dann auch die Beiſpiele der uns verwandten Aerzte, unſers Dr. Altenburg, Tileſius und ihres Ahnherrn des Profeſſors Reichel, mitgewirkt haben, meinen Eltern dieſe Wahl erwünſcht zu machen; mich ſelbſt aber hatten die angeknüpften Bekanntſchaften mit Studirenden der Medicin, beſonders die erſten Stamina der Anatomie, zu denen ich bei Kaulfuß geführt wurde, bereits mehr und mehr mit dieſem Gedanken vertraut gemacht.

Bei dem Allen ſollte die Entſcheidung nicht erfolgen,

bevor eine gewichtige Stimme noch gehört worden sei. Wir wählten hiezu den Professor Carus, und ich hatte denn mit ihm eine lange Unterredung, welche damit schloß, daß er mein Unternehmen billigte und nur ein ernstes Nachholen der auf der Schule unbeendigt gelassenen philologischen Vorbereitungen mir zur Pflicht machte.

Denke ich an diese Unterredung zurück, so ist mir gar wohl erinnerlich, daß ich für meine Wahl auch Das besonders in die Wagschale legte: „diese Wissenschaft sei noch so wenig abgeschlossen und beendet, daß man viel Hoffnung hegen dürfe, hier könne es gelingen, Neues zu erfinden, Altes zu verbessern und manche unentdeckte Wahrheit aufzudecken.“ Und es ist mir diese Aeußerung, welche damals nicht ohne ein leichtes Lächeln aufgenommen wurde, nicht so wohl deßhalb immer merkwürdig gewesen, weil ich wirklich hie und da einiges Neue aufgefunden habe, sondern vielmehr deßhalb, weil sie mir den stäten Drang nach selbstthätiger Forschung und den nach allen Seiten regen Produktionstrieb verräth und beweist, der sich also schon damals hervorzuthun begann und späterhin so mannichfach sich bewährt hat.

Ich habe späterhin oftmals hören müssen: wie es doch gekommen sei, daß ich nie an eine Künstlerlaufbahn gedacht habe, da ein gewisses zeichnerisches und malerisch-erfindendes Talent mir allerdings nicht abgesprochen werden konnte? — Ich gestehe, daß ich eine besondere Antwort auf diese Frage durchaus nicht zu geben wußte! Ich sage nur so viel: es sei mir auch nie im entferntesten beigekommen, daran zu denken, mich der Kunst als einem Lebensberufe zu widmen. Eines Theils mochte wohl der gewaltige Vorschlag, den das Wissen als Wissenschaft immer in meinem Geiste gehabt hat, davon die Ursache sein, und andern Theils wäre mir auch, gerade bei einer feinen Verehrung für die Künste, es immer etwas Widerstreitendes gewesen, wenn ich meinen materiellen Lebensunterhalt ihnen hätte verdanken

müſſen. Poeſie und Kunſt waren mir immer als etwas ſo Reines und Aetheriſches erſchienen, daß es mir ganz fern lag, daran zu denken, man könne davon wohl auch ſich nähren und kleiden. Zu dem ſo lag im Anfange dieſes Jahrhunderts die Kunſt in Deutſchland noch gleichſam gebunden, ſie war noch faſt unbeachtet, und es bedurfte ſpäterhin ſo langer tiefer Friedensjahre, um ein lebhaftes Bedürfniß nach dieſen geiſtigen Spiegelbildern der Wirklichkeit erwachen zu laſſen; ja man dürfte wohl ſelbſt jetzt fragen, ob dieſes Bedürfniß wahrhaft erwacht ſei und ob die Kunſt nicht immer noch mehr als eine eigene Art von Luxus gepflegt werde?

Uebrigens war allerdings noch im Sommer zuvor, ehe jene Entſcheidung über meinen künftigen Lebensweg erfolgte, meine Liebe zur Kunſt beſonders genährt worden durch eine Reiſe nach Dresden, die ich mit meinem Freunde und Lehrer Dietz rüſtig als Fußwanderer ausgeführt hatte. Auch dabei jedoch trat in mir nicht die leiſeſte Regung eines Verlangens hervor, ſelbſt der Laufbahn des Künſtlers mich zuzuwenden.

Einige Worte von dieſer kleinen Reiſe hier beizufügen will ich indeß um ſo weniger unterlaſſen, als es ſchien, daß mir hiedurch gleichſam vorahnend und traumhaft eine Oertlichkeit gegenſtändlich gemacht werden ſollte, in welcher mir ſpäterhin eine Weite des Lebens aufgegangen iſt, für welche damals auch noch nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſein konnte.

Von der Wanderung ſelbſt ſchweige ich, aber ſie war auf den langen meiſt baumloſen Wegen in heißen Sommertagen beſchwerlich genug. Es hat mir ſpäterhin, wenn ich unter den günſtigſten Verhältniſſen auf das Bequemſte reiste, manchmal eigene Gedanken gemacht, wenn ich hie und da ein Paar müde Wanderer am Rande der ſtaubigen Heeresſtraße liegen und ausruhen ſah, und ich zurückdachte, wie bei jener Reiſe ich manchmal eben ſo gelegen hatte! Die

Mühen waren damals größer, aber auch die Unabhängigkeit und die Freiheit! Ist doch Alles im Leben, was uns Glück verheißend, ja Glück gewährend entgegentritt, auch immer in irgend einem Maße uns Fesseln anlegend, und wahrhaft beglückt nur Der, dem die Fesseln, welche die göttliche Tyche ihm bietet, zu einer Art von Naturnothwendigkeit werden, wie die unseres ganzen organischen Seins und Lebens.

Der erste anregende und belohnende Punkt der Reise war Meißen mit seinem Schloß und seinem schönen gothischen Dom. Das Bedeutende dieser ganzen Situation, die Reinheit und Größe dieses Baustyls — sie wirkten doch ganz anders auf mich als früher die alterthümlichen Bauten von Naumburg und Jena. Ich zeichnete schon damals die Verzierung über der nördlichen Thüre des Doms, wo die gekrönte Madonna mit dem Kinde umgeben von Heiligen steht, und konnte mich nicht satt sehen an der Schönheit des Blätterwerks, an den Knäufen der Säulen und den Gesimsen im Chor, und an der Schönheit der Aussicht von dem alten durchbrochenen Thurm, dem einzigen vollendeten der Kirche.

Am Morgen des dritten Reisetags verließen wir Meißen und wanderten die schönen Elbufer bequem hinauf bis nach Neudorf, nahe vor Dresden, wo die Stadt in so guter Zeichnung über den breiten Spiegel der Elbe sich heraufhebt; aber anstatt nun eilig nach der Residenz hineinzuziehen, schlug in uns Beiden dergestalt die Liebe zur freien Natur vor, daß wir sofort, begierig die vielgerühmten Reize des Plauen'schen Grundes kennen zu lernen, in einem Kahn uns über die Elbe setzen ließen und quer durch die Reihen alter Linden des Geheges, hie und da fragend, um Friedrichsstadt herum, gerade auf das Dorf Plauen zusteuerten. Der Grund, welcher dahinter sich eröffnet, enthält nun allerdings ganz eigenthümliche und wahrhaft große Schönheiten, allein wer so bloß der Heerstraße folgend zuerst in ihn eindringt, dem bieten sie sich nur sehr unvoll-

kommen dar. Was Wunder, daß wir, die wir nur eben auf diesem Wege und mit ganz besonderen Erwartungen dort ein Stück hineingingen, uns nur wenig befriedigt erklärten. So kehrten wir denn um, traten durch den altfranzösischen Zwinger in die Stadt ein, erfreuten uns dann der schönen Brücke und fanden in Neustädt für die erste Nacht zur Stadt Leipzig und dann für die folgenden Tage bei ein Paar alten gutmüthigen Leuten, welche neben der Brücke eine kleine Wirthschaft hielten, ein bequemes Unterkommen. Die Gallerie war das, was uns am meisten gezogen hatte, und durch einen, meinem Freunde bekannten Maler erhielten wir denn auch bald freien Zutritt zu diesen Schätzen.

Ich erfuhr dort, was die Jugend gewöhnlich erfährt und auch ganz eigentlich erfahren soll, nämlich zuvörderst nur die Freude an treuer, nie zuvor so gesehener Wiederspiegelung der Natur, und nächstdem das Ergriffensein durch eine gewisse warme Sentimentalität und irgend energisch-sinnliche Anregung eines erhebenden Gedankens. Da waren denn also die Niederländer von Gerh. Dow an bis zu Mieris und Ostade und zu Netscher und Metzu, was ich zuerst zu bewundern nicht müde wurde, dann aber rührte mich der sentimentale Ausdruck der Madonna des Grafen Rotari, und so wie Einiges von Rubens mich beherrschend erfaßte, so stand ich auch lange vor dem Genius des Ruhms von Mengs und wüßte freilich jetzt kaum mehr zu sagen, ob mich dabei mehr der aufstrebende Blick des Genius selbst, oder der brennende Wunsch, dereinst einen der Kränze zu erlangen, welche ihm am Arme hingen, bewegt hatte. Die ganz großen Sachen von Rafael, Tizian und Aehnlichen — sie lagen mir noch zu fern und blieben mir zu jener Zeit noch großentheils fremd.

Außer der Gallerie habe ich denn damals auch wenig von Dresden gesehen. Der reizende Blick auf Brücke und Umgegend von der jetzt längst zerstörten **Bastio solis** und dann die Oertlichkeit des Zeughofs mit der alten sonst dahinter-

liegenden Baſtion, deren Seiten mit wilden Weinreben überzogen waren und deren alte große eiſernen Kanonen mir um ſo ſonderbarer vorkamen, weil, ein wahres Bild des damaligen langen Friedens für Dresden, wir an der einen, vorn zwiſchen Rohr und Laffete ein kleines Vogelneſt entdeckten — ſie ſind mir am meiſten im Gedächtniß geblieben. Ich ahnete dazumal freilich nicht, daß gerade ein Gebäude des Zeughofs, dicht vor jener Baſtei, der Ort ſein ſollte, wo ich ſpäterhin dreizehn Jahre lang in ſtiller Thätigkeit zu verweilen die Aufgabe haben würde.

So hatte ich denn nun nach meiner Rückkehr nach Leipzig zunächſt alle Hände voll zu thun, daß ich in den alten Sprachen mich hinreichend befeſtigte; einen Curſus über Mathematik richteten wir uns mit einigen Freunden und Studirenden bei einem wackern alten Leipziger Magiſter ein; die Pſychologie hörte ich bei unſerm Verwandten, dem Profeſſor Carus, welchen übrigens bald darauf die Univerſität durch den Tod verlor; ich hörte ferner den trefflichen Philologen Herrmann den Oedipus auf Kolonos vortragen und erklären, namentlich um an ſeiner Latinität mich zu erfreuen, und ſo, nachdem ich die Jahre zuvor in den Naturwiſſenſchaften leidliche Kenntniſſe mir erworben hatte, glaubte ich um Oſtern 1806 mich ſattſam vorbereitet, die eigentlichen mediciniſchen Wiſſenſchaften mit dem Studium der Anatomie beginnen zu können.

Denke ich nun an dieſe damaligen Zuſtände zurück, ſo veranlaßt es mich zu den ſonderbarſten Betrachtungen. Faſt möchte in dieſer Beziehung das Treiben und Suchen eines jeden jungen Menſchen und ſo mein eigenes, ein halb unbewußtes genannt werden. Denn wie der Organismus ſelbſt ſo zuerſt als ein durchaus Unbewußtes ſich heranbildet, wie er die einzelnen Syſteme und Organe in ſich entwickelt, ſchlechterdings ohne davon zu wiſſen, bis dann die geſammte Bildung ihre ſchöne Vollendung erreicht hat, und nun das Auge und der Geiſt ſich erſchließt und der Menſch erſtaunt

und verwundert um ſich blickt — ſo auch ergreift und lernt ſolch eine junge Natur raſtlos ſammelnd und aufſpeichernd eine Menge Sachen und Begriffe, wirklich zuerſt nur faſt wie ein Nachtwandler immer weiter und weiter auf dem Gebäude der Wiſſenſchaft hinanſteigend, ohne eines beſtimmten Willens dabei recht inne zu werden, bis denn endlich die größere Reife erlangt iſt, bis das wahre Bewußtſein erwacht und nun erſt der Wiſſende erkennt wozu das Gewußte in die Seele gedrungen ſei und wie man eigentlich damit zu höheren Zwecken wirklich zu gebahren vermöge.

Eine ſeltſame Fügung war es übrigens, daß gerade, als ich nun der größten äußern Ruhe und Sammlung bedurft hätte, um in die Flut der neuen Studien ſo recht tief und nachhaltig einzutauchen, die erſten Unwetter des Krieges Leipzig überzogen. Die kriegeriſchen Rüſtungen Preußens, welche ſchon im Sommer 1806 auch in Sachſen vermerkt wurden, hatten mich zwar noch wenig in meinen Kreiſen ſtören können, nur kleine Truppenzüge hatten wir in Leipzig erblickt, man war dort den Frieden ſo gewohnt worden, und wie es denn geht, man hält gewiſſermaßen das Nahen des Krieges für unmöglich, ſo viel man auch aus entfernteren Gegenden davon lieſt oder erzählen hört. Am 14. Oktober fand ich mich an einem ſchönen ſonnigen Herbſttage im Roſenthale, hatte im Walde nach der Natur gezeichnet und ſaß dann umſchauend auf dem welken Raſen der großen mittlern Wieſe, als öfters wiederholte dumpfe Klänge, gleichſam wie aus der Erde aufſteigend, deutlicher und deutlicher mir zu Ohren drangen. Es war, wie es ſich ſpäter ergab, der Kanonendonner der Schlacht von Jena geweſen. Den andern Tag liefen die widerſprechendſten Gerüchte in der Stadt um, und den darauf folgenden ſah man ſchon die Avantgarden des Davouſt'ſchen Corps von den Thürmen. Eine unheimliche Stille herrſchte in der Stadt, noch wußte Niemand, wie die Dinge ſich wenden würden, da rückten plötzlich in dichtgedrängten Maſſen die fränkiſchen

Truppen durch unſere Vorſtadt herein und alle Häuſer waren bald mit Einquartirungen überfüllt. Der Anblick dieſer Züge hatte für mich einen welthiſtoriſchen Charakter. Es war gleichſam eine Neuzeit, die hier durch die Straßen hereindrang. Wie ganz anders dieſe Völkermaſſen gegen alles Das, was ich bisher als Militär hatte kennen lernen. Das waren noch die durch den Sturm der Revolution geborenen Heere, noch waren ſie nicht niedergemäht von den unausgeſetzten Kriegen ihres Kaiſers, noch ſah man in ihnen die Frucht einer ganzen, von einer großen Aufregung erfaßten Nation; es waren überall in den Vorderreihen der Regimenter markige gebildete Phyſiognomien, ſelbſtthätige Mitwirkung und nicht bloß maſchinenmäßiges Gehenlaſſen ausdrückend und verſprechend. Dabei das Große der Taktik im Ganzen und das Freie in der Haltung des Einzelnen. Scheinbar faſt regellos drangen die Maſſen daher, zum Theil in ſonderbarſten Aufzügen. Statt der gewöhnlichen ſoldatiſchen Capotts Röcke von allen Farben übergeworfen, zinnerne oder blecherne Löffel auf die gekniffenen dreieckigen Hüte geſteckt, oft ein Brod oder andere Lebensmittel über den Torniſter gebunden oder an die Bajonnete geſpießt, kurz auch hier ganz Das, was, wie ich freilich erſt viel ſpäter einſehen lernte, alle Kunſtvollendung charakteriſiren muß, nämlich die Durchdringung eines im Weſentlichen Rationalen von einem bis zu gewiſſem Grade Irrationalen.

Ich kam bald in manchen meiſt unangenehmen Verkehr mit dieſen Leuten. Unſer Haus ward mit Gäſten ſolcher Art reichlich bedacht, und meine Uebung franzöſiſch zu ſprechen, machte mich hier faſt zum alleinigen Mittelsmann. Der einzige Vortheil erwuchs mir eigentlich daraus, die Individuen etwas näher beobachten zu können. Ich fand darunter Männer, die früher ihre Studien gemacht hatten, Andere, die Kaufleute geweſen, Andere auch, die gleich in erſter Jugend das Feuer der Revolution unter die Waffen getrieben hatte. Eine gewiſſe Bildung war faſt allgemein

ſichtbar, liegt doch eine Art von Politur ſchon im Blute der Franzoſen; und gerade dadurch wurde am Ende doch das Läſtige dieſes Verkehrs nicht ſo heftig fühlbar, als ich es ſpäter noch unter ähnlichen Verhältniſſen mit Deutſchen oder Ruſſen zu erfahren die widerwärtige Gelegenheit haben mußte.

Zuletzt gewöhnte man ſich indeß auch an all dieſen Kriegslärm und meine Studien ſchritten ſo ihren einfachen Weg immer weiter. — Der Lehrer, zu dem ich mich jetzt am eifrigſten hindrängte, war Roſenmüller, der Anatom, eine ſtille einförmige Natur, mit ſeinem Fache, wie es damals noch ſo mehr aus dem Ganzen genommen wurde, ſehr vertraut, aber ohne alle höhere wiſſenſchaftliche Begeiſterung. Er war mit meinem Verwandten Tileſius ſehr befreundet und trat auch uns deßhalb etwas näher, doch könnte ich nicht ſagen, daß ich ihm eigentlich eine beſondere Förderung zu danken gehabt hätte; er wirkte wie das Leſen eines ausreichenden Lehrbuchs, aber nicht wie das Hören eines begeiſtigten und begeiſternden Menſchen. Glücklicherweiſe bedurfte ich keiner beſondern Anregung, um mit lebendigſtem Eifer alle mögliche dargebotenen Erkenntniſſe einzuſaugen: ich ſchwärmte völlig für meine Wiſſenſchaft. Ueber Oſteologie hatte ich mir ſchon im Sommer ein Heft angelegt, in welches ich alle Knochen des menſchlichen Körpers ſauber mit Bleiſtift gezeichnet und mit den ausführlichſten beigeſchriebenen Erklärungen verſehen hatte. Der Winter eröffnete mir die Lehren über den Bau der Weichtheile, und wie ſehr ich danach ſtrebte, für den nächſtkünftigen Winter mich ſelbſt auf dem **Theatrum anatomicum** im Zergliedern üben zu dürfen, mag man aus folgender kleinen Geſchichte abnehmen.

Es war nicht lange, nachdem das franzöſiſche Armeecorps des Marſchall Davouſt in Leipzig ſein Hauptquartier genommen, daß zwei als Marodeurs ergriffene Soldaten, Italiäner, vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Tode verurtheilt wurden. An einem trüben regneriſchen Morgen zog

früh eine kleine Abtheilung Truppen mit den Delinquenten vor unſerm Hauſe vorüber, und unweit der hohen Brücke an der Lindenauer Chauſſee erſchoß man die Verurtheilten und ließ ſie dort einſcharren.

Einer von den Leuten meines Vaters, einſt ſelbſt Soldat, hatte der Exekution beigewohnt, gab uns Bericht darüber und erweckte in mir und einem andern befreundeten Studirenden unwiderſtehliches Verlangen, in Beſitz eines dieſer Körper Behufs anatomiſcher Studien zu gelangen. Die Sache ſchien leicht ausführbar und in der nächſten Nacht beluden wir unſern Arbeiter mit dem nöthigen Geräthe zum Ausgraben und Abtrennen etwa eines Kopfs und einiger Glieder, und zogen bei falbem Mondſchein dahinaus, im vollen glühenden Eifer für unſere Wiſſenſchaft, wenig daran denkend, daß uns in ſo rauher Zeit ein Unternehmen dieſer Art doch leicht übel hätte bekommen mögen.

Als wir der Brücke uns näherten, in deren Gegend die Opfer des Kriegsrechts gefallen waren, ſahen wir im ungewiſſen Mondenſchimmer auf der andern Seite der Straße einige Männer mit einer Bahre uns entgegen kommen und vorüberziehen. Wohl denkend, daß man vielleicht ſchon mit einer Leiche uns zuvor gekommen ſei, eilten wir um ſo mehr, an den bezeichneten Platz zu gelangen und ließen anfangen, nach der andern zu graben. Die Stelle aber war leer: ſchon hatte unſer nicht minder eifriger Profeſſor Roſenmüller, jedoch mit Erlaubniß der franzöſiſchen Behörde, beide Leichen auf das anatomiſche Theater entführen laſſen, und wir fanden nur die Tſchako's, von deren einem, zum Zeichen dieſer ſonderbaren Kreuzfahrt, ich das blecherne Schild mit dem Chaſſeurhorn und der Regimentsnumer abnahm und es lange bewahrt habe.

Ein paar Tage ſpäter wurden uns Studirenden die Muskeln des Rückens und der Glieder an dieſen beiden Körpern demonſtrirt, und ich habe nie wieder ſo treffliche Präparate einer ſo vollendeten und kräftigen Muskulatur, als

an dieſen jungen, geſunden und ſchön gewachſenen Italiänern geſehen. Der Univerſitätszeichner Schrödter mußte genaue Zeichnungen davon entwerfen, und ſo kam uns doch mindeſtens Einiges von dem koſtbaren Falle zu Gute, an welchem wir freilich gern für uns ſelbſt unſern vorſchnellen anatomiſchen Beſtrebungen Genüge gethan hätten.

So weit denn dieſe kleine Begebenheit, welche in ſo fern mir immer merkwürdig bleibt, als ſie den damaligen, noch etwas ſtumpfen, aber durchaus ſtrebſamen und gerade ſo eigends für die Jugend unerläßlichen Zuſtand recht lebhaft mir wieder in's Gedächtniß bringt.

Gewiß, es dürfte geſagt werden, der Menſch durchlebe in ſo fern die Geſchichte des Planeten, auf dem er ſelbſt einſt entſtand, metaphoriſch, als — gleichwie in jener Schöpfung das Reich der Lebendigen mit wunderlichen ungeheuerlichen Geſchöpfen beginnen mußte, denen erſt ſpäter die feiner und höher organiſirten gefolgt ſind — ſo auch in ſeiner geiſtigen Entwicklung das erſte Ergreifen und Produciren maſſenhafter Vorſtellungen und Willensregungen immer lange vorausgehen wird den feinern und bedeutendern Gedanken.

So rückte ich denn in den Studien aller im weiteſten Sinne zur Medicin gehörigen Lehren mit anhaltendem Fleiße vor, aber ganz beſonders war es das Geheimniß des menſchlichen, ja überhaupt des thieriſchen Baues, welches mit ſtärkern Feſſeln mich an ſich zog. Ich zergliederte Thiere mit Eifer und ſuchte, wie es nur immer ging, deren mir zu verſchaffen. Es kam mir wohl vor, daß wenn ich an der Straße ein todtes Thier liegend fand, es entweder ſelber mit nach Hauſe zu nehmen, oder, wenn es größer war, es ſofort durch einen von unſern Leuten mir holen zu laſſen. Mich, der ich ſonſt Reinlichkeit und Ordnung liebte und ſehr ekel ſein konnte, ſtörte dann das Widrige ſolcher Gegenſtände gar nicht. Es iſt Das überhaupt das Merkwürdige einer tiefern Naturanſicht, daß nichts ſo ſehr den alten Satz bewahrheitet: „dem Reinen ſei alles rein," als ſie! Doch

überraschte es mich eigen, als ich später aus Göthe's Divan gewahr wurde, daß in der großartig sittlichen Naturansicht der Orientalen eigentlich ein ganz Aehnliches aus sehr wesentlich andern Gedankenfolgen hervorgehe. Ich meine da die Stelle, wo es heißt: „Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.“ Es ist hier die Parabel angezogen, wo Jesus redend eingeführt wird, als er am Markte das Volk gewahr wird, um einen todten Hund sich sammelnd und den verwesenden mit Verwünschungen überhäufend, da, während Alles nur Schmähungen auf der Zunge hat, sagt der Prophet in seiner milden Art:

„Die Zähne sind wie Perlen weiß!“

und, beschämt von solchem Vorzuge eines verachteten Geschöpfs (da schöne Zähne namentlich im Orient sehr werth gehalten sind), kehren Aller Gedanken sich bald nach einer andern Richtung.

Aehnliches erfuhr ich denn vollends, als ich im Winter 1807 — 1808 auf den Präparirsaal der Anatomie eintrat und selbst nun mit der Untersuchung und Zergliederung menschlicher Leichen mich beschäftigen konnte. So sehr mir sonst schon die Luft eines Krankenzimmers zuwider gewesen war und so sehr ich, bei Liebe zur Kunst und Poesie, mich gern tief in das Reich des Schönen eintauchen mochte, der Leichengeruch dieser kleinen, noch dazu geheizten Zimmer, wo oft drei und vier Cadaver, in Stücken vertheilt, theils aufbewahrt wurden, theils unter dem Messer der Studirenden sich befanden — ich wurde davon durchaus nicht abgeschreckt, ja ich bemerkte ihn wirklich kaum. Ich darf sagen, unter all meinen Commilitonen war keiner, der mit dieser Tenacität an diesen Uebungen festhielt. Es war nicht selten, daß damals, wo überhaupt die Anzahl der Studirenden nicht sehr bedeutend war, ich als der Einzige in diesem Reiche des Todes übrig blieb. Ich erinnere mich eines späten Nachmittags, wo Alles fortgegangen war, selbst der Aufwärter

hatte ſich beurlaubt, der Wind heulte durch die alten Kloſtergebäude des Paulinums und graue Wolken ließen nur ein ſpärliches Licht zu den ſchlecht ſchließenden Fenſtern herein; ich aber ſaß feſt über einem Nervenpräparate, welches ich gern vollenden wollte, und als es nun tiefer dämmerte und ich doch aufhören mußte zu arbeiten, kam es mir allerdings eigen vor, aus allen Ecken dieſe zertrennten menſchlichen Fragmente mich anblicken zu ſehen, aber kein Schauder erfaßte mich und nicht eine Spur von Abſcheu wurde mir fühlbar.

Dieſer Eifer hatte dann allerdings die Folge, daß ich in den Kenntniſſen der Anatomie ſehr feſt wurde. Ich war überall genau bewandert, half mir noch mit vielfältigen Zeichnungen, die ich nach der Natur und nach guten Originalen ausführte, und ſo hatte ich ſpäter denn auch wirklich die Satisfaction, bei einem Examen beſſer in der feinern Anatomie bewandert zu ſein als mein Examinator. Weniger ging mir damals die Lehre vom Leben ſelbſt, die Phyſiologie, auf. Freilich waren die Vorträge darüber, wie ſie zu jener Zeit von Platner und von Kühn gehalten wurden, die troſtloſeſten, und wenn ich von dem gegenwärtigen Stande dieſer Wiſſenſchaft zurückblicke auf das ſogenannte Ganze dieſer Lehren, wie es uns dazumal auf der erſten Landesuniverſität vorgetragen worden iſt, ſo fühle ich, daß es durchaus nicht möglich ſei, daß abermals in vierzig Jahren von jetzt an dieſe Wiſſenſchaft ſolche Fortſchritte gemacht haben könnte, als ſie in den vierzig Jahren von damals bis zum heutigen Tage, im Jahr 1847, in Wahrheit gemacht hat. Unter meinen Arbeiten blieben jetzt auch die übrigen Naturwiſſenſchaften nicht zurück. Botanik ſetzte ich immer noch fort, obwohl ohne in die ſo merkwürdige Geſchichte der Pflanze lebenvoll einzudringen; in die Mineralogie und Chemie führten mich die beſſern Vorträge von Weiß ein, der mir auch ſpäter, als er Profeſſor in Berlin geworden, immer ein geehrter theilnehmender Freund geblieben iſt, und

nach und nach rückte ich nun auch dem eigentlichen ärztlichen Wissen näher und ging über zum Studium der Pathologie, Arzneimittellehre und zur Therapie.

Komme ich nun zu diesen Fächern, so darf ich nicht unterlassen, gleich anfänglich zweier Lehrer besonders zu gedenken, obwohl deren Persönlichkeit und Schriften immer mehr Einfluß auf mich geübt haben, als ihre Vorträge; es waren Burdach und Heinroth. In dem Erstern wurde mir späterhin die physiologische Richtung bedeutend und anregend (Leipzig verließ er übrigens sehr bald), und der Letztere hat mich in philosophischer und psychologischer Beziehung wesentlich gefördert, obwohl eigentlich mehr antagonistisch, denn die meisten seiner Ansichten schienen mir schon damals sehr unzureichend, aber sein joviales theilnehmendes Wesen und sein präciser klarer Vortrag regten mich an und gaben mir Vieles zu denken, was allerdings weit später erst zur eigentlichen Gedankenreife kommen konnte. Ist es doch überhaupt um die Einwirkung der Lehrer auf Studirende eine eigenthümliche Sache! es gelten hier eigentlich nur zwei Momente: entweder der Lehrer muß ein mächtiges Licht der Wissenschaft, ein Genius sein, von dem eine neue Aera seiner Doctrinen anhebt; dann reißt er durch seine geistige Bedeutung selbst den Trägen von seiner Stelle, und der Thätige und Intelligente sieht sich durch ein so großes Vorbild auf unberechenbare Weise gefördert; oder er muß bei nur eben hinreichenden geistigen Mitteln eine lebendige Verwandtschaft zu jüngeren sich entwickelnden Seelen bethätigen. Der junge Geist ist wie die noch schwankende Pflanze, welche der Stütze bedarf; er muß Jemand vor sich haben, der ihn theilweise anregt und ermuthigt und theilweise wieder bei vorherrschend werdender Selbstzufriedenheit zurückweist und widerlegt. In diesem Sinne kann dann oft auch der minder begabte Lehrer mächtig einwirken und Größere erziehen, als von Großen je erzogen worden sind. Heinroth war ein

Mann dieſer Art und ich ſpreche es gern hier aus, daß ich Vieles und Mannichfaltiges ihm danke.

Uebrigens iſt hier nun der Ort, ausführlicher zu gedenken, wie die Art des Studiums der Natur der Krankheiten zu jener Zeit einen ſo weit von der Wirklichkeit abliegenden Charakter durchgängig und überall zeigte. Die Mangelhaftigkeit und das halb nebelhaft rohe, halb ausgetrocknet Abſtrakte damaliger Phyſiologie machte mit voller Gewalt ſich auch in der Pathologie geltend. Anſtatt daß dem jungen Geiſte zuerſt und hauptſächlich nur das Concrete dargeboten werden ſollte (denn eben dieſes Einzelne, dies den Sinnen ſcharf und unmittelbar Entgegentretende — es kann doch gefaßt, es kann auch von dem Kurzſichtigen erkannt werden), ſo liebte man es, gewiſſe abgezogene Begriffe aufzubauen und mitzutheilen und davon Befriedigung des Wiſſens zu verheißen! — Wir wurden viel mit Irritabilität, Senſibilität und Reproduktion und der Eintheilung der Krankheiten nach dieſen Momenten gequält, lange bevor wir wußten, wie im Einzelnen eine Zelle entſtehe, ein Nerv reizbar ſei und eine Faſer ſich zuſammenziehe! Wir ſollten uns die Lehre von den ſogenannten nächſten Urſachen der Krankheiten, welche eigentlich die Krankheiten ſelbſt wären, einprägen, und doch waren die einfachſt ſinnlich wahrnehmbaren Elemente eines Krankheitsprozeſſes uns noch fremd, und ſo Vieles dieſer Art!

Mit großer Treue ſchrieb ich freilich alle dieſe Dinge in den Collegien nach, dachte auch darüber vielfältigſt nach, und glaubte allerdings zuweilen, die Schuld läge an mir, wenn mir aus dieſen Worten und wieder Worten nie ein lebendiges Bild der Sachen hervorgehen wollte! Ja, ich kann ſagen, daß mich zuweilen eine Art von Verzweiflung hierüber ergriff! Und noch finde ich manche ſchwermüthige Aufzeichnung damaliger Stimmungen in alten Tagebüchern. Gewiß, über das nah Liegende, ſinnlich Einfache hatte mich dieſe Behandlung meiner Wiſſenſchaft hinweggeriſſen, und zu

dem größern Ueberblick des Lebens, in welchem das Einzelne wieder nothwendig zu einem höhern Allgemeinen zusammenfließt, war ich noch nicht reif, und so wäre ich vielleicht in dieser Zerwürfniß ganz und gar der Wissenschaft entfremdet worden, hätte nicht zweierlei mich immer wieder zu Athem kommen lassen, mich immer wieder gleichsam auf sichern Boden geleitet, und dies Beides war: das Studium der Naturgeschichte und vergleichenden Anatomie und dann die Liebe zur Kunst und Poesie. Hier tauchte ich bei dem Einen immerfort in die Flut einer Masse naheliegender Thatsachen ein, die meine Beobachtungsgabe und mein Urtheil schärften und erfrischten, bei dem Andern aber erhob ich mich selbst in die freie ätherhafte Schönheit der Gedanken, welche mich erneute und in jedem Sinne des Wortes so mich wieder herstellte, daß ich bald dahin kam, den Muth immer aufrecht zu erhalten und dadurch dann selbst auf den Feldern, die zuerst am wenigsten mich ansprechen wollten, doch mit immer wieder erhobenen Kräften unausgesetzt fortarbeiten zu können.

Von diesen beiden Richtungen ist gegenwärtig noch ausführlicher im Einzelnen zu erzählen, wenn das Bild jener Entwicklungsperiode meines Lebens zu vollkommener Deutlichkeit gebracht werden soll.

Was die Naturwissenschaften betraf, so möchten sie vielleicht nicht in dem Maße damals meinen Geist erfaßt haben, wäre nicht ihr Wesen selbst zu jener Zeit von einer tiefen Bewegung ergriffen worden, in deren Folge ein neues eigenthümliches und bedeutungvolles Princip in ihnen geboren werden konnte. Dieses Princip war das einer höhern Einheit, hervorgegangen im Lichte der damals zuerst sich geltend machenden Naturphilosophie.

Es giebt nämlich wohl Seelen und Geister, denen es wenig Bedürfniß zu sein scheint, von Erfassung irgend einer Einheit, eines Centralpunktes besondere Notiz zu nehmen; alles Leben fließt ihnen vorüber, wie die Wolken am Himmel dahintreiben, wie Herbstblätter auf einem Strome fortgezogen

werden, ohne daß irgend ein Brennpunkt, irgend ein vor Allem einſchlagender unwandelbar feſtſtehender Gedanke dieſen ununterbrochenen Wechſel zum Grunde gelegt werden müßte. Wenn Menſchen dieſer Art, der Betrachtung und Erforſchung der Natur ſich widmen, ſo ſammeln ſie ein unendlich buntes Material, häufen Maſſe auf Maſſe und können bei dem Allen oft dem Ganzen der Wiſſenſchaft ſehr nützlich werden. Es fehlt uns auch nicht an geſchriebenen Werken, welche auf dieſe Weiſe entſtanden ſind, und ich darf nur an die Bibel der Natur Swammerdam's, oder die Inſekten-Beluſtigungen eines Röſel von Roſenhof erinnern, um Kennern dieſer Literatur deutlich zu machen, was wir hier im Sinn haben. Auf dieſe Weiſe ſind eben ſo oft auch große und ſpäter häufig ſehr nützlich gewordene Sammlungen merkwürdiger Naturgegenſtände zuſammengebracht worden rein aus Sammlerluſt, ohne irgend ein beſonderes höheres Ziel.

Dergleichen hatte nun niemals eine entſchiedene Gewalt über mich. Ich habe mich deſſen niemals überhoben, aber es war mir geradezu gegen die Natur; und nehmen wir es ganz einfach, ſo iſt auch jedes ſolches Aufhäufen ohne einen beſondern geiſtigen höhern Zweck, ſeien es nun Koſtbarkeiten, die aufgehäuft, oder Geld, das um des Geldes willen geſammelt wird, oder ſeien es bunte Vögel oder bunte Muſcheln (von denen man ja ſonſt mit großen Koſten ganze Gallerien zuſammenbrachte, weit entfernt von irgend einer wiſſenſchaftlichen Abſicht), immer nicht viel mehr als ein etwas höherer thieriſcher Trieb, wie wir ihn längſt an den Elſtern kannten und wie ihn Gould neuerlich in noch viel merkwürdigerer Weiſe an den Satin birds von Neuholland beſchrieben hat,[1] welche letztere ſich ein beſonderes Vergnügungsneſt (playing ground) zu bauen pflegen, das ſie mit allem Glänzenden und Zierlichen, was ſie gerade auffinden können, verzieren und aufputzen.

In nicht viel anderer Weiſe ſah man nun ſeit Plinius

[1] S. m. England und Schottland 1. Thl. S. 215.

das ganze Material der Naturgeſchichte behandelt, bis der große umfaſſende Weltverſtand des Ritters von Linné zuerſt verſuchte, eine beſtimmte Ordnung in dieſe Mannichfaltigkeit zu bringen und einen Standpunkt zu finden, welcher die ungeheure Maſſe einigermaßen in ein dem denkenden Geiſte erfaßbares und genehmes Verſtändniß zu ſetzen vermöchte.

Bei dem Allen fehlte es dem Syſteme Linné's an einem höhern inwohnenden geiſtigen Princip ganz, es war ein nach ſcharfſinnig aufgefundenen Verſtandesmerkmalen zu Nutzen und zur Erleichterung der Lernenden aufgeführtes großes Gebäude, aber es war weit entfernt davon, in ſich ſelbſt als ein belebendes und belebtes Ganzes zu erſcheinen. Zu dieſem wurde es eigentlich zuerſt, als der bereits von vielen Philoſophen des Alterthums geahnte Gedanke von der innern nothwendigen und unerläßlichen Verbindung des Weltgebäudes zu einem einzigen unendlichen organiſchen Ganzen, mit einem Worte der Gedanke von der Weltſeele, durch Schelling's damals groß und lichtvoll hervortretenden Geiſt zuerſt wieder in die Wiſſenſchaft eindrang. Auf merkwürdige Weiſe klang dieſer Gedanke gleichzeitig in vielen Geiſtern wieder, wie es denn immer zu gehen pflegt, wenn die Menſchheit im Kreißen liegt und eine neue große Idee in ihr hervorzutreten berufen iſt, und ſo fehlte es durchaus nicht, daß ſehr bald die Folgen deſſelben in der Behandlung der Naturwiſſenſchaften ſich geltend machten. Dabei blieben denn freilich auch keineswegs aus vielfältige Ueberſtürzungen und Uebertreibungen! Wie keine Revolution im Politiſchen ſich macht, und wäre ſie auch an ſich beſtimmt, das ſo viel Beſſere und Höhere in das Leben der Menſchheit einzuführen, ohne daß mannichfaltige Unordnung und mancher arge Unfug dabei vorkomme, ſo drängten ſich auch hier neben den Berufenen viele Unberufene zu dieſem neuen Ideenkreiſe heran, und verfehlten dadurch nicht, allen Widerſachern jeder Neuerung hinreichende Blößen zu geben, welche dann benutzt wurden, um das Ganze möglichſt zu verdächtigen.

Unter denen jedoch, die als würdige Priester der neuen Aera zum Altare der Isis traten, stand in Bezug auf Naturwissenschaften oben an: Oken, ein Mann, dem ich erst fast zwanzig Jahre später im Leben zu begegnen Gelegenheit hatte, dessen Geist aber schon damals mich ganz eigenthümlich erfaßte und anregte. Mit großen gewaltigen Zügen wagte er es zuerst in die chaotische Mannichfaltigkeit von Natur, Formen und Thatsachen einen einzigen Mittelpunkt, ein einziges neues belebendes Princip einzuführen, und dies Princip war das genetische, das Princip der Entwicklung.

Ausgehend von dem Gesammtbegriff des einen und ganzen Organismus des Menschen that er zuerst den orphischen Ausspruch: „der Mensch ist das Maß und der Messer der Schöpfung", und gleichsam wie mit einem Schlage war so die ganze ungeheure und unermeßliche Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber gestellt dem einen menschlichen Organismus und seiner besondern Geschichte. Nichts war nun klarer als daß, sobald wir das Recht hatten, die Schöpfung selbst gleichsam als den in allen seinen Phasen und Formen auseinander gelegten Menschen zu betrachten, somit auf einmal ein innerer Schwerpunkt, eine höhere Einheit für alle diese Formen als gefunden sich darstellte. Am unmittelbarsten traten diese Ergebnisse bei der Betrachtung des Thierreichs hervor. Mit Ueberraschung wurde man gewahr, daß eine gewisse allgemeine, nur nie zu weit in's Einzelne auszudehnende Parallele zwischen der menschlichen Entwicklungsgeschichte vom mikroscopischen Ei aus, durch den zarten weichen Embryo bis zu seiner vollkommenen Gestaltung als reifer Mensch einerseits und zwischen den Stufenfolgen des Thierreichs vom mikroscopischen Infusorium an, durch das zarte weiche Molluskum bis zu den menschenähnlichsten Thieren hinauf andererseits unverkennbar sei, und hunderterlei merkwürdige Anwendungen hievon, namentlich auch auf die Rückwärtsbewegung, welche die sich wieder zum Thier hin-

neigenden menſchlichen Monſtroſitäten darboten, ſtellten ſich nun ſogleich deutlich heraus.

Dies alſo war es, was nun auch blitzähnlich in meinem Geiſte gezündet hatte! Ich durfte nicht mehr, wofür ich immer ein Grauen gefühlt hatte, die Natur und insbeſondere die Thierwelt als eine zufällige in's unendlich mannichfaltig gedankenlos variirte Maſſe mir vorſtellen, ſondern ich hatte den geiſtigen Schlüſſel zu dieſen Verſchiedenheiten gefunden; ich durfte nicht mehr nur den Leib der Schöpfung lieben, ich hatte ihre Seele erkannt und fand mich von ihr begeiſtert!

Indem nun aber die vergleichende Anatomie noch weit mehr als Botanik und allgemeine Naturgeſchichte meinen Eifer erregt hatten, ſo war auch insbeſondere erwünſcht zu finden, daß die Erleuchtung, welche von jenen großen Gedanken ausging, recht insbeſondere der vergleichenden Geſchichte des innern thieriſchen Baues und der verſchiedenen Bildung einzelner Organe in verſchiedenen Geſchöpfen zu Gute kam. Gerade zu jener Zeit (1807) erſchien das merkwürdige Programm Oken's, in welchem zuerſt ein Aperçu mitgetheilt wurde, welches früher, aber freilich nur im Stillen, auch von Göthe gemacht worden war, nämlich: daß der Bau des Schädels im Weſentlichen als der einer Wirbelſäule angeſehen werden müſſe. Dieſer Satz war wichtiger, als es auf den erſten Blick ſchien; und Oken's Schrift verfehlte deßhalb ſchon zu jener Zeit nicht, eine große Senſation zu machen. In ihm nämlich wurde, gleichſam als in einem einzelnen ſchlagenden Beiſpiele für viele gleiche Fälle, die entſcheidende Frage an die Forſcher gerichtet: „Iſt es euch gegeben, durch den ewigen Wechſel der Erſcheinung, durch die raſtloſen Metamorphoſen der Geſtaltung hindurch das eine, all dieſer Mannichfaltigkeit zum Grunde liegende Geſetz, das weſentlich feſte Schema dieſer wechſelnden Formen zu erkennen oder nicht?“ Auch in ſolchen Dingen geht es nämlich ſo, daß Die, denen das

Palpable, das den Sinnen unmittelbar Vorliegende, schon als vollkommene Wirklichkeit erscheint, keineswegs sich bemühen nach etwas Uebersinnlichem, hinter diesen Erscheinungen Verborgenem zu suchen; sie bedürfen eben nichts als des Greifbare und auch sie sind in dem oben besprochenen Falle, die Einheit der Welt, welche für die Andern die alleinige wahrhafte Wirklichkeit ist, nicht als höchstes Ziel ihrer Erkenntniß anzusehen, sondern mit der Vielheit sich für vollkommen befriedigt zu erklären. Was mich betraf, so fühlte ich sehr bald, obwohl damals nur noch dunkel, daß ich zu einem andern Glauben gehöre. Mir war es sogleich eine besondere Freude, daß ich in jenem Satze ein höheres Unveränderliches anerkennen durfte, daß ich nun einsah: so tausendfältig auch die Gestaltung des Schädels in sämmtlichen höheren Thierklassen variiren möge, ihr liege doch überall ein einfaches durchaus bleibendes Gesetz und ein festes unveränderliches Zahlenverhältniß zum Grunde.

Zugleich war es jetzt für das Material meiner vergleichend anatomischen Studien wichtig, daß ich, der bisher nur aus dem skizzenhaften Blumenbach'schen Handbuche hatte schöpfen können und dem gar wenig Mittel zu Gebote standen, mit Neuigkeiten mich zu versehen, um jene Zeit durch die Güte eines Verwandten das eben erschienene wichtige Werk G. Cuvier's „**Leçons d'anatomie comparée**“ zum Geschenk erhielt und überdies sämmtliche vergleichend anatomische Abbildungen d'Aubenton's aus der großen Naturgeschichte Buffon's auf eine billige Weise erlangen konnte. Indem so nämlich die Mannichfaltigkeit der erkannten Formen sich steigerte, steigerte sich auch die Freudigkeit, alle diese Gestalten als Glieder einer höhern Einheit nach und nach deutlicher zu begreifen, und so trat mehr und mehr diejenige Begeisterung für die Wissenschaft in mir hervor, welche einestheils hinwiederum den medicinischen Studien zu Gute kam, anderntheils mir schon jetzt den Gedanken näher brachte, mich künftighin insbesondere für das akademische Lehrfach

auszubilden. Dies Alles nun trieb mich vorwärts, entflammte meinen Eifer, begeisterte mich, und eben daß in irgend einer höhern Richtung die rechte und wahre Liebe für Wissenschaft vorhanden sei, darauf kommt es ja überhaupt bei dem jugendlichen Geiste an, wenn größere Resultate erlangt werden sollen, und so habe ich denn auch Alles, was irgend späterhin für scientifische Zwecke von mir erreicht worden ist, zum großen Theile dieser in der geschilderten Weise erweckten und unterhaltenen Anregung zu danken.

Ich sagte aber oben, daß, wenn eben dieser Drang nach Erkenntniß und Vermehrung des Wissens mich einerseits belebte und immer neu erregte, andererseits auch die Liebe zur Kunst und Poesie beitrug, mein Leben, welches in seinen äußeren Verhältnissen bei den vorrückenden kriegerischen Wirren der Zeit von mancherlei Noth mehr und mehr heimgesucht wurde, immer wieder aufzurichten, zu kräftigen und selbst rückwirkend in Beziehung auf wissenschaftliche Aufgaben mich zu fördern. Welche Kunst und welche Poesie daher damals insbesondere auf mich Einfluß geübt habe, davon möchte sonach eine etwas nähere Darstellung ebenfalls in diese Blätter aufzunehmen sein. Ist es doch gewiß niemals ohne eine besondere Bedeutung für den Geistesfortschritt des Menschen, von welcher Art der Kunst die Seite seines Gefühlslebens besonders und zuerst aufgeschlossen worden ist! Ja wir finden selbst in der Geschichte der Menschheit überall gewisse, gleichsam gesetzmäßig hervortretende Folgen der auf ihre Bildung einwirkenden Kunst, Folgen, welche mich oft sonderbar an das allmählige Hervortreten verschiedener Sinnesformen in der Reihe der belebten Geschöpfe erinnert haben. Oder wäre es denn nicht etwa in Wahrheit so, daß, eben wie in der Thierwelt zu allererst das tastende Befühlen, weit später das erst lichtvolle Auge und nur zuhöchst in seiner vollen Entwicklung der Sinn des Gehörs hervortritt, so auch treten mußte, die Kunst, wo greifbar derb und steinern das in der Menschheit als früheste Kunst die der Plastik auf-

Gebilde hingeſtellt wird, dem taſtenden Gefühl in ſeiner Vollendung faſt noch mehr zugänglich als dem Geſicht, daß dann erſt ſpäter ſich die Kunſt des Malers ausbilden konnte, die Kunſt, welche eine ſchon feinſinnlichere Täuſchung in lichtbrechenden oder rückwerfenden Medien durchgängig verſucht, daß aber am letzten, man darf wohl ſagen erſt in der neueſten Zeit, die Muſik ſich vollkommener offenbarte und noch jetzt vielleicht für künftige Generationen manches Myſterium bewahrt, wenn dagegen wirklich die andern Künſte gegenwärtig faſt abgeblüht zu haben ſcheinen?

Was nun mein Leben betraf, ſo habe ich ſchon früher davon geſprochen, wie da die Kunſt des Zeichnens und Malens eigentlich allein jene Entwicklungsreihe begonnen hatte. Bei dem Allen war dieſe Kunſt dazumal noch faſt ohne alle höhere poetiſche Richtung, ſie war bloß Luſt am unmittelbaren Nachbilden der Natur und ſie kam gerade als ſolche meinen naturwiſſenſchaftlichen und ärztlichen Studien in vieler Beziehung zu Gute. Ich führte ſie indeß redlich und nach beſten Kräften fort, beſuchte auch über ein Jahr die Zeichnenakademie unter Schnorr, jedoch nur um nach den dortigen Gypsabgüſſen zu zeichnen, aus welcher Zeit denn einige noch jetzt zu lobende ausgeführte Blätter nach dem Borgheſiſchen Fechter und Aehnlichem herrühren.

Was dagegen die Kunſt der Muſik betraf, ſo lag ſie mir ihrem höhern Sinne nach damals noch ganz verborgen. Zwar hatte ich, wie denn das ſo hergebracht iſt, mich ebenfalls im Klavierſpielen verſucht; ein junger tüchtiger Muſiker, Namens Berger, Sohn eines Cantors in Libertwolkwitz bei Leipzig, mühte ſich ſchon früher einige Zeit ab, mich zu einem einigermaßen leidlichen Pianiſten zu erheben, allein ſeine Mühe hatte wenig gefruchtet, und wenn wir einmal auf das Land fuhren und bei ſeinen Eltern einen idylliſchen Sonntag zubrachten, ſo gefiel mir gewöhnlich ſeine artige Schweſter viel beſſer als ſein Spiel, und ſeine Mühe mich zu bilden, ging darüber völlig verloren. Auch zu Hauſe hörte

ich jetzt wenig Musik mehr; unser Verwandter Müller war als Kapellmeister nach Weimar berufen worden, auch Rochlitz sahen wir selten, und so blieben denn die Noten für mich überall jene geheimnißvollen Charaktere, in welchen mir erst so viel später ein höherer Sinn aufgehen sollte.

Wichtiger für mich und bedeutend auf Geschmack und Nachdenken einwirkend war die dramatische Kunst. Ich rechne es weniger dahin, daß wir Jüngeren früher mitunter versucht hatten, auf kleinen aus Leinwand und gemalten Pappen übel genug zusammengebauten Theatern ein oder das andere Lustspiel selbst mehr zu unserer Ergötzung als zu besondern Genügen der gepreßten Zuschauer darzustellen; ich rechne auch weniger dahin den im Ganzen überhaupt nicht sehr häufigen Besuch der Vorstellungen der damaligen Seconda'schen Gesellschaft in Leipzig, bei welchen, obwohl die Truppe einige wirklich ausgezeichnete Schauspieler zählte, das Princip einer höchst prosaischen Natürlichkeit durchaus vorherrschend war, sondern am folgereichsten waren mir gemeinschaftliche Lectüren einer Reihe ächt classischer dramatischen Werke, zu welchen ich mich mit mehreren andern Studirenden einige Jahre hindurch vereinigt hatte. Wir waren ihrer etwa sieben bis neun, die an solchen Dingen Freude fanden, und Einige von Diesen sind mir dadurch und von da an auch für's Leben näher verknüpft worden, von welchen ich zunächst hier nur gedenken will theils des durch seine gelehrten Herausgaben und Uebersetzungen des Rabelais und Bojardo bekannt gewordenen treuen Freundes Gottlob Regis, theils des trefflichen Philologen Schneider, später Professor zu Breslau.

Wir lasen so mit vertheilten Rollen an bestimmten Tagen nach und nach sämmtliche große dramatische Werke von Shakespeare, Calderon, Göthe, Lessing, Schiller und Andern, wir theilten uns unsere Gedanken darüber mit, und wenn es auch wahr ist, daß in höheren Jahren man in Bezug auf Mittheilungen dieser Art an Andere

überhaupt ſchwierig wird, daß man alsdann nur den ganz verſtehenden Geiſt hiezu fordert und annimmt und außerdem lieber auf eigenes Durchdenken ſich beſchränkt, ſo iſt dies dagegen anders bei dem jugendlichen, noch unreifen Geiſte; — die Jugend iſt die Zeit der Aſſociationen, und daß ſie dieſes iſt, beweist, wie bei Zeitaltern, wo Aſſociation die Loſung des Tages wird, doch zuletzt allemal ein gewiß Ungenügendes und Unzureichendes der Individuen ſelbſt.

So wirkten denn alſo auch auf uns dieſe vielfältigen, gewöhnlich alle zwei Wochen ſich wiederholenden Zuſammenkünfte durchaus geiſtbildend und fördernd. Eine Reihe der außerordentlichſten Werke, welche für einſame Lektüre in der Jugend ſelten zur Aufnahme gelangen (ich will nur an die Reihe hiſtoriſcher Dramen Shakeſpeare's erinnern, die wir alle in ihrer Folge und mit großer Aufmerkſamkeit durchnahmen), wurde auf dieſe Weiſe zeitig ein Eigenthum meines Geiſtes; ich gewöhnte mich an größere Anſichten des Lebens, ein höherer freierer Geiſt begann ſtufenweiſe zu reifen, und wenn ich bedenke, wie zwanzig und dreißig Jahre ſpäter viele derſelben Werke mir nun wieder in anderer und höherer Weiſe in den Vorträgen meines verehrten Freundes Tieck entgegengetreten und dann noch ſo viel durchſichtiger geworden ſind, ſo finde ich abermals, wie in ſo vielem Andern, Gelegenheit, einen gewiſſen großen, eigenthümlich periodiſchen Verlauf jedes weiter ſich ausdehnenden gefunden menſchlichen Lebens in ſeiner innern geſetzmäßigen Folge zu bewundern, ja verehrend anzuerkennen.

Gleichſam aber als ſollte mir denn doch auch die Anſchauung nicht vorenthalten bleiben, auf welche Weiſe bedeutende dramatiſche Werke unter günſtigen Bedingungen durch ſceniſche Darſtellung wirklich neu erweckt und ſo zu ſagen vor unſern Augen belebt werden können, ſo geſchah es, daß im Jahr 1809 die Weimar'ſche, damals noch unter Göthe's beſonderer Leitung ſtehende Schauſpielergeſellſchaft von Lauchſtädt, wo ſie gewöhnlich im Sommer Vorſtel-

lungen gab, nach Leipzig kam und dort ganz neue Erſcheinungen und dieſe auch auf durchaus neue, in einem höhern Sinne künſtleriſche Weiſe zur Anſchauung brachte. In Wahrheit! es wird mir jetzt ſchwer zu ſagen, in welchem Maße eine vollendete Aufführung, wie man damals dieſe Vorſtellungen von Göthe's Iphigenia, Taſſo, Götz, Egmont, den Mitſchuldigen, ja ſelbſt der natürlichen Tochter nennen durfte, auf einen jungen lebhaften Geiſt wirken mußten, der, obwohl im Weſentlichen ganz andern Bahnen zugewandt, doch mit großer Heftigkeit das Beſte, was große Dichter im Felde des Drama's uns hinterlaſſen haben, bereits ergriffen und ſich angeeignet hatte. Jeden Falls war die Wirkung bedeutend, und, wie denn nicht leicht in unſern Zeiten ein irgend lebhafter Sinn vorkommen wird, der nicht mindeſtens für eine kurze Zeit mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit vom Theater angezogen worden wäre, ſo darf ich ſagen, daß dieſe auch im nächſtfolgenden Jahre ſich wiederholenden Darſtellungen diejenigen waren und auch diejenigen geblieben ſind, welche mich mit einer gewiſſen Schwärmerei für das Theater erfüllten und ergriffen, und deren ich noch jetzt mit beſonderer Vorliebe gedenke. Wer von meinen Leſern das Glück gehabt hat, das treffliche Künſtlerpaar Wolff in großen Rollen zu ſehen, der wird hievon die richtige Vorſtellung ſich zu machen gar wohl im Stande ſein.

Bei dem Allen darf ich ſagen, daß dieſe, ſo wenig als andere Kunſtanſchauungen, keineswegs mir die Luſt und den Eifer an meinen übrigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen irgend zu beeinträchtigen im Stande waren; im Gegentheil, ich kehrte zu dieſen von jenen ſtets mit erfriſchtem Geiſte und erhobenem Gemüthe zurück. Mit Ausdauer ſaß ich dann wieder tief in die Nächte hinein über den anatomiſchen Tabellen, die ich mir entworfen, über den phyſiologiſchen, pathologiſchen und morphologiſchen Schriften, die ich mir irgend verſchaffen konnte. Am Tage in Freiſtunden führte ich ſchwierige und feine anatomiſche Zeichnungen aus, ich unterſuchte und zer-

gliederte, was ich nur immer mir für meine Zwecke zuſammenbringen konnte, kurz ich darf ſagen, daß ich mit voller Seele bei der Sache war und daß ich mich tüchtig gerührt habe, um ein Material vorzubereiten und aufzuſpeichern, was mir dann allerdings in ſpäteren Zeiten auf das Wünſchenswertheſte zu Statten gekommen iſt.

Bevor ich indeß weiter verfolge, wie mehr und mehr die Kenntniſſe mir heranwuchſen vom Menſchen und der Natur, die ihn umgiebt, von ſeinem innern Bau und Leben, und von dem Krankhaften, was in ihm ſich entwickeln kann, bleibt mir übrig nachzudenken und darzuſtellen, auf welche Weiſe in jener Zeit Das in mir zuerſt begründet und befeſtigt wurde, was man die Anſicht nennen darf von göttlichen Dingen. Je mehr wir nämlich Menſchen beobachten und bedenken, deſto deutlicher kann es uns werden, daß Etwas ſei in der Seele des Menſchen, was man den wahren geiſtigen Schwerpunkt, den Lichtpunkt und recht eigentlichen Silberblick jeder ſolchen beſondern intellektuellen Welt zu nennen berechtigt iſt, den Punkt, von welchem aus zuhöchſt alles größere Thun und Streben der Seele bedingt wird, den Punkt, an deſſen Höhe eigentlich allein und vollkommen gemeſſen werden kann, was die Seele erſtrebt und was ſie endlich geworden iſt. Dieſes Etwas aber iſt: die Art der geiſtigen Anſchauung des Verhältniſſes alles Vergänglichen zum Ewigen, mit einem Wort, nach dem Selbſtbewußtſein, — das Gottbewußtſein.

Der Verſchiedenheiten in der Art dieſer Anſchauungen ſind nun kaum weniger (wenn alle die feineren Nüancen beachtet werden ſollen) als die der Menſchengeiſter ſelbſt; denn wenn wir ſchon in ganz äußerlichen natürlichen Dingen finden, daß irgend eine beſondere Erſcheinung von jedem Geſicht nur eben auch auf ſeine beſondere Weiſe aufgefaßt wird, ſo muß dies ſich noch mehr bei der Art, wie irgend eine geiſtige Individualität dem höchſten ewigen Myſterium gegenüber geſtellt iſt, der Fall ſein.

Was nun mich betraf, ſo habe ich aber ſchon oben erzählt, wie der erſte Gedankenzug, deſſen ich mich in meiner geiſtigen Entwicklung entſinne, wenn auch in ganz kindiſcher Weiſe das Weſen der menſchlichen Seele zum Gegenſtande hatte, und ich möchte dies um ſo mehr faſt als ſymboliſch betrachten, da, je mehr ich mich in die Zeit zurückverſetze, welche ich in den nächſtvorhergehenden Blättern beſchrieben habe, um ſo mehr ich finde, daß bei allen Beſtrebungen, das ſinnlich Erkennbare feſtzuhalten, doch mich damals immerfort eine ſtille Verzweiflung quälte, und zwar deßhalb quälte, weil jenes eigentlich Urſachliche, Das, was als ein Ueberſinnliches nothwendig doch (wie ich ſehr zeitig erkannte) allem Sinnlichen zum Grunde liegen mußte, mir niemals mit genugſamer geiſtiger Deutlichkeit innerlich aufgehen wollte. Allerdings war, was ich an philoſophiſchen Vorleſungen zu jener Zeit gehört hatte, wenig geeignet, mich hier in irgend einer poſitiven Erkenntniß zu fördern, und von der ganzen Platner'ſchen Skepſis drang mir nur jenes eine gut ausgedrückte Anfangswort tief einſchneidend in die Seele: „Vorausſetzen möchte man, der Menſch lebe in ſtets wachſendem Kummer über das Räthſel der Welt und des menſchlichen Daſeins.“ In Wahrheit, dieſer Kummer war in mir eigentlich unabläßig! Ein gewiſſer Zug von Ernſt und Schwermuth in der Tiefe meines Lebens wurde den Meiſten fühlbar, die mir damals nahe ſtanden. Es war ein Suchen, ein Ringen nach innerer Gewißheit in mir, und das um ſo mehr, je mehr mir das Studium der Natur zeigte, in welchem ewigen Wechſel von Entſtehen und Vernichtetwerden Alles vorüber eilte, was dem minder erſchloſſenen Auge wohl als ein Bleibendes und Feſtes für einige Zeit ſich darſtellen kann. Die ungeheure Frage nach dem „Warum?“ all dieſes Wechſels, all dieſer ſtäten Vernichtung — ſie laſtete oft mit Zentnerſchwere auf dem jungen Geiſte und ich darf es wohl als ein beſonderes Glück und als die Wohlthat einer geſunden und widerhaltenden Organiſation betrachten, daß dieſe

entſchiedene Ueberzeugung von dem an ſich durchaus Vergänglichen und Eiteln alles Irdiſchen mich doch keineswegs abhielt, immerfort bemüht zu ſein, eben dieſes Irdiſche doch auf das möglichſt Vollkommene erkennen zu lernen.

In all dieſem innern Streben und Suchen und mitten unter ſo vielen Arbeiten, welche zunächſt nur die Bewältigung des Materials zur Aufgabe hatten, traten zwei Geiſter in ihren Werken mir näher, welche auf meine weitere Entwicklung nicht ohne großen Einfluß geblieben ſind: Kant und Schelling. Der Erſtere in ſeinen metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft läuterte meine Gedanken über das materielle Subſtrat aller Erſcheinung durch die Deduction der Materie, in wie fern ſie allein begriffen werden könne, als das „Bewegliche im Raume ſchlechthin“. Der Andere in ſeiner tiefſinnigen Naturphiloſophie, deren mächtige begeiſtigende Einwirkung auf meine naturwiſſenſchaftlichen Studien ich oben ſchon berührt habe, erweckte in mir den beſtimmtern Gedanken einer Weltſeele und gab mir darin den Leitfaden, ein höchſtes Göttliches — geiſtig die Materie, oder wie ich es ſpäter genannt habe, den Aether fortwährend Beſtimmendes und Geſtaltendes — in meinem Geiſte allmählig deutlicher aufzufinden und mehr und mehr erkennen zu lernen. Aus ſolchen Elementen alſo entwickelte ſich in mir nach und nach eine Anſicht von dem Verhältniß eines Vergänglichen zu einem Ewigen, bei welcher einmal jenes ſtäte Vernichtet- und Verwandeltwerden erkannt wurde als die ganz nothwendige Folge der Weſenheit der Materie eben als eines ewig Beweglichen an ſich, während ein andermal doch bei all dieſem nothwendigen Untergange ſich wieder ein Troſt und eine Beruhigung dadurch ergab, daß in jenem Höchſten und Göttlichen ein von dieſem Beweglichen an ſich durchaus Unabhängiges klar wurde, ja darin eine Weſenheit erſchien, welche in ihrer ewigen Wahrheit und Schönheit durchaus frei war und blieb von Vernichtung und Veränderung. Wer dieſem Gedankengange aufmerkſam folgen will,

dann wird es nicht entgehen, daß sonach in mir damals schon diejenige Anschauungsform der Welt und diejenige Art des Gottbewußtseins vorbereitet werden mußte, welche dadurch, daß sie bei allem Wissen von der Nothwendigkeit das verschiedene Bewußtsein eines Stätigen und Bleibenden enthält, doch zuletzt allein eine höhere Befriedigung meiner Seele gewähren konnte. Freilich lag von damaliger Erkenntniß aus noch ein weiter Weg zu durchwandern bis zu jener innern Klarheit und Einsicht, wie ich sie so viel später in einem neuern Werke [1] dargelegt habe; manche andere Geister mußten noch zu diesem Endziel von mir näher erkannt werden, und vielfältiges schmerzliches Ringen und Arbeiten blieb noch lange bis dahin meines Geistes Aufgabe; aber es galt ja doch auch nur hier den Versuch, dem Leser zu einiger Deutlichkeit zu bringen, auf welchem Wege in mir diejenige Ansicht von göttlichen Dingen sich habe begründen können, welche mehr und mehr in mir zu vollenden und zu bethätigen ich späterhin immer als höchstes Ziel meines Geistes empfunden habe. Gelingt es mir übrigens in Zukunft das Bild meiner innern Entwicklung nach und nach immer weiter zu zeichnen, so wird namentlich in diesen Beziehungen noch so manch Wichtiges nachzutragen sich reiche Gelegenheit finden.

Für jetzt ist nun eine andere Aufgabe noch vorliegend, nämlich mir deutlich zurückzurufen und darzustellen, wie und unter welchen innern Bewegungen mein Eintritt in das eigentliche Wirken des Arztes sich damals begab. Ich habe nämlich früher erzählt, daß die besondere sensible Natur in mir, welche vielleicht namentlich von meiner Mutter auf mich übergegangen sein mochte, mir eine gewisse physisch begründete Scheu gegen die Atmosphäre jedes Krankenzimmers gegeben hatte, eine Scheu, die mehr noch in einem besondern schmerzlichen Mitgefühl und dem unwillkürlichen Widerwillen eines innerlich Gesunden gegen Krankheit an sich begründet war,

[1] Carus, Psyche, zur Entwicklungsgeschichte der Seele. Pforzheim, Flammer und Hoffmann, 1846.

als in irgend einer Furcht. Schon das wissenschaftliche Studium der verschiedenen Formen des Krankseins und eben so die vielfältige praktische Beschäftigung mit Anatomie hatte nun freilich diese Apprehension sehr gemindert, dessen ungeachtet war es aber immer auch in dieser Beziehung ein Ereigniß für mich, als ich mit dem Jahr 1809 zuerst unter Reinhold und dann unter Clarus in die Krankensäle des Jakobhospitals eintrat, und nun selbst anfing, an der Behandlung der Kranken Antheil zu nehmen.

Ich darf sagen, daß ich schon dazumal, wie sodann immerfort in meinem Leben, den Beruf des Arztes nur in einem würdigen und großen Sinne gefaßt hatte; die Annäherung der Heilkunst an das Priesterthum, welche schon die alten Geschichten griechisch ärztlichen Tempeldienstes mir deutlich werden ließen, trat mir noch weit näher, indem sich mir jetzt ein lebendiger Blick in die unzähligen Formen menschlicher Leiden und menschlichen Elends eröffnete, und wie nun einestheils schon durch die Größe des Gefühls, zur Minderung dieser Leiden berufen zu sein, auch die letzte Spur jener ursprünglichen Scheu meines Wesens gegen Krankenatmosphären wirklich aufgehoben wurde, so trat anderntheils jetzt eine Stimmung hervor, welche von einer neuen Seite mich gegen diesen Beruf immer entschiedener hinzog. Indem ich mir nämlich einer großen innern Reizbarkeit und Empfänglichkeit gar wohl bewußt war, und mir auch eben dadurch nicht entgehen konnte, daß ich selbst der Mittheilung schädlicher Lufteinwirkungen in einem Spitale, welches gerade zu jener Zeit eine Menge bösartiger Fieber umfaßte, immerfort weit offener als viele Andere sein würde, so konnte es nicht fehlen, daß es mir alsbald groß und würdig erscheinen mußte, mich für ein so hohes Ziel gleichsam selbst als Opfer meines Berufs darzubieten. Ich entsinne mich daher noch ganz gut des eigenen Gefühls, welches ich hatte, als ich das erste Mal, mit meinen Mitschülern dem Lehrer folgend, die Treppe hinanstieg zu den Krankenzimmern, welche

die typhösen Kranken enthielten; es war ganz das Gefühl eines jungen Kriegers, der sich für einen höhern Zweck muthig zum Opfer darbringt; und doch ahnte ich damals noch nicht, daß vier Jahre später mich wirklich die Atmosphäre der Kriegslazarethe ganz an den Rand des Grabes bringen sollte! Bei dem Allen focht damals der regelmäßige Besuch der Klinik meine Gesundheit durchaus nicht an, ich wurde allmählig vertrauter mit dem Umgange mit Kranken, und es war vielleicht für meine eigene Entwicklung in dieser Sphäre noch besonders günstig, daß ich etwas über ein Jahr später, noch außer den Krankenbesuchen des Spitals, Gelegenheit erhielt, in die Behandlung von Kranken innerhalb ihrer Familien, durch eine übernommene Famulatur, eingeführt zu werden.

So wichtig es nämlich auch dem jungen Arzte ist, bald durch Benutzung großer Spitäler möglichst mannichfaltige Formen von Krankheiten kennen zu lernen, so wenig wird ihm doch eine bloße Spitalpraxis das eigentlich so schöne und echt menschliche Verhältniß des Arztes seinen Kranken gegenüber aufzuschließen im Stande sein. Allzuleicht wird ihm, wenn außer der ärztlichen Untersuchung und Anordnung gar keine Beziehung zu dem Kranken eintreten kann, dieser selbst nach und nach bloß zu einem Objekt seiner Kunst, zu einem Phantom, an welchem man im Diagnosticiren sich üben, und zu einem Plastron, gegen welches man die verschiedenen Arzneiwirkungen mehr oder weniger rücksichtslos versuchen darf. Wie nachtheilig dies in manchen Staaten, wo junge Aerzte drei und vier Jahre hindurch bloß im Behandeln der Kranken in Krankenhäusern festgehalten werden, schon auf die öffentliche Uebung der Medicin gewirkt hat, darüber habe ich mich bereits an andern Orten ausgesprochen und den Gegenstand ernstester Berücksichtigung empfohlen.

Was mich betraf, so sollten also auch in dieser Beziehung zeitig schon günstigere Verhältnisse mir eröffnet werden. Dr. Jörg, damals ein junger strebender Mann, der

vergleichenden Anatomie besonders zugethan und sie für sein eigentliches Fach, die Geburtshilfe, besonders in Beziehung auf die Lehre von der Fruchtentwicklung vielfältig heranziehend, machte mir, dem ich aus seinen Vorlesungen und durch meine zootomischen Studien bekannt worden war, gegen Ende des Jahres 1810 den Vorschlag, ihn in der Behandlung seiner Kranken zu unterstützen. Ich nahm es an und meine Arbeiten und meine Thätigkeit erhielt in diesem neuen Felde dann abermals einen bedeutenden Zuwachs. Freilich kam es nun, daß eigene eifrig fortgesetzte Arbeiten und gehäufte äußere Beschäftigungen meine Zeit jetzt dergestalt in Anspruch nahmen, daß ich manche Nacht daran geben mußte, und da mir außerdem nicht verborgen blieb, daß die Vermögensumstände meiner Eltern mehr ab- als zunahmen und da sofort manche Sorgen auch von dieser Seite mich umdrängten, so erinnere ich mich denn wohl, daß damals mein körperliches Befinden wahrhaft zurückging und daß ich nach und nach in ein bleiches angegriffenes Aussehen verfiel, von dem ich erst später mich wieder erholen konnte.

Besonders wurde mir nun aber auch klar, daß, wenn bei meinem ersten Eintreten in die von Contagien erfüllten Krankensäle eine eigene Art von Todesverachtung von mir gefordert worden war, dagegen jetzt, der Eintritt als Arzt in die Familien, das Opfer der Zurücksetzung des eigenen Lebens in vieler Beziehung gebieterisch verlangte. Tritt doch hier das sonderbare Verhältniß ein, daß der Arzt, so wie er sich einmal als solcher dem Publikum gegenüber darstellt, gewissermaßen auf seine eigene menschliche Freiheit Verzicht leisten muß; und wer da weiß, was das Wort „Freiheit" inbegreift, wird dieses Opfer ohne Zweifel nicht niedriger anschlagen als die Gefahr des Todes.

Von dem Augenblick an nämlich, daß wir uns den Familien gegenüber als Arzt darstellen, geben wir gewissermaßen einem jeden Kranken das Recht, über unsere Zeit zu gebieten. Es giebt keine uns noch so werthe und wichtige

Beſchäftigung oder Arbeit, von welcher uns nicht, ſei es Tag oder Nacht, der Leidende abzurufen das Recht hat; wir hören bis auf einen gewiſſen Grad auf, uns unſere Lebensordnung ſelbſt vorzuſchreiben, wir können in Allem unterbrochen, überall geſtört werden, und wir ſind in dieſem Sinne wirklich, wie mir früher ſchon einmal ein alter Arzt ſagte, „unſeres Lebens nicht mehr ſicher".

Auf mich verfehlten denn allerdings dieſe Wahrnehmungen, die mir erſt nach und nach hervortraten, keineswegs eine eigene und anfangs oft bedrückende Wirkung zu machen; die ſchwermüthige Stimmung, die mir aus andern Gründen, wie ich ſchon anführte, oftmals kam, wurde durch dergleichen natürlich eher geſteigert als gemindert, und ich erinnere mich noch immer, wie ſchwer ſie mir einſt in einer Nacht hervortrat, als ich für Jörg bei einem ſchweren Kranken zu wachen berufen war. Das Bett des Leidenden nämlich war, wie man es oft einzurichten pflegt, mit einer ſpaniſchen Wand umſtellt und gegen Zug ſo geſichert. Ich ſelbſt befand mich auf meinem Seſſel mit einem Buche bei ſpärlicher Erleuchtung vor dieſem Schirme, um jede Regung des Kranken ſogleich hören zu können. Mitternacht war vorüber und die Augen brannten mir vom Leſen, denn eben hatte der Kranke etwas geruht. Ich legte das Buch weg und muſterte etwas das Zimmer; da fielen meine Augen auf die altfränkiſchen Malereien des Bettſchirms: allerhand Sinnbilder, jedes mit ſeinem Motto, waren in großen Ovalen daran angebracht; endlich haftete ich auf dem einen — es ſtellte einen Mann dar, der unter einer ſchweren Laſt nur mühſam daherſchritt; darum war geſchrieben: „**Aliis inserviendo consumor**,"[1] und ſogleich trat mir die ganze Schwere des Berufs, dem ich mich gewidmet hatte, ihrem vollen Gewichte nach entgegen — prophetiſch genug! Denn unter vielem Guten und Schönen, das ich dankbar empfangend zu verehren niemals

[1] Andern dienend werde ich aufgerieben.

ermangelt habe, ist mir denn doch auch diese Schattenseite oft genug empfindlichst fühlbar geworden.

Es konnte nun freilich nicht fehlen, daß Betrachtungen dieser Art bei vielen Gelegenheiten sich wiederholen mußten, und daß ich zuweilen wohl nachzudenken anfing, ob es mir gerade bei diesem lebhaften und schweren Empfinden einer solchen Freiheitbeschränkung wirklich ganz angemessen bleiben werde, mich unbedingt dem ärztlichen Berufe dahin zu geben? Hinzutrat das immer steigende Interesse für meine vergleichenden anatomischen Forschungen und die Ueberzeugung, daß ich, wenn die nach außen mich führenden Geschäfte mehr und mehr sich häufen würden, auf keinen Fall im Stande bleiben könnte, der tief in mir begründeten Neigung für reine theoretische Wissenschaft in dem Maße nachzugeben, wie ich es doch für eigene innere Ausbildung dringend zu wünschen alle Ursache hatte. Die Laufbahn des akademischen Lehrers war unter diesen Umständen die, welche mich mehr und mehr anreizen mußte. Hier war es, wo eine freie und wenn auch anfänglich nur spärlich gesicherte Existenz den Strebenden und Tüchtigen erwartete. Eine fortgesetzte, aber nicht ausschließliche praktisch-ärztliche Beschäftigung, die in anderer Beziehung doch auch mir sehr werth war, ließ sich, wie ich es bei mehreren Professoren bemerkte, sehr wohl damit verbinden, und von nun an hatte ich nichts Eifrigeres zu thun, als mich für diesen zwiefachen Beruf durch möglichst angestrengte Thätigkeit vorzubereiten.

Im Jahr 1811 war es daher, daß ich um die Würde mich bewarb, durch welche die erste Möglichkeit gegeben werden konnte, mich im Berufe eines akademischen Lehrers zu versuchen. Es bestand damals auf der Universität, wie auch noch jetzt, der aus vergangenen Jahrhunderten herübergebrachte Gebrauch, den an sich so bedeutungsvollen Titel eines Doctors der Philosophie, als den ersten leichtest erreichbaren, dem jungen Gelehrten hinzugeben. Gleichzeitig erhielt er dann auch die Bezeichnung eines **Magister liberalium**

artium, und man fand so manchen alt gewordenen Studiosus an der Alma mater, dem zeitlebens nur dieser etwas verbrauchte und veraltete Lorbeer um's Haupt gelegt blieb. Nach einigen eingereichten Arbeiten und mündlicher Prüfung wurde denn auch mir diese Würde verliehen, allein um das in neuerer Zeit weit mehr beschränkte Recht zu erlangen, Vorlesungen öffentlich anzukündigen und zu halten, genügte nun der Titel nicht: ich mußte, wie man es nannte, mich habilitiren, d. h. eine Dissertation schreiben und öffentlich vertheidigen.

Wenn nun in Etwas die Jugend beneidenswerth ist, so ist sie es namentlich in einem gewissen frischen Muth und einer ruhigen Sorglosigkeit, welche machen, daß so Manches ihr durchgeht und so Manches ihr gelingt, was eben nur auf diese Weise gelingen konnte. Denke ich jetzt daran zurück, wie ich damals mit noch so geringen Mitteln und in so jungen Jahren nicht zurückschrecken konnte vor dem Gedanken, theils schon jetzt eine eigene gelehrte Abhandlung an's Licht zu stellen, theils Vorträge zu wagen, zu denen doch eigentlich eine so weit größere Reife und so weit reicheres Material nothwendig gehörten, als mir zu der Zeit zu Gebote standen, so erstaune ich fast, daß ich dergleichen wirklich unternommen habe, segne aber zugleich den Muth, der es mich unternehmen und vollbringen ließ, indem ohne diese Zwischenstufen das Gebäude meines weitern Lebens niemals hätte aufgeführt werden können.

Doch ehe ich nun diesen ebengenannten Bestrebungen weiter nachgehe, muß ich jetzt noch eines Ereignisses gedenken, welches ebenfalls folgenreicher für mein späteres Leben geworden ist, als damals ich es irgend zu ermessen im Stande war. Bis zu jener Zeit hatte es nämlich der Stadt und der Universität Leipzig an einer Anstalt gefehlt, welche theils armen Gebärenden einen anständigen Zufluchtsort darbot, theils den Medicin Studirenden Gelegenheit verschaffen konnte, in einem der wichtigsten Zweige der Heilkunst, in dem, der

den Eintritt des Menschen in dies Dasein zu bewachen und bisweilen zu befördern bestimmt ist, die nöthige Kenntniß und Uebung sich zu verschaffen. Jetzt war es endlich durch Vermächtnisse Wohlwollender und Wohlhabender möglich geworden, unter dem Namen der Trier'schen Stiftung ein Entbindungsinstitut zu gründen, als dessen Director Jörg sofort angestellt wurde. Zugleich war denn auch ein Assistent des Professors einer solchen Anstalt unerläßlich. Er hatte die Akten der Anstalt zu führen und in Abwesenheit des Professors Hilfe zu leisten, wo es nöthig war. Mir, der ich Jörg, wie erwähnt, schon in seiner Privatpraxis beigestanden hatte, fiel denn nun auch diese Stelle zu, die, obwohl mit nur sehr spärlichen Emolumenten versehen, mir dadurch doch zu großem Nutzen gereicht hat, daß sie in einem Zweige der Heilkunde mich bald sehr einheimisch werden ließ, welcher späterhin mich eine Reihe von Jahren hindurch fast ausschließend praktisch beschäftigt hat. Mochte mich doch das an sich weichere und mildere Wesen meiner Natur wohl besonders geeignet erscheinen lassen, das zartere Geschlecht in allen seinen Eigenthümlichkeiten tiefer zu verstehen, seine Leiden angemessener zu begreifen und ihm insbesondere die geeignete ärztliche Hilfe deßhalb sicherer zu bringen, weil gerade ein feiner Organismus, wie der weibliche, im gesunden und kranken Zustande immer weit mehr von seiner psychischen Individualität abhängig sein wird, und weil diese Individualität eben darum einestheils so viel leichter verletzt und zurückgestoßen werden muß, wenn sie sich nicht verstanden und nicht begriffen empfindet, anderntheils aber auch der wohlthätigen Einwirkung weit entschiedener zugänglich sein wird, wenn diese Einwirkung von dem Verstehenden und irgendwie Verwandten ausgeht.

Gewiß, es giebt immer zu eigenen Betrachtungen Anlaß, wenn man so recht aufmerksam verfolgt, wie aus den verschiedensten Elementen und immer in unerwarteten Wendungen, ein menschliches Leben so allmählig sich heraufbaut!

Es kann bei solchen Betrachtungen uns dann nicht entgehen, den feinen organischen Fortschritt zu bewundern, nach welchem, scheinbar ganz unabsichtlich, und, wie wir dann zu sagen pflegen, gleichsam zufällig, so Moment an Moment, Begegnung an Begegnung sich reiht und dies Alles, so lange es nur überhaupt ein gesunder und in sich wahrer Lebensgang ist, zu einem höhern Zwecke führt und einer höhern Absichtlichkeit dient. Ist denn doch auch nichts mehr geeignet, über einen weiter bevorstehenden Lebensweg höhere Beruhigung und festeres Vertrauen zu geben, als die gewonnene Ueberzeugung von jener tiefen Absichtlichkeit vorhergegangenen Fortschreitens bei aller scheinbar vollkommener Zufälligkeit! — Wir gewinnen gleichsam durch solche Betrachtungen die Versicherung, daß so lange wir nur selbst diesen freilich mitunter überraschenden und seltsamen Führungen mit Ruhe und Hingebung nachgehen, so lange wir von jeden gewaltsamen Eingriffen in diese auch wieder eigenthümlich organischen Vorgänge uns fern halten, so werden alle diese Entwicklungsbewegungen nicht verfehlen, einem höhern Ziele uns entgegenreifen zu machen.

Was mich betrifft, so fühle ich mich unwillkürlich zu diesem Ausruf gedrängt, wenn ich in so viel späterer Zeit jetzt vollkommen deutlich erkenne, wie wichtig alle jene kleinen damals so ganz unerwartet sich folgenden Ereignisse für mein späteres Leben gewesen sind und nothwendig werden mußten.

So war es denn also mitten unter sehr verschiedenartigen Aufgaben und Arbeiten, daß ich daran ging, die Bedingungen zu erfüllen, unter welchen mir es gestattet sein sollte, Vorlesungen an der Universität zu halten. Zuerst hatte ich mir ein Thema zu einer lateinischen Abhandlung zu wählen, welche ich drucken lassen und öffentlich vertheidigen sollte. — Verschiedenes wurde durchdacht und geprüft. Die großen allgemeinen Betrachtungen, zu denen die Naturphilosophie die meisten jungen und strebenden Geister damals hindrängte, sie waren es, die auch mich vielfach beschäftigten,

und aus ihnen griff ich alsbald Das heraus, was mir selbst insbesondere neu und bedeutend erschienen war, nämlich den Gedanken eines einzigen, allverbreiteten, nur in unendlich verschiedenen Formen sich offenbarenden Lebens. — Daß die Bewegung der Weltkörper, der Umschwung der Planeten und Kometen und Monde, in eben dem Maße eine Verkündigung eigenthümlichen Lebens sei, wie die Verwandlungen der Pflanzen und das Umkreisen der Blutkörperchen in den Säften der Thiere — in dieser Erkenntniß hatte ich eine besondere Befreiung meines Geistes aus dunklen beengenden Vorstellungen eines todten Mechanismus empfunden, und den Triumph dieser Erkenntniß öffentlich auszusprechen und zur Anerkennung zu bringen drängte es mich denn vor allen Dingen.

Bei diesem Stoff also blieb ich stehen, unbeachtet dessen, daß in mir selbst noch lange nicht Reife genug vorhanden war, um einer so großen, aber noch vielfach angefochtenen Wahrheit allgemeinere Geltung verschaffen zu können, ja auch nicht beachtend, daß mir, gleich der Fülle des Materials, selbst der Reichthum der Sprache für solchen Gegenstand keineswegs hinreichend zu Gebote stand, ging ich unmittelbar auf die Sache zu und schrieb unter dem Titel: „**Specimen Biologiae generalis**“ [1] eine kleine Abhandlung, der es freilich an vielen Unvollkommenheiten und Irrthümern nicht fehlte, welche aber doch, ihrer innersten Gesinnung nach, noch heute vor meinem Wahrheitsgewissen durchaus gerechtfertigt ist.

Die öffentliche Vertheidigung derselben hatte Statt am 15. October 1811. Manchen gerechten Tadel, aber auch allerhand curiose Einwürfe hatte ich zu bestehen; wie ich mich denn noch erinnere, daß ein alter steifer Professor, Namens Birkholz, von dem der Wissenschaft nie etwas zu Gute gekommen war und der auch längst keine Vorlesungen mehr hielt, mich damit aus der Vorstellung allgemeinen Lebens herauszuschlagen versuchte, daß er mir, auf die

[1] Entwurf allgemeiner Lebenslehre.

von der Zeit gebräunten Bänke des Saales zeigend, zurief: „numne hoc scamnum vivit?“ [1] worauf ich denn freilich leicht erwiedern konnte, daß dies jetzt dürre Holz nur die Leiche eines einst lebenden Baumes sei und daß die Substanz deſſelben nach allmähligem Zerfallen ſchon die Bedeutung habe, dereinſt wieder anderm Leben zu dienen.

Uebrigens war die ganze Lokalität, in welcher damals dergleichen öffentliche Actus gehalten wurden, merkwürdig genug. Dieſer alte faſt kellerhafte Saal — man nannte ihn das „Philoſophicum“ — lag in einem an den ehemaligen Wall ſtoßenden Hintergebäude des ſogenannten „Schwarzen Bretes“, eines der Univerſität ſeit Jahrhunderten gehörigen Hauſes in der Ritterſtraße, unter deſſen Thore ſämmtliche Patente und Placate der Univerſitätsgerichte wie des Studentenverkehrs an eine ſchwarze Tafel angeheftet zu werden pflegten. Jener urväterliche, mit ausgetretenen Backſteinen gepflaſterte Saal trug denn auch die Farbe und das Gepräge vorübergegangener Jahrhunderte vollſtändig; er enthielt ein höheres und ein davor angebrachtes niederes Katheder, über welchen ein altes vergittertes Oberlicht vom Walle her nothdürftigen Tag hereinließ; alte hölzerne Pfeiler trugen die mit Holzwerk und verrauchten Malereien verzierte Decke, an den Wänden herum liefen die erhöhten Bänke für die Profeſſoren und Doctoren, über dieſen hingen einige kaum recht mehr kenntliche lebensgroße Bilder ehemaliger Churfürſten von Sachſen, und der untere mittlere Raum enthielt endlich die hölzernen verſchlagenen Bänke für die zuhörenden Studenten. Ueberhaupt konnte damals die Univerſität in ihren Gebäuden des Alterthümlichen noch viel aufzeigen, wie denn namentlich das alte Paulinum mit der ganz klöſterlich eingerichteten, hinter hölzernen Verſchlägen in ſpitzbögigen Gewölben aufgeſtellten und mit alten Bildern der Reformatoren gezierte Bibliothek ein Lokal war, welches Göthe manchmal vorgeſchwebt

[1] „Lebt etwa auch dieſe Bank?“

haben mag, als die ersten Scenen des Faust in seinem Geiste zu reifen begannen.

Auch war damals das Geschichtliche all dieser Einrichtungen uns erst kürzlich recht vergegenwärtigt worden, indem nur zwei Jahre früher, 1809, das vierhundertjährige Jubiläum des Auszugs der Studenten und Lehrer aus Prag, und die Begründung ihres neuen Wohnsitzes in Leipzig, mit großem Kirchgange und abendlichen Fackelzügen von Allem, was zur Universität gehörte, feierlichst begangen worden war.

Doch ich kehre zurück zu meiner Disputation, welche denn damit sich endigte, daß mir die Erlaubniß, Vorlesungen halten zu dürfen, verliehen, und ich als Privatdocent und (wie man es in einem gewissen Mönchslatein nannte) als **Magister legens** in die Verzeichnisse der Lehrer an der Universität aufgenommen wurde.

Von diesem erlangten Recht machte ich dann sofort beim Anfang des nächsten Cursus der Vorlesungen Gebrauch, indem ich auf gutes Glück hin „Vorlesungen über einen Theil der vergleichenden Anatomie" ankündigte, eine Wissenschaft, die damals auch eben erst anfing, eine allgemeinere Geltung zu erhalten, in Deutschland zuerst durch Blumenbach, an der Leipziger Universität aber noch niemals vorgetragen worden war. So gewöhnlich es daher sonst zu sein pflegte, daß die ersten Ankündigungen von Vorlesungen junger Docenten ganz spurlos vorübergingen, so erregte doch diese Ankündigung sogleich entschiedene Theilnahme. Ungefähr ein Dutzend junger strebender Leute, unter denen einige, welche späterhin einen bedeutenden Namen im Fache der Naturwissenschaft erlangt haben, sammelten sich um mich, ich trug ihnen vor das Beste, was mir selbst bekannt worden war, ich lernte selbst zu unter dem Lehren, die Zuhörer erhielten mir eine frische Theilnahme. Diese Vorlesungen wiederholten sich in den nächstfolgenden Jahren und dehnten sich mehr aus, kurz noch gegenwärtig gereicht es mir zur

Freude, in dieſer Weiſe damals, und ſchon in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, der Erſte geworden zu ſein, der auf einer ſächſiſchen Univerſität eine Wiſſenſchaft vorgetragen hat, deren ganzer Umfang und tiefe Bedeutung um ſo mehr erkannt werden muß, je mehr ihr großer Einfluß auf Alles, was Phyſiologie und Lehre vom Leben heißt, eingeſehen und begriffen werden kann.